

Heinrich Federer und Italien

von Dr. P. Sigisbert Frick, O.S.B., Sarnen

Beilage zum Jahresbericht der Kantonalen Lehranstalt Sarnen
1948/49

Heinrich Federer und Italien

von Dr. P. Sigisbert Frick, O.S.B., Sarnen

Beilage zum Jahresbericht der Kantonalen Lehranstalt Sarnen
1948/49

Sarnen 1949 Buchdruckerei Louis Ehrli & Cie.



Heinrich Federer

Haas-Triverio, Roma

Vorwort

Am 29. April 1928 stand Heinrich Federers Dichterherz fast plötzlich still. Es hatte viel gelitten in den etwas mehr als 60 Jahren, die dem Dulder auf dieser Erde beschieden waren. Eine große Trauerklage ging durch Federers Heimat und darüber hinaus. Ein Mensch hatte Abschied genommen, der in seiner Güte gar vielen ein Freund und Bruder gewesen war.

Vieles ist über Federer und sein Werk geschrieben worden, seitdem der Dichter seine Mitmenschen mit reichen Händen zu beschenken begonnen hat und ganz besonders seitdem er uns wieder genommen ward. Seine Freunde gaben ihrem Schmerze Ausdruck, ihn verloren zu haben. Junge Gelehrte machten sich daran, sein Werk zu deuten und es in seiner Tiefe und Schönheit, seinem Reichtum und seiner Kraftfülle der Mit- und Nachwelt zu erschließen. Von den verschiedensten Seiten her ist das Schaffen Federers beleuchtet worden. Ab und zu ist auch ein Wort gefallen über seine Wanderfahrten im umbrischen Land, über seine Liebe zur Heimat des Poverello von Assisi. H. Odermatt hat in seinem tiefempfundenen Abschiedswort an Federer die diesbezügliche Aufgabe des künftigen Biographen des Dichters angedeutet mit den Worten: »Es muß eine ganz besondere Wonne sein, die Fährte der italienischen Pilgerfahrten wieder aufzudecken, auf den Spuren des hl. Franz, für den der Meister so große Verehrung hatte, zu wandeln, in die Abruzzen zu streifen mit ihrem vielgezackten Profil, in die weitausladende, sonnenbeglänzte Campagna. Und er wird zu einem ‚letzten Stündlein‘ landen in der Ewigen Stadt, dem Zenit jeder Italienfahrt¹.« Über diese italienischen Stunden in Federers Leben fehlt bisher eine eigene Arbeit. Und doch verstehen wir seine Lebensstage und sein Schaffen nur, wenn wir wissen, von welcher Bedeutung das Erleben Italiens für ihn ist. Wenn es mit dieser Arbeit gelingt, zu zeigen, was Italien, Land und Volk unserm Federer geworden ist, dann erhellt aus ihr die beglückende Tatsache, daß unser Dichter auch in dem Sinn ein echter Schweizer ist, als es ihm gelungen ist, eine Brücke zu sein zwischen Nord und Süd, ein Mann, der auch im fremden Land die Heimat im Herzen trug und ihr treu blieb, selbst wenn es ihm unter südlicher Sonne besser ging als auf der schweren Schweizererde. Es muß aus dieser Arbeit — soll sie ihren Zweck erfüllen — aber auch hervorgehen, daß es Federer, wie sonst nur wenigen Italienfahrern, gelungen ist, dieses Landes und Volkes Eigenart zutiefst zu erfassen. Feinsinnig hat diesbezüglich Maria Waser beim Tode Federers geschrieben: »Eines Tages war er aus seinen Bergen da heruntergestiegen, der Sonne nach mit seiner kranken Brust, hatte sich zu den kleinen Buben gesetzt, hatte mit Bauern und Hirten das karge Brot geteilt, hatte sich der

italienischen Erde ans Herz geworfen mit derselben heitern Inbrunst wie seinem alten Heimatboden, und Menschen und Erde hatten ihm seine Liebe erwidert und sich ihm aufgetan, daß er im Rätsel lesen, es deuten und sie uns zeigen konnte, wie er sie vernahm, Erde und Menschen, mit ihren Herrlichkeiten und Hinterhalten, dieses vielfältige, nie zu erklärende italienische Volk mit seinen wunderlichen Begegnungen von Schwarz und Blond, von Wildheit und Süße, von Askese und Üppigkeit und Herrscherwut und Demut und Größe und Verschlagenheit, Blutdurst und kindseliger Harmlosigkeit. Und wenn nun auch der eine und andere finden mag, daß seine Lösung allzu menschlich schlicht ausgefallen sei, sahen seine Dichteraugen nicht dennoch tiefer als Gelehrsamkeit jemals, jemals dringen wird? Denn einfach ist des Rätsels letzter Grund².«

Im ganzen Schaffen Federers zeigt sich nirgends so klar sein tiefes Verständnis für die Geschichte und seine geradezu überraschenden Kenntnisse in Kunst und Literatur, wie in seinen Werken über Italien. Der Plauderer — und als solchen lieben wir ja Federer in allererster Linie — wird hier oft zum Gelehrten und zum Lehrer und weist uns den Weg zu einem wahrhaft beglückenden Erleben des fremden Landes, des lieben Volkes, mit dessen Sprache und dessen Gesamtkultur er uns vertraut macht, in dessen dunkle und sonnige Tage vergangener Zeiten er uns den Weg bahnt, für dessen Tiefstes, die Religion, er uns das Verständnis schafft.

So wird Heinrich Federer, der jedesmal bereichert aus Italien zur alemannischen Erde zurückkehrte, im schönsten Sinn zum wahren Schweizer, dessen Aufgabe es nach Gottfried Kellers Worten ist, das Vaterland eines jeden zu achten, das seinige aber zu lieben.

Ich erachte es nicht für angebracht, Vergleiche zu ziehen zwischen unserm Dichter und andern Italienfahrern, die einen Platz gefunden haben in der Literaturgeschichte. Es ging mir nur darum, Federers Italienerlebnis darzustellen.

Italiensehnsucht

Düster ist das Bild, das Heinrich Federer von seinen Jugendjahren entwirft. Als Sechziger, dem Grabe nahe, wirft er seinen Blick nochmals in die Zeit und ins Land seiner Wiege zurück, über der kein heller Glücksstern strahlte. Er ruft in seiner Erinnerung jene Menschen wach, die ihm die ersten Schritte ins Leben hätten erleichtern sollen. Hart ist manches seiner Worte, bitter manche Erinnerung, vor allem an den Mann, der ihm hätte Vater sein sollen, der ihn aber nie mit Stolz und Freude in seine Arme schloß. »Er fühlte nie väterlich, kümmerte sich wenig um uns¹.« Sorgende Vaterliebe ist dem Kinde nie zuteil geworden, sowenig wie seiner Mutter beglückende Gattenliebe. So fehlte, von wenigen Monaten nach der Eheschließung abgesehen, der jungen Familie Freude und Friede und sorgenloses Geborgensein. Die Kinder, Heinrich und seine beiden Schwestern, litten unter dem traurigen Eheleben der Eltern schwer, sobald ihnen die Welt des Denkens zu dämmern begann. Nur allzufrüh empfanden sie es, wie unheilvoll das haltlose Vagabundenleben des Vaters, dieses energielosen Menschen, für sie wurde. Denn er liebte nicht die Arbeit, sondern den Wein, nicht den trauten Familienkreis, sondern die weltweiten Straßen. Er sorgte nicht dafür, daß seine Familie in geordneten Verhältnissen leben konnte, sondern verpraßte in seinem unverzeihlichen Leichtsinn auch noch das Vermögen, das seine Frau in die Ehe gebracht hatte.

Mehr noch als die Kinder, litt Heinrichs Mutter unter dem ruhelosen und arbeitsscheuen Faulenzertum, das ihr Mann begann, bald nachdem sie gelobt hatte, mit ihm des künftigen Lebens Liebe, Leid und Lust zu teilen. Sie hatte sich begeistern und betören lassen von den zukunftsfrohen Plänen ihres Geliebten.

Und nun! Wie von ruchloser Hand zertrümmert, brachen all die schönen Hoffnungen zusammen. Wohl glaubte sie anfangs, ihre gütigen Worte, und vor allem die immerfort zum Verzeihen bereite Liebe ihres edlen Herzens, würden schließlich doch über die Haltlosigkeit ihres Gatten siegen, der, wie sie eine Zeitlang meinte, ein genialer Mensch war, aber von niemand verstanden wurde. Bittere Stunden des Schmerzes kamen über die stille Dulderin, als sie einzusehen begann, wie sehr sie sich geirrt hatte. Ihr Mann war nicht das, was sie so unerschütterlich glaubte, er war ein rücksichtsloser Egoist, bar jeden Sinns für die Wünsche eines andern Menschen. Konnte es für sie etwas Furchtbareres geben als diese Einsicht? Immer mehr zeigte es sich, daß er gar kein Verständnis hatte für die großen Opfer, die sie aus Liebe zu ihm gebracht. Sie hatte ihr bisheriges protestantisches Glaubensbekenntnis aufgegeben und damit ihre ganze Verwandtschaft. Ja, sie hatte selbst auf ihre Kinder

aus erster Ehe verzichten müssen, die der Mutter Vorgehen weder verstanden noch billigten. Gewiß, es war ein Schritt in ihrem Leben, dessen Folgen sie unmöglich ahnen konnte. Wäre sie nicht entmutigt davor zurückgeschreckt, wenn man ihr ein solches Leben in Aussicht gestellt hätte? Sie aber war fest überzeugt, an der Seite des aus dem ostschweizerischen Berneck stammenden jungen Künstlers Paul Federer nochmals das Eheglück zu finden, das durch den Tod ihres ersten Gatten allzufrüh zerschlagen worden war. Und so begann sich die erschütternde, trostlose Tragikomödie einer Ehe abzuspielen. Der tiefste Grund der Zerrüttung dieser Familie war die mit der Zeit unerträglich werdende Charakterlosigkeit des Vaters, der alles verurteilte, nur sich selber nicht. Jeder Anstrengung und Schwierigkeit ging er feig aus dem Weg, faulenzte in den Wirtshäusern herum, aus denen er meistens betrunken zur Familie zurückkehrte. So wurde er zum Ärgernis nicht nur seiner nächsten Umgebung, sondern machte sich bald auch in der Schnitzlerschule, wo er lehren sollte, unmöglich. Den beiden so früh enttäuschten Eheleuten ging ein Hoffnungsstrahl auf, als der »dach- und stubenlose Mann, der Mensch ohne Weg und Steg«², sich entschloß, Brienz und die ihm begreiflicherweise nicht gutgesinnten Verwandten seiner Frau zu verlassen und »mit Kind und Kegel über den Brünigpaß nach Obwalden zu ziehen«³.

Umsonst. Vater Federer blieb auch im neuen Land der alte Vagabund. Anfangs ging es leidlich. Bald jedoch wurden die Verhältnisse zusehends schlimmer. Wohl wäre Arbeit da gewesen, hätten nur seine Hände zugegriffen. Nochmals war ihm die Möglichkeit gegeben, auf ehrliche Weise für seine Familie zu sorgen. Doch auch im obwaldnerischen Sachseln fand der stürmische, sich dem zügellosen Trunk immer willenloser hingebende Mann keine Ruhe und Freude am geordneten Schaffen. Er hätte seine sicher nicht geringen Talente für Bildhauerei und Malkunst, seine Begabung für Musik und Schriftstellerei verwerten und so seine Familie zu Ansehen und Wohlstand bringen können. »Aber das Trinken und Schuldenmachen wuchs und plötzlich verschwand Paul wieder auf Jahre und kein Lüftchen wehte her und berichtete uns einen Gruß von ihm«⁴.

Es ist wohl zu verstehen, daß unter solchen Umständen der Begriff, was ein Vater sei und bedeute, sich aus der Familie verlor. Ja, es kam soweit, daß man den pflichtvergessenen Mann nach und nach gar nicht mehr vermißte, tat er ja doch nichts zur Erhaltung jener Menschen, die ihm die Nächsten hätten sein sollen.

Trotz allem würde man sich täuschen in der Annahme, Heinrich habe seinen Vater nicht geliebt. In tiefster Seele war er ihm zugetan; er ist und bleibt »mein Vater, dieser Zigeuner in Kunst und Leben, der über endlose Straßen seiner Unruhe nachlief und von dem wir nicht wußten, ob und unter welchem Stern er lebe, mein armer, lieber Vater«. Ja, es ist fast unverständlich, wenn der Dichter sagt, es habe eine starke Neigung ihn immer zum Vater hingezogen. In einem aufschlußreichen Brief, den der Dichter wenige Wochen vor seinem Tod einem Freunde schrieb, äußert er sich folgendermaßen: »Ich habe vor meinem Gewissen nur ein Bedenken gehabt, ob mein Vorgehen bezüglich des Vaters pietätlos scheinen könnte. Scheinen, denn wer das Buch (»Am Fenster«) recht liest, müßte ja merken, daß ich eher auf verstohlene Art meinen lieben Vater in ein besseres Andenken bringen möchte, als

er eines hat. Jeder heutige Arzt hätte meinen lieben Vater als geistig krank, als wirklich in irgendeinem Sinn im Willen defekt, beurteilt. Aber nach den Erfahrungen, die ich in meinem Leben machte, würde mein Vater in einem andern Arbeits- und Lebenskreis und wohl auch mit einer gleichaltrigen, sein Kunstwesen verstehenden Frau sich eher aus den Schwierigkeiten gerettet haben. Er war im Innersten kindlich religiös. Aber alle Verhältnisse lagen just seiner Art widerquer. Und seine Willenskraft wurde immer schwächer⁵.«

Gewiß, es war eine schwierige Aufgabe, von jenem Mann zu reden, der in seinem Leben die wichtigste Rolle zu spielen berufen und verpflichtet gewesen wäre, der aber so kläglich versagte. Der Dichter ist bemüht, uns ein der Wahrheit entsprechendes Bild von seinem Vater zu zeichnen.

Wir sind anzunehmen geneigt, bei dieser Lage der Dinge sei Heinrich ganz der Mutter zugetan gewesen und nicht dem unbeherrschten, trunkenen und gefühlsseligen Vater. Wir würden erwarten, die sanfte, opferstarke Mutter hätte sein Herz viel eher gewonnen als dieser unmögliche Mann. In den reifern Jahren wußte er wohl immer besser das mutige, von tiefem Glauben beseelte Opferleben der tapfern Frau zu würdigen. Es kam ihm aber auch zum Bewußtsein, daß sie viel zu gut war gegen ihren so charakterschwachen Gatten, dem sie in letzter Linie gewiß darum so wenig bedeutete, weil sie zwar eine brave Hausfrau, eine fromme Beterin, eine verzeihende Lebensgenossin war, die aber von seinen Kunstidealen so gut wie nichts verstand. So lockerten sich die Ehebande und zerfielen immer mehr.

Was Heinrich an seiner Mutter am meisten vermißte, war das unvergleichliche Erzählertalent seines Vaters. »Sie wußte keine Geschichten zu erzählen wie der Vater, sie verstand nicht, mit uns zu spielen, sie verstand nur, mit uns zu beten, zu arbeiten und — zu schweigen⁶.«

Ganz anders der Vater. An seiner wundervollen Erzählkunst konnte sich der kleine Heinrich nie genug laben. Mit diesem Zauber des Wortes beglückte Paul Federer seine Kinder in den wenigen heitern Stunden seines sonst so dunklen Lebens. Wenn er Märchen und Sagen erzählte, wenn er seine eigenen Erlebnisse aus wander-seliger Jugendzeit schilderte, wenn sich da eine Welt auftat, von der auch die Mutter keine Ahnung hatte, dann waren die Kinder übergücklich. Bald sprach er vom gewaltigen Michelangelo, »der eine neue Menschheit aus dem Marmor schlug«⁷, bald wurden die großen Gestalten aus Welt und Kirche vor den staunenden Augen der Zuhörer wieder lebendig und kehrten ins kleine Stübchen ein — das waren die herrlichsten Stunden im jungen Leben des klugen, armen Heinrich. Ihm blieben ob seines grausamen Asthmaleidens, das ihn seit der Kindheit quälte, ohnehin so viele Jugendfreuden versagt. So bedeuteten die leider so spärlichen Plauderabende seines Vaters für ihn seliges Beglücktsein. Dann weiteten sich die engen Wände heimatlicher Behausung, es rückten die sonst so stattlichen Hüter des Obwaldnerlandes und Sees, die heimeligen Berge, weit auseinander und ließen den Blick des früh-geweckten Knaben in die weite Welt schweifen, vor allem aber in den Süden, ins klassische Land der Caesaren und Päpste, der Völkerbeherrscher und Staatenlenker, der unsterblichen Dichter und Künstler, mit denen das »weltwindfrohe Herz des Vaters« sich so sehr verbunden fühlte.

Heinrichs Vater hatte humanistischen Studien obgelegen und war im Studium der schönen Künste mit den großen Meistern des Südens vertraut geworden. Correggio und Michelangelo, »dieser geniale Bandit Cellini und dieser Tausendsassa Bernini«, nahmen ihn ganz gefangen. Zeitlebens beseelte ihn eine glühende Begeisterung für das Kunstschaffen jener, die zu den Größten aller Zeiten gehören.

Diese feurige Begeisterung für die Großen der Geschichte und Kunst hat Heinrich ohne Zweifel von seinem »selig-unseligen Vater« geerbt. Ein großer Teil seines literarischen Schaffens legt hievon Zeugnis ab. Der geistig so fein entwickelte Knabe hat tatsächlich seinem Vater viel zu verdanken, mag das auf den ersten Blick auch nicht so scheinen. Von außen gesehen, hat der Landstreicher und Tagedieb seinen Sohn kläglich im Stiche gelassen, ja selbst die primitivsten Pflichten nicht erfüllt. An Geistesgaben aber hat Heinrich zweifellos von seinem Vater unvergleichlich mehr erhalten als von seiner Mutter. Ohne Zweifel ist ihm auch der sehnstichtige Drang nach dem Süden, dem Lande unbeschwerter Heiterkeit und sorgenfreieren Daseins, durch väterliches Blut zugekommen. Nicht nur der dem Nordländer schlechthin eigene Südländstraum, noch das durch Federers körperliches Gebrechen geförderte Streben nach dem Land der Sonne, sind die tiefste Ursache dafür, daß er in Italien glücklich wurde, sondern das in seinem Vater verankerte Sehnen nach Größe und Ruhm, das ihn schon in jüngsten Jahren in den Bannkreis großer Männer brachte. Das Verstehen der Einsamen war eine köstliche Gabe des Vaters, deshalb wohl, weil er selber ein Einsamer in seinem ganzen armseligen Vagabundendasein war und blieb. Kannte er auch die Sprache der Italiener nur wenig, so war er doch mit deren Seelen vertraut. In vorgerücktem Alter wollte der von allen Unruhegeistern Gequälte noch Dantes Sprache lernen⁸. Anstatt sich um die schwerkranke Gattin zu kümmern, las er den »Inferno« des heimatlosen Florentiners, mit dem er sich schicksalsverwandt glaubte⁹.

Als der Geist dieses sonderbaren Mannes vom lebenslangen Suchen und ruhelosen Wandern irr geworden war, versorgte man den Landstreicher in einer Anstalt für Geisteskranke. Es liegt etwas wirklich Tragisches über dem Lebensende des durch seine reichen Talente zu Großem Berufenen und infolge seiner gänzlichen Haltlosigkeit in geistiger Umnachtung endenden Mannes. Ist es nicht geradezu symbolhaft, wenn der Irre, seiner Haft entflohen, mit letzter Kraft nach Süden strebt, ins Land seiner steten Sehnsucht? In jenes Land, wo er den Frieden für seine gemarterte Seele und für seinen matt gewordenen Leib zu finden hofft? Nach dieser vereitelten Flucht war Paul Federer ganz zusammengebrochen. »Mondenlang lebte noch zum Scheine dieser Mensch, der auf dem Bergjoch im Angesicht des gelobten Landes Italiens — ... wirklich gestorben war¹⁰.«

Was hätte dieser Mann doch für ein verständnisvoller Führer ins Riesenreich der Künste und des Wissens sein können, wenn er sich selbst von einer gütigen und zugleich starken Hand auf seinem Weg durchs Leben hätte leiten lassen, das er so gar nicht zu einem Kunstwerk zu gestalten verstand! Für seinen Sohn wäre es unendlicher Gewinn gewesen; das Leben der ganzen Familie wäre ein anderes geworden. Im Leben des Dichters werden wir dunkeln Stunden begegnen. Das Andenken an seinen Vater konnte in der Tat auf den Ringenden nicht einen beglücken-

den Einfluß ausüben. Hätte sich nicht die Mutter mit aller Kraft für ihre Kinder eingesetzt durch ihre doppelte Arbeit, wäre die Familie im Elend verkommen. Ihr wahrhaft edler Opfersinn und ihre unbesiegbare Liebe zu Gatte und Kindern ermöglichten es der Frau, sich mit dem schweren Los abzufinden.

Nicht allein der Vater mit seinem seelenvollen Erzählen hat den kleinen Heinrich für italienische Lande und Laute und Leute begeistert. Der in jungen Jahren nach Italien und dem Balkan ausgewanderte Bruder des Vaters, der in wenigen Jahren reich geworden war, versprach, »den engbrüstigen Neffen später in die milde Toskana« abzuholen. So öffneten sich ihm auch auf diese Art die Tore zum Süden. Aber es blieb beim Versprechen. Sein Onkel starb, ohne daß Heinrich das Land seiner sehnlichen Wünsche betreten durfte. Im Abendrot seines Lebens wirft er noch einen Blick auf jenen verheißungsvollen Lebensmorgen zurück und fragt sich: »Was wäre wohl aus mir geworden, wenn ich, statt meines Vaters Pinsel- und Hammerelends, Michelangelos Meißel und Dantes Terzinen hätte dröhnen hören? Wäre ich gesund geworden? Und dann? Ach, vielleicht noch unseliger unter den Zitronen Italiens als mein Vater unter schweizerischen Apfelbäumen. Ich fürchte, der Chianti, die leichtsinnige Sonne, das wollüstige Phlegma und die sinnlichen Schönheiten jener Erde hätten mich überwältigt¹¹.«

Und so saß er dann nicht in der blühenden Arnostadt zu Füßen der Lehrer, sondern hörte durchs offene Fenster des Sachsler Schulhauses den Sarner See plätschern und plaudern.

Wenn das schwere Brustleiden, die mörderische Atemnot Heinrichs, die, nebst der immer drohenden Armut und der Zügellosigkeit seines Vaters, der große Kummer seiner ersten Lebensjahre war, den armen Buben wie mit Ketten ans Bett fesselte, dann blieben ihm auch in dieser unfreiwilligen Einsamkeit immer treue Freunde: die Bücher. Federer hat mit einem für sein damaliges Alter ungewohnten Eifer zu den Büchern gegriffen. Mochte der geplagte Leib noch so elend und hilflos sein, des Buben kühner Geist und seine reiche Phantasie entwickelten sich um so erfreulicher. Was ihn im Geiste mächtig ins Land am Tiber zog, waren die vielen Schilderungen des Katakombenlebens der ersten Christen. Über die Alpen hinab ins ewige Rom flog und floh sein geistiger Blick aus der bedrückenden Enge heimatlicher Behausung. Das im römischen Sand versickerte Märtyrerblut übte eine ganz besondere Macht auf ihn aus. Hier sah er Helden sterben, deren Andenken nie mehr untergehen wird. In einer seiner besten Erzählungen verherrlicht er in spätern Jahren den römischen Märtyrerknaben Tarcisius. Wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, Federer habe schon bei dieser Jugendlektüre zum großen Teil jene Begeisterung empfunden, die den verständigen Leser seines Tarcisiusgeschichtleins beseelt.

Geschichte und Geschichten. Das ist das Programm im ganzen Leben und Schaffen des Dichters, es ist schon das Programm des in ihm erwachenden Geisteslebens. Jene Bücher waren ihm die liebsten, in denen heroische Gestalten aus Welt und Kirche vergangener Zeiten wieder wach wurden und ihm vor die Augen traten. Der erzählende Vater und das erzählende Buch haben es ihm angetan; erzählende Menschen werden ihm zeitlebens die liebsten Weggenossen sein. Was er derart in stillen Stunden in sich aufnahm, war nicht nur für ihn selbst. Sobald sein Gesundheits-

zustand es erlaubte, im Kreise seiner Gespielen ein paar Tage zu verbringen, erzählte er ihnen und hatte die größte Freude, wenn die Augen und Herzen der ihm lauschenden Kinderschar sich öffneten und weiteten und sie sich um das, was Heinrich ihnen berichtete, interessierten. So erstand Leo vor ihnen, der große Papst, der gegen die Gottesgeißel Attila zieht, um Rom und die bedrohte Christenheit zu beschirmen, um jenes Rom zu beschützen, von dem Heinrich nie genug lesen und sprechen konnte. »Caesar, Caesar, Caesar, das gewaltige Rom, aber noch gewaltiger der Katakombengeist. Polykarps Traum vom brennenden Kissen, Ignatius vor den Löwen, Konstantins Sieg..., welche Fenster und Türen gehen auf, welche Winde blasen hinein, wie weit sieht man..., Welt, o Welt, ich spanne die Arme, aber ach, die enge Bank und der noch engere Schnauf!¹².

In dieser geistigen Entwicklung und Interessenrichtung ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß Heinrich mit der Studentenbühne von Sarnen bekannt wurde. Sein Vater, der am Kollegium die Stelle des Zeichenlehrers bekleidete und als solcher auch Theatermaler war, nahm seinen Buben einst mit in die Aufführung des »hl. Alexius«. Es wurde dies zu einem wundersamen Erlebnis für den klugen Jungen. »Die kleine Bühne kam mir wie die greifbarste Wirklichkeit vor... ich glaubte an die Bretter so stark wie an unsere solide Erdrinde!¹³.« In leuchtenden Farben und zündenden Worten erzählt er von jenem unvergeßlichen Tag im Theatersaal der Studenten¹⁴. Mit fieberndem Interesse folgte er der Handlung auf der Bühne. »Ha, da winkte Rom aus dem Hintergrund, braun, grau, weiß, halb Ruine, halb neues Leben, uralte Trauer und junge Herrlichkeit zugleich..., rechts dehnt sich die Campagna bewegungslos. Sie träumt von Hirten- und Soldatenzeiten und nur leise windet der Tiber seinen silbernen Schlangenhals durch ihr graues, träges Historienfeld der Weltstadt zu.« Es ist schwer zu sagen, ob das seine Phantasie anregende Bühnenbild ihn mehr beeindruckte, oder die seinen hellen Knabensinn fesselnde Gestalt des heldenhaften, jungen Christen Alexius, oder dessen sonderbares Schicksal. Er faßt die Summe der gewonnenen Eindrücke und Empfindungen in die kurzen Worte zusammen: »Hier ist Rom, nun schweigt! Daneben versinkt alles!« Und in der Tat, hier traten nun Farben und Formen des Sehnsuchtslandes noch viel plastischer vor sein entzücktes Auge, als in den trefflichen Erzählungen seines Vaters, oder in den mannigfachen Schilderungen der ihm so über alles lieben Bücher. Für ihn war das reichster Gewinn.

Nebst solchem Erleben in seliger Theaterfreude, wurde ihm auch der Religionsunterricht immer mehr zu einem, seinem Alter entsprechend glänzenden Erfassen nicht nur der Glaubenslehre und christlichen Gebote, sondern er wurde stets besser vertraut mit jenen Stätten, über die das heilige Glaubensgut zu uns gekommen ist. Sein Religionslehrer muß ein ganz tüchtiger Meister des Wortes gewesen sein, der es verstand, die ihm lauschende Kinderschar wie im Fluge mit sich zu reißen in die »abenteuerlich wilden und frommen Tage Israels, hinein in die Fülle des Evangeliums, durch Christi goldene Erlöserpfade; man begleitete Paulus über Meer und Wüste, versteckte sich in die Katakomben, oder floh in die Einsiedeleien, blutete mit den Märtyrern, kniete vor der Kanzel der Kirchenlehrer und drang ins ewige Wort und fühlte sich von seiner Unendlichkeit getragen!¹⁵«.

Konnte es für Heinrich schönere Stunden geben, als die, in denen sein künftiger, großer Beruf ihm immer klarer wurde! Er freute sich, einst als Priester der katholischen Kirche jene wundervolle Botschaft Christi verkünden zu dürfen, für die unzählige Helden und Heilige gelitten und gestritten hatten im Laufe der langen Jahrhunderte.

So weckten Vater und Lehrer, Bücher und Theater, aber auch Armut und Krankheit, mehr und mehr die Sehnsucht nach jenem glücklichen Land mit der großartigen Vergangenheit und mit den sonnendurchfluteten Auen, der Heimat froher Menschen, bewunderungswürdiger Helden.

Und doch war Heinrich noch immer Sachsler Schulbub. Freilich ein ungewöhnlicher. Als sich ihm dann die Tore des Kollegiums zu Sarnen öffneten, ging, was er bisher als Kind in sich aufgenommen hatte, in stets klareres Erkennen und Verstehen über. »Ich habe in den sieben Jahren ‚Kollegi‘ nur Herrliches und Liebes erlebt, von jedem Professor, so zwar, daß jene Jahre meine schönsten Jugendzeiten sind¹⁶.« Was gab es für den körperlich schwachen, aber geistig prächtig entwickelten Jungen Schöneres, als mit jedem Tag sein Wissen mehren zu können? Ein ganz besonderes Glück war es für ihn, daß er in der Geschichte, seinem liebsten Fach, einen ausgezeichneten Lehrer hatte, der die dem Jungen angeborene Freude und Begeisterung für dieses Fach stetsfort mehrte. Bei Herr Johannes, wie er ihn kurzweg nennt, wurden die Geschichtsstunden zu einem wahren Erlebnis. »Hannibal und Scipio, Sulla und Caesar, Stilicho und Aëtius... das rauschte vorbei, nicht wie große Schatten, nein, wie großes, wechselvolles Leben¹⁷.«

Seine spätern Reisen nach Italien und die dortigen Aufenthalte werden für ihn gerade deshalb so entscheidend, weil zu ihm auch die Steine reden und ihm von jenen längst in die Vergangenheit entsunkenen Zeiten erzählen, in denen man geliebt und gehaßt, gelacht und geweint hat wie in unsern Tagen. In Federers Leben spielt der Geschichtsunterricht, vor allem der am Gymnasium, eine ganz bedeutende Rolle. Er war klug genug, den Nutzen dieses Faches einzusehen. Wenn auch Wagner mit seiner Feststellung recht hat: »Die Vorliebe, ja sogar Leidenschaft für die Historie hatte ihm der Vater eingepflanzt¹⁸.«, so müssen wir doch feststellen, daß Heinrich dieses Erbgut mit unermüdlichem Fleiß weiter entwickelt und gepflegt hat. Er hat dabei äußerst wertvolle Anregungen von seinen gediegenen Lehrern bekommen, welch Letzteren er dafür in treuer Ergebenheit zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrte. Von jenen herrlichen Schulstunden zu Füßen seines temperamentvollen Lehrers konnte auch er, wie sein späterer Freund, P. Maurus Carnot, sagen: »Es sprach von Sesterzen der Lehrer so klug, derweil mir im Herzen ein Flügelpaar schlug... so nah mir erschienen Venedig und Rom, die stolzen Ruinen am gelblichen Strom¹⁹.«

Es ist selbstverständlich, daß beim Studium der klassischen Sprachen der Blick des Gymnasiasten sich nach Rom und Athen richtet. Mit großem Eifer hat Federer sich in die weltbeherrschende Sprache Latiums vertieft. Ihm war es eine wahre Freude, Ciceros kühne Streitreden zu studieren, oder des lebensfrohen Horaz formvollendete Lieder zu genießen. »Horatius gefällt uns wirklich. Aber, ob immer alles, was er sagt, ihm aus dem Herzen kommt; ob alles, was er lehrt, er auch tat²⁰?« Was

groß ist an der Klassik, hat er mit feinem Verständnis bewundert. Zeitlebens vergaß er nie mehr die gemütvolle Art, mit der in den mittleren Klassen sein Lateinlehrer ihn in die Märchen Ovids und in die Schriften Sallusts einführte. Latein gehörte, nebst der Geschichte und der Muttersprache, zu seinen liebsten Fächern. Die im Geschichtsunterricht mächtig vor seinem Auge erstehenden Legionen Caesars wurden durch die Sprache erst beseelt und kamen ihm so noch viel näher.

Federer hat jedoch nicht nur für die Mutter aller romanischen Sprachen Verständnis und Liebe gehabt, er vertiefte sich auch in das Studium der Tochttersprache des alten, ehrwürdigen Latein. Er hat damals, als er Dantes Sprache zu lernen begann, gewiß nicht geahnt, wie nahe er einstens den Menschen kommen werde, und wie sie ihn jenseits der Alpen beglücken werden. Es bleibt uns später die Aufgabe, zu zeigen, welches Verständnis er dieser Sprache entgegenbrachte, und wie weit er sie zur eigenen zu machen vermochte.

Der Mann, der ihn in die Schönheiten der Sprache Dantes einführte, hat ihn allerdings nicht so begeistert, wie sein Lehrer der Geschichte. »Dieses kleine, südtirolische Professerchen beherrschte eine Menge Sprachen ... und oh, wie der Professor uns in der italienischen Stunde mit unregelmäßigen Presenti und Definiti drangsalierte, da hörte überhaupt jede kluge Sprache auf²¹.« Und doch hat er schon hier mit größter Freude Manzoni's Roman gelesen und jene unvergeßlichen Persönlichkeiten bewundert, die mit unübertrefflicher Kunst geschaffen worden sind und die jeden beglücken, der ihnen wirklich nahe kommt. Vom tiefen Verständnis Federers für Manzoni wird später noch eingehend gesprochen.

In den Schulnachrichten der »Kantonal-Lehranstalt zu Sarnen« liest man in den Jahren, da Federer deren Schüler war, alljährlich den Satz: »In den Fastnachtstagen wurde von den Zöglingen zur Übung im freien Vortrag das Drama ... aufgeführt.« War also der erste Zweck dieser Aufführungen die praktische Anwendung des in der Schule Erworbenen, so galt dies vor allem für die Spieler selbst. Obschon nun Federer nie zu ihnen gehörte, zog er aus dem jeweiligen Bühnengeschehen dennoch sehr großen Nutzen. Wie mächtig ihn das Spiel »Alexius« beeindruckt hat, ist bereits erwähnt worden. Noch nachhaltiger hat die Aufführung des »Julius Caesar« von Shakespeare auf ihn gewirkt. Den gewaltigen Römer nun gar auf der Bühne zu sehen, von dem er sich im Geschichtsstudium und aus den Büchern eine so lebendige Vorstellung geschaffen hatte, das war für ihn in der Tat ein köstliches Erlebnis. Mit reichster Phantasie begabt, sah er in den Spielern nicht mehr seine sonstigen Mitschüler. »Ich sah nur noch Römer, und ich saß nicht mehr im Vor-alpenland Obwalden, sondern ich ging in Rom herum²².« »Nie werden diese Bilder in meiner Seele erlöschen ... diese Studentenbühne wirkt wundersam bis heute in mir nach ...« Als er ein Sechziger geworden, schrieb er noch in der Erinnerung an jene Theaterseligkeit an seinen Freund, Anton Stockmann: »Wie gerne säße ich wieder einmal mit Dir im Studententheater des Kollegiums²³.«

Federer konnte die humanistischen Studien nicht in Sarnen abschließen. Dem sechsklassigen Gymnasium wurden erst einige Jahre später die zwei Lyzealklassen angeschlossen, und damit war dann die Möglichkeit gegeben, die Reifeprüfung abzulegen. Als ausgezeichnete Schüler hat Heinrich seine Jahre in Sarnen absolviert.

Nebst den vorzüglichen Zeugnissen, beweisen die Briefe, die er seinem eben erwähnten Freunde schrieb, wie reif Federer sein ihm lieb gewordenes »Kollegi« verließ. Stockmann, der fünf Jahre Federers Klassengenosse und bester Freund gewesen war, zog nach München und später nach Karlsruhe, wo er Kunststudien oblag, während Federer vorerst in Schwyz die humanistischen Studien abschloß. Der Briefwechsel mit seinem Freund zeigt, daß er sich sehr rege mit Kunstfragen beschäftigte. Vor allem interessierten ihn die Werke der größten Italiener. Federer macht sie zum Maßstab für jegliches Urteil in Kunstfragen. »Hast Du von Michelangelo jetzt noch kein Original in Sicht bekommen? Wo muß man denn hingehen in deutschen Landen, um ein solches studieren zu können? Mit welcher Ehrfurcht würde ich es betrachten, welche Begier empfinden, des großen Meisters eigenhändige Arbeit anrühren zu dürfen²⁴.«

Als Federer an der Universität Fryburg den theologischen Studien oblag, folgte er mit größtem Interesse den Vorlesungen von Professor Effmann über Correggio und die »anschließenden Italiener«. Dieser Künstler, für den Heinrichs Vater höchst begeistert gewesen war, hat es ihm besonders angetan. Er nennt ihn den »Liebling meines Malerenthusiasmus«. »Was mich betrifft, so verstehe ich jene deutsche Kunst (Dürer) viel zu wenig, sei es, daß mich der Italienismus zu stark einnahm, sei es, daß mir die nötige Vorbereitung fehlt. Ich habe bis jetzt noch immer an Giotto mehr Genuß als an Dürer²⁵.« Auch Leonardo da Vinci fesselt ihn mächtig.

Bei diesem hohen Interesse für das Kunstschaffen des Südens möchte man sich wundern, warum Federer in jungen Jahren nie nach Italien zog, um sich den Genuß zu verschaffen, die Werke der größten Meister zu bewundern. Aber in seinem ganzen theologischen Studium war er vollständig auf die finanzielle Hilfe der Wohltäter angewiesen. So verstehen wir es, daß er sich große Auslagen für Reisen nicht erlauben konnte. Für ihn blieb Italien auch während der folgenden Seelsorgsjahre in Jonschwil (1893—99) noch immer das Land der Sehnsucht. »Kannst Du kein Material mitbringen zu meiner Belehrung und Erquickung in dieses kunstverfluchte Nestlein²⁶?« Es ist dem jungen Seelsorger hoch anzurechnen, daß er in einer Umwelt, die für Kunst nicht allzuviel Verständnis hatte, seine Begeisterung wachzuhalten bestrebt war. Dies um so mehr, da er auch als Kaplan noch keineswegs in guten finanziellen Verhältnissen war.

Da ihn sein Gesundheitszustand immer wieder an der vollen Ausübung der seelsorglichen Pflichten und Arbeiten hinderte, entschloß er sich nach mehrjährigem Aufenthalt in Jonschwil, seine Tätigkeit zu wechseln und die ihm in Zürich angebotene Redaktorenstelle der »Neuen Zürcher Nachrichten« zu übernehmen. Hier soll keine Biographie geboten werden, sondern nur das festgehalten werden, was in den Rahmen dieser Arbeit gehört. Obschon es ihn zur Schriftstellerei hingezogen hatte, und er schon in Jonschwil für verschiedene Zeitungen schrieb, sagte ihm doch die neue Tätigkeit in Zürich nicht in dem Maße zu, daß sie ihn ganz zufrieden gestellt hätte. Er war erst einen Monat am neuen Arbeitsfeld, als er schon seinen Schritt bereute. »Seit ich hier weile, bin ich krank. Ist es die Seeluft, oder das geradezu aufreibende Heimweh nach dem stillen Dorf, das ich verließ, oder das Gefühl, weder für eine Redaktion noch für eine Stadt zu passen, wobei ich oft in die

untröstlichste Stimmung der Welt komme, daß ich so unter meinem Asthma leide? Ich weiß es nicht. Die Zeitung wird mich nie freuen. Erst jetzt sehe ich ein, wie lieb ich Jonschwil und besonders seine Kinder gehabt habe. Dort hätte ich bleiben sollen²⁷.«

Es sollte denn auch diese Redaktorenstube nicht lange seine Arbeitsstätte bleiben. Kaum zwei Jahre vergingen, da wurde er plötzlich aus dieser Tätigkeit herausgerissen. Man bezichtigte ihn unsittlicher Vergehen an einem Jungen, zog ihn vors Gericht, setzte ihn aber, aus Mangel an Beweisen, wieder auf freien Fuß. Es waren kritische Tage für den in Zürich auf exponiertem Posten stehenden katholischen Priester. Nichts hatte in seinem bisherigen Leben zu derartigen Verdächtigungen Anlaß gegeben. Mit einem Schlage war er in seiner Existenz, und vor allem in seinem guten Rufe, aufs äußerste bedroht. Aus jenen Tagen entstammen folgende Worte seiner Feder: »Ich habe viele Fehler und Mängel, aber in dieser Angelegenheit weiß ich mich rein von der angeschuldigten Makel, so sehr der Schein und eine unselige Clique und mein eigenes, fassungsloses Wesen gegen mich sprechen und soviel das Gerücht an Unwahrheiten dazu gestreut hat, in diesem Punkte bin ich unschuldig. ... Wie ein Kind hatte ich mich bei diesem Jungen, der mir familiär wie ein jüngster Bruder ist, benommen, unendlich unklug, aber auch unendlich harmlos²⁸.«

Es ist nicht anzunehmen, daß Oser recht habe, wenn er meint, es sei dies eine »für das Innen-Leben übrigens unwesentliche Episode«²⁹. Richtiger sieht hier wohl Floeck, der schreibt, Federer habe die Untersuchungshaft als ein gebrochener Mann verlassen³⁰. Daß er freiwillig seiner Zürcher Stellung entsagte, dürfte aber nicht den Tatsachen entsprechen. Wenn wir uns einen Begriff machen wollen, wie es in Federers Innerem damals aussah, dann greifen wir zu seinem Essay »Wo schlafen?«³¹. Dort zeichnet er das Bild seiner trost- und mutlos gewordenen Seele in erschütternder Weise. Daß der Hohn früherer Freunde ihn in dieser Stunde schwerer traf als alles andere, verstehen wir sehr wohl.

Seinem oft erwähnten Freunde Stockmann schrieb er in jener harten Prüfungszeit: »So unvergeßlich mir das Unglück, so unvergeßlich ist mir auch der Freund dabei. ... Dieser Winter ist der mühsamste meines Lebens gewesen. Wie oft flehte ich zu Gott, wenn ich zu Bette ging, mich nicht mehr auf dieser Welt erwachen zu lassen! In der Tat, ich habe es erfahren, es ist schwerer zu leben als zu sterben, gerade wie es schwerer hält, aufzustehen in den trüben, harten Morgen hinaus, als sich leise einschläfern zu lassen. Wenn es nicht einen Herrn über allem, was lebt und leidet, gäbe, einen Herrn, in dessen Fingern ich bin wie eine Schachfigur ..., oh, wie oftmals wäre mein Schmerz in Zorn, meine Niedergeschlagenheit in Aufruhr und mein stilles Warten in gewalttätiges Angreifen umgeschlagen. Ich studiere mancherlei aus. So dachte ich, nach Frankreich oder England behufs Sprachenerlernung zu gehen, ich dachte, ein Jahr in Rom mich niederzulassen ... ich hätte die Kraft nicht, die Fremde auszuhalten. So glaube ich zum Beispiel, daß Rom mich sehr traurig stimmen würde³².«

Und dennoch, wenige Wochen nachdem er so geschrieben hatte, steht er an den Toren Italiens und setzt seinen Fuß in das Land seiner Jugendsehnsucht. Seelisch

schwer leidend, zieht er in den Süden. Dort findet er das Gleichgewicht wieder. Schreibt er doch nach wenigen Wochen: »Die Natur, Fiesole, das herrliche Dante-volk nahmen auch ihr Teil weg. In Bologna und Florenz steigerte sich mein Wohlsin. Alles verschwand in der letzten Stadt vor dem Eindruck der Michelangelo-Bildnereien und der Antike . . . ich bin sehr glücklich in und über diese Ferie³³.«

Es ist somit eine erfreuende Tatsache: Federer kehrte aus Italien, in das er nun durch ein Jahrzehnt jährlich ziehen wird, voll von neuem Lebensmut und Schaffenskraft zurück. Gehen wir nun daran zu prüfen, was er in Italien fand, was ihn beglückte und bereicherte, und was vor allem dazu beigetragen hat, seinen Namen auf immer mit Italien zu verknüpfen.

Das Landschaftsbild seiner Heimat grüßte sich Federer schon in jungen Jahren unmissbar in die Seele ein. Er spürte in seinen Jugendbüchern immer wieder von den Schönheiten der heimatischen Berge und Seen, der Hügel und Täler jenes Landes, dessen Boden zu sein ihm mit stolzer Freude erfüllt. Aus der Stadt, in der verhältnismäßig spät in Berührung gekommen. Sie ist ihm nie los geworden, ob schon er die zweite Hälfte seines Lebens in ihr verbrachte. Er preist den Mann, der im Dorfe aufgewachsen ist. Die Erbsenzeit zu seinen ersten Gedichten. Stadt an der Hand seines Vaters betrat ihn noch spät im Leben eine Schwärze als Freund. Seine Liebe gehört dem Land. »Du warst Erde mit der Innigkeit, die Vögel und Menschen, die Erde so rasiger Menschen und harte Scherben, in Land der Ähre und Sonnenhitze, du Boden so beschwingter und so nach so jeder Schritte, die Schritte von soviel Geduld und Güte, Stille und köstlicher Bewegung, du Land von Leben und Heilgen.«

Wie wird das Wort beschwingt, wenn er das Gefühl seiner Heimat singen kann. Hier, schnell, manchmal mit Reiz: ein wenig Federer hat nicht nur als Dichter, sondern vor allem als Mensch eine ungebrochen persönliche Beziehung zur Natur. »Ich die Liebe und die Verliebtheit, in Gedanken ein rascher Gang zum forschenden Baum, Federer in jedem Maße eigen waren, wohnt sich aus seiner körperlichen Verfassung heraus. Er selber sagt es wieder: Federer, Aschmann, ein Poet, denn niemand könne so die Freunde der Natur, ihrer Alpen und Gassen, als auf den Grund auskosten wie er.«

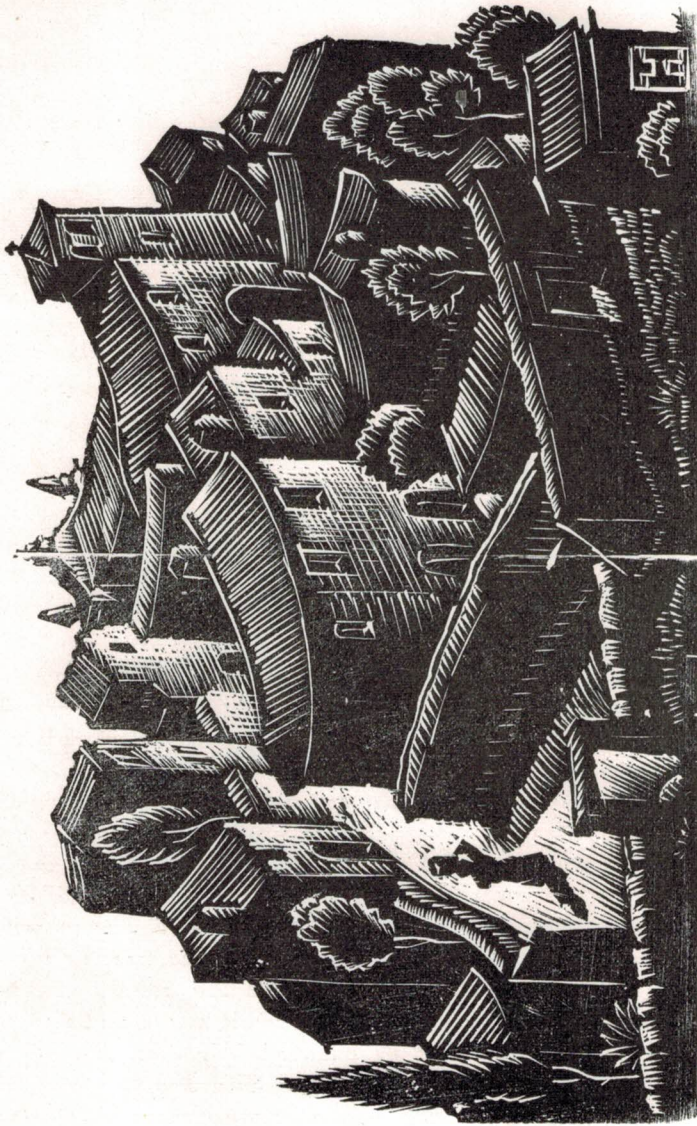
Welchen Eindruck macht nun das heimische Landschaftsbild auf ihn? Im es gleich vorwegzunehmen: Federer wird auch im Süden kein Freund der großen Städte, auch wenn er in einigen sich für Kunst- und wegen langer Zeit aufhält. Schon die erste, die sein Fuß berührt, rührt ihn nicht. Er versteht dort alles, was er von der Königin unter dem landschaftlichen Himmel erwartet hatte. »Deutsch ist der Pfad der Malibänder, indische deutsch ist die Baum in den Vorstädten, deutsch die Geschäfte und der bunte Markt, auf dem man die über all sieht. Dafür ist auch die Prospekt einer Stadt glücklich deutsch.« Er findet keine neuen Stille, keine »römischen Gärten, keine charakteristischen Straßen, keine der Baum ist ein deutscher Bürger, nur sein Gewand der weisse Mantel ist lateinisch.« Für sich ist nun einmal Maliband, trotz seiner lateinischen Sprache, ein deutsches Nationalität, seiner Seele und Dasein, eine deutsche Stadt. Und doch spürt er, daß er in Italien ist; die Hitze sagt es ihm. Auch ein anderer

Das Land der »leichten Erde«

Das Landschaftsbild seiner Heimat prägte sich Federer schon in jungen Jahren unauslöschlich in die Seele ein. Er spricht in seinen Jugendbüchern immer wieder von den Schönheiten der heimatlichen Berge und Seen, der Hügel und Täler jenes Landes, dessen Sohn zu sein ihn mit stolzer Freude erfüllt. Mit der Stadt ist er verhältnismäßig spät in Berührung gekommen. Sie ist ihm nie lieb geworden, ob- schon er die zweite Hälfte seines Lebens in ihr verbrachte. Er preist den Mann selig, der im Dorfe aufgewachsen ist. Die Erinnerung an seinen ersten Gang in die Stadt an der Hand seines Vaters bereitet ihm noch spät im Leben eher Schrecken als Freude. Seine Liebe gehört dem Land. »Du warme Erde meiner Jugend, liebes Voralpenland Obwalden, du Erde so rassiger Menschen und bunter Schicksale, du Land der Altäre und Sennhütten, du Boden so beschwingter und, ach, auch so müder Schritte, du Stätte von soviel Geduld und Güte, Steifheit und köstlicher Bewe- gung, du Haus von Helden und Heiligen¹.«

Wie wird das Wort beschwingt, wenn er das Loblied seiner Heimat singen kann. Heer² schreibt durchaus mit Recht: »Heinrich Federer hat nicht nur als Dichter, sondern vor allem als Mensch eine ausgesprochen persönliche Beziehung zur Natur besessen.« Daß die Liebe und das Verständnis, ja, geradezu ein gewisser Drang zur befreienden Natur Federer in hohem Maße eigen waren, versteht sich aus seiner körperlichen Verfassung heraus. Er selber sagt, es werde jeder Asthmatiker ein Poet, denn niemand könne so die Freuden der Natur, ihrer Alpen und Gewässer, bis auf den Grund auskosten wie er.

Welchen Eindruck macht nun das italienische Landschaftsbild auf ihn? Um es gleich vorwegzunehmen: Federer wird auch im Süden kein Freund der großen Städte, auch wenn er in einigen sich der Kunstschatze wegen längere Zeit aufhält. Schon die erste, die sein Fuß betritt, Mailand, enttäuscht ihn sehr. Er vermißt dort alles, was er von der Königin unter den lombardischen Städten erwartet hatte. »Deutsch ist der Fleiß der Mailänder Industrie, deutsch ist die Bauart in den Vor- städten, deutsch die Geschäftigkeit und der pünktliche Sinn, auf den man da über- all stößt. Dafür ist auch die Prosa dieser Stadt gründlich deutsch.« Er findet keine alten Stadtplätze, keine »römischen Gärten«, keine charakteristischen Straßen. Selbst der Dom ist ein deutscher Bürger, nur sein Gewand, der weiße Marmor, ist ita- lienisch. »Für mich ist nun einmal Mailand, trotz seiner italienischen Sprache, seinem italienischen Nationalstolz, seiner Scala und Brera, eine deutsche Stadt³.« Und doch spürt er, daß er in Italien ist: die Hitze sagt es ihm. Auch ein anderes



»Aus den Abruzzen«

Haas-Triverio, Roma

Wahrzeichen ist da: das Denkmal Viktor Emmanuels vor dem Dom. »An diesem Erzbild erkennt man sogleich, daß wir in Italien sind und nicht mehr auf deutscher Erde. Fort von hier! Ich will Italien sehen und nicht eine halbdeutsche Stadt in Italien.« Leichten Herzens kehrt er so der Stadt den Rücken. Sie hat ihm nicht viel zu sagen. Nur für ihre Geschichte ist er interessiert, wie wir noch sehen werden.

Wieder glaubt er, sich einer echt italienischen Stadt zu nähern, da die Türme und Kuppeln der stolzen Lagunenstadt sich vor ihm erheben. Eine Enttäuschung anderer Art erwartet ihn hier. »Venedig ist eine wahrhafte Orientalin. Schwermütig und lose, locker, langsam und aufhüpfend, gutherzig in dieser Minute, grausam böse in der nächsten, jetzt beim Tanz, nun bei der Bußlitanei. Nicht eine Europäerin, die sich ein Stück Asien holte, eine Asiatin vielmehr, die einen Fetzen Europas sich anlegte, ist Venedig⁴.« Auch da ist seines Bleibens nicht.

Die großen Städte Italiens sind für Federer nur insofern bedeutend, als sie ihn in die Geschichte des Landes zurückführen, oder ihn vertraut machen mit den genialsten Künstlern. In jeder Stadt schweift sein Blick in die Vergangenheit. Immer ist es ihm, als sehe er über ihre Straßen und Plätze längst versunkene Geschlechter einherziehen. »Dieser Fleck Italiens (Bologna) hat mich am eindringlichsten an das strenge, feste, schwerfüßige Mittelalter, an seine Panzer und Speere, an seinen Adel und sein Knechtetum, an seinen wuchtigen Humor und seine doch wieder so zierlichen Lieder erinnert⁵.« Nach dem ersten Jubel über Sienas unvergleichliche Schönheit wird er gleich wieder ein weiser Lehrmeister der Geschichte. »Hier gab es die zähesten Ghibellinen. Hier fand Machiavelli das Muster seines ‚Principe‘. Aber es ist auch das Siena jener Heiligen, von der man reden muß, sobald man von den Päpsten, oder von Italien, oder von hohen Frauen reden will⁶.«

In der Arnostadt hingegen ist er ganz beherrscht von den drei größten Männern, die in diesen Mauern gewirkt haben: Dante, Michelangelo und Savonarola. Hier sieht er auch — in einer herrlichen Schau — die eindrucksvollste Prozession: die »Geister von Santa Croce«. Von ihnen wird an anderer Stelle die Rede sein.

Man hat in der Tat den Eindruck, Federer werde in Italiens Städten nicht heimisch. Wohl meint er in Siena: »Es wäre mir einerlei, jahrelang hier zu bleiben. Man lebt in Siena so gut, so unbefangen, bei jedem Schritt von Menschen oder Menschenbauten so wohl unterhalten, daß fast nicht mehr an ein Wegkommen zu denken ist⁷.« Und doch, wie bald kehrt er auch dieser Stadt wieder den Rücken. Ein eigentliches »Daheimgefühl« empfindet er nur in Rom. »Wirklich, in jeder Straße und auf jedem Platze, unter jeder Porta ist einem heimelig und wohl...⁸«

Ganz anders klingt hingegen das Lob der kleinen Städte. Mit begeistertem Schwung setzt er die Feder an und kündet von den seligen Stunden unvergeßlichen Wohlbehagens in ihren Mauern. Wer sie nicht kennt, weiß nichts vom wahren Italien, mag er auch noch so oft das »Bühnenitalien« der großen Städte bewundert haben. So ist ihm Perugia der Inbegriff irdischer Wonne und glücklichen Geborgenseins. »Schon den dritten Tag bin ich hier beschäftigt mit unendlich viel Müßigang. Schauen und Genießen! Das ist hier alles! Gott, welch ein Städtchen ist aber auch dieses Perugia⁹.« »Es lacht nicht so laut, wie man am Arno lacht, sondern lächelt nur. Und es grübelt nicht so tief, wie die ewige Stadt, sondern träumt nur¹⁰.«

Federer findet die umbrischen Städtchen, die »wie Schwalbennester ins Vorgebirge der Abruzzen hinaufgeklebt sind«, so reizend, weil sie sich wundervoll harmonisch in die Landschaft einfügen. Wie wird ihm da droben wohl, in diesen trauten Bergnestern! Hier atmet er frei auf, wenn er aus seiner nordischen Heimat, aus der lärmenden Stadt an der Limmat hinaus, seine frohen Wanderschritte den ihm am liebsten Städtchen aller Welt zuwenden darf. Sie alle, mögen sie nun Rieti oder Foligno, Gubbio oder Spoleto, Trevi, Narni oder Assisi oder wie immer heißen, sie lachen ihn an »mit muntern Augen und leichtsinnigen Stirnen«. Hier ist es nicht in erster Linie die Geschichte, die aus den weißen Kalksteinmauern zu ihm spricht, nicht die Größen der Vergangenheit beschäftigen hier oben seinen Geist. Da werden ihm so unendlich wohlthuende, sorgenfreie Tage zuteil, weil das Leben hier eine ganz andere Seite bekommt. Die Städte, gleichsam aus dem Felsengrunde herausgewachsen, sind mit dem Landschaftsbild aufs innigste verbunden, ja sie gehören hinein und sind gar nicht mehr wegzudenken. Wenn er sich monatelang im kalten Schweizerwinter nach südlicher Sonne geseht, und sich im Geiste zum Südlandsflug gerüstet hat, und wenn ihm dann endlich das Sehnen erfüllt wird in der Rückkehr in diese sonnigen Mauern, dann ist Federer glücklich. Hier wird in ihm die Dorfseligkeit seiner jungen Tage wieder wach. Von solchem, wenigstens für kurze Zeit, sorgenlosen Dasein in Narni schreibt er: »Mir war wohl wie nie auf der schweren Schweizererde ... ach, wie frei, wie leicht, wie vergnügt saß ich da¹¹.« In der Erinnerung an jene köstliche Zeit ruft er noch im Alter, als er schon seit vielen Jahren Italien nicht mehr gesehen hatte, aus: »Monatelang war mir unsäglich wohl¹².« Und im Gedenken Spoletos sagt er: »Heimweh faßt mich, denk ich an dich, du alttrautes Städtchen am Monte Luco im Schatten der schönsten Eichen¹³.« Oder wieder: »Altes Städtchen mit den dreizehn Türmen ... du einziges Gimignano auf dem geduldigen Hügel, warum muß ich wohl immer wieder an dich denken? Ist doch schon ein Menschenalter verfliegen, seit ich von dir Abschied nahm¹⁴.«

Leicht wäre es, mit zahlreichen Belegen zu zeigen, wie Federer mit diesen Städtchen geradezu herzliche Beziehungen anknüpft, die er nimmer aus dem Gedächtnis verlieren kann. Und zwar sind es, um es nochmals zu betonen, die Städtchen selber, nicht ihre Geschichte, noch ihre Bewohner, die ihn so innig beglücken. Wie lieb ist ihm zum Beispiel Aquila geworden. »Aquila hat durchaus nach ihrer eigenen Seele gelebt. Etwas Rauhes im Antlitz, etwas Knochiges in den Bauten, etwas Frisches, doch Sachtes im Schritt, etwas Zähes im Wort, etwas Schlaues, Süßes, Poetisches im Auge, etwas Eigensinniges im Herzen, so sehe ich dich, du sonderbare Stadt an, die auch ein sonderbarer Mensch, Friedrich II., gegründet hat. Man könnte ein Buch über ihre Historie und ein zweites Buch über ihre lebendigen inneren Reize schreiben¹⁵.«

So sehr sich aber Federer für diese lieben, unvergeßlich schönen Städtchen begeistert, so dürfen wir doch nicht glauben, er wäre dort geblieben und hätte seine ganze große Italiensehnsucht in ihnen gestillt. Er ist doch vor allem der Wanderer in Italien. Auf seinen seligen Wanderungen hat er die Schönheiten des Landes entdeckt und sich an ihnen stets aufs neue innig ergötzt, sie mit übergelukkigem Herzen genossen. »Wie oft stand ich bei den Glocken oben im schlanken, luftigen

Campanile solcher Bergnester und sah die Hänge hinunter und jenseits Berg hinter Berg zu immer höheren Kuppen empor. Dann aber lockte mich immer wieder das dünne, weiße Band, das in der Tiefe mit soviel Geduld talauf talab lief, die gute, alte, treue Straße. Und wieder zog es mich mit ihr weiter, weiter¹⁶!« »Mit gemütlichem Wanderschuh« ist er über die italiensiche, vor allem über die umbrische Erde gezogen. Was ihm hier auf unvergeßlichen Pfaden beschieden wurde, das ist es in allererster Linie, was ihm das Erleben der italienischen Landschaft zu höchstem Gewinn macht. Es ist ein Erleben, das ihn über alles beglückt, diese »Wahrhaftigkeit jeder Minute«.

Es ist bei Federers Einstellung zu natürlicher Einfachheit klar, daß er sich vor allem dort wohl fühlt, wo eine stille Welt ihn aufnimmt. Der lauten Stadt entflohen, sucht er vor allem Ruhe, Stille, Schweigen und Einsamkeit der Natur. So schätzt er es besonders, wenn er in einer Gegend wandern kann, wo alles, Menschen, Tiere, Berge, in einem sorgenfreien, zeitlosen Schlummer liegt, wenn selbst die Zeit, »die böse, friedlose Hexe eingeschlafen ist. Dann fragt er nicht mehr nach der Uhr, dann ist ihm das »Rinnen der Sekunde« gleichgültig, dann gibt es nur noch ein übermächtiges »Vertrunkensein« im Jetzt. Hier findet sich der einsame Wanderer nach so viel Lärm der unruhvollen Stadt und Welt endlich wieder zu sich selbst zurück. Und ganz allmählich kehrt in den von der Unrast Gehetzten wieder Ruhe und Friede ein. Er wird nunmehr müde, nicht mehr von den Sorgen des Alltags, sondern »müde von den Pilgerfreuden. O wie schön ist es, müde vor Freude zu sein«.

Diese tiefste Ruhe und Stille beglückt ihn um so mehr, da sie ihm im heimatlichen Schweizergebirge nie zuteil wurde, wo es immer wieder kracht, wo die Bäche tosen und die Wälder rauschen und zu mitternächtlicher Stunde noch Wagen rollen, oder ihm Fußgänger begegnen, die den »herrlichen Mantel des Weltschweigens banal in zwei Fetzen zerreißen«. Wenn er auf italienischer Erde zum sternbesäten Himmel emporblickt, dann ist es ihm, als »müßte er ihr fernes Feuer knistern hören«, so lautlos ist die Nacht. »Hier schläft alles, sogar der Tod«.

In dieser einsamen Stille und köstlichen Ruhe öffnet sich ihm Auge und Herz. Er lernt die Lieblichkeit der umbrischen Landschaft besser kennen und inniger lieben. In diesem Schweigen kommt er dem Geschöpfe immer näher, das ihn zum Schöpfer führt.

Diese Naturstimmung wirkt so sehr auf ihn ein, daß er am liebsten allein des Weges zieht. Jene Wanderungen zählen in seiner Erinnerung zu den glücklichsten, da er einsam ging und es ihm allmählich klar wurde, wie mannigfach und vielgestaltig das ihn umgebende Naturbild war, wie sich Farben und Formen nie erschöpfen. »In Wahrheit gibt es keine Eintönigkeit hier.« Bald ergötzt ihn das Anmutige der Umgebung, »trinkt er die Lieblichkeit der umbrischen Landschaft«, die wie von etwas Mystischem umwoben ist und auf der eine süße Müdigkeit liegt, als wolle die »Natur ihre goldenen Augen zu einem kurzen Überdenken des hohen Tages schließen«. Dann wieder ist der schweigsame Wandersmann Federer hochofreut ob der Unberührtheit dieses Landes, in das er keine besseren Pfade wünscht und keine Eisenschiene, damit sie so ungestört in der »stillen, reinen Herrlichkeit«

bestehen möge in alle Zukunft. Oder wieder labt er sich an der Sanftmut der Auen und an der Zartheit der ganzen Naturzeichnung, hört der großen Stille des Landes zu, »wo die Industrie kein hörbares Wort redet«. Selbst die Faulheit der Berge gefällt ihm, sagt er doch: »Der Apennin oberhalb wagt keine strenge Spitze zu formen, sondern rundet den Scheitel und duckt faul und behaglich die Schulter, so daß man an einen harmlosen Lazzaroni denkt, der am liebsten schläft.«

Ab und zu wird diese Stille etwas unterbrochen, wird diese Einsamkeit und Ruhe ein wenig belebt. »Ein Wässerchen rieselt irgendwo aus einer Grube mit kleiner, silberner Melodie, und der Wind singt so fein und alle übrige Natur ist so still, und stundenlang begegnet einem kein Mensch¹⁷.« Der so mit der Natur stets enger verwachsene Pilger ist froh, wenn an heißen Wandertagen »ein aufmunternder kleiner Wind« sich fast jeden Nachmittag einstellt und ihm willkommene Kühlung bringt. Es ist in dieser Lage selbstverständlich, daß Federer es auf seinen Pfaden nie eilig hat. »Wer zur Unterhaltung der Seele wandert, eilt nicht.« Deshalb sind es gerade die Straßen, die er am liebsten gewinnt; denn sie führen ihn zu täglich neuen Köstlichkeiten in seinem wonnenvollen Pilgerleben. Wir können es uns nicht versagen, das Loblied auf die umbrischen Straßen hier im ganzen Umfang anzuführen, gibt es doch ein äußerst feines Bild von der seelischen Einstellung Federers zur Natur.

»Diese stillen umbrischen Straßen bis hinein in den Schatten des zentralen Apennins und über seine Schultern hinweg auf die adriatische Seite, diese Wege meist durch die Tiefe der Talung, nahe einem Flößchen, mit Weidengebüsch, niederem Pappelgehölz, seltener mit Ölbäumen, Kastanien, Pinien und höher oben auch mit Steineichen; rechts und links bronzebraune, in der Sonne oft fast wie müdes Metall schimmernde Anhöhen, Waldinselchen, wo eine Quelle sprudelt, Schwalbenneststädtchen, wo eine sonnige, minder steile Höhenterrasse sich vorschiebt; aus einem Laubparadies heraus auch dann und wann ein altes Kloster, das man gerne bewohnt und gastlich haben möchte; diese Straßen, die erst noch durch ansehnliche lustige Ortschaften gehen und sich da die Melancholie bei viel Glockengebimmel, Mädchenschertz und Trattoriengeschwätz einen Moment von der Seele baden; diese Straßen, die dann außerhalb der Tore, in der einsamen Bergtalung, um so einsiedlerischer und nachdenklicher werden, je toller sie sich im letzten Städtchen gebärdet hatten; diese Straßen, wo jetzt nur noch kleine Kapellchen, verlotterte Steinhütten, ein armseliger Weiler, eine seltsame Spelunke, zurückhaltende Bergler mit einem Karren und freilich auch die froh und klatschhaft allgegenwärtige Ziege grüßt; diese Straßen, näher und näher den gewaltigen Wölbungen des Hochgebirges, zwar einer fremden Sorte von Bergen, mit fremden Gesichtern und fremdem Gewand, aber doch mit einer verlockend schönen, feierlichen, seelischen Einladung an den Pilger, nur herzhaft näher zu kommen und sich auch in dieser stillern, zahmern, eben klassisch antiken Macht seiner Höhen heimisch zu fühlen; diese unvergeßlichen Straßen, wo mir die sorglose, unbewußte Armut, die naive Menschlichkeit und Natürlichkeit so oft begegnet ist, zugleich mit den uralten Mythen und Historien der Antike, die sich hier in die letzten Winkel eingenistet haben; o, wie lieb ich euch über alle, alle andern Straßen der Welt, selbst über die liebsten meiner Heimat! Jeder Schritt auf

euch war Friede, Leichtherzigkeit, schönes, heiliges Überdenken des Einstigen und des Künftigen und ein seliges Haben der Gegenwart¹⁸.«

Ungezählte Tage und Wochen ist Federer auf diesen Straßen einhergezogen; in den erwachenden Morgen hinaus und in den dämmernden Abend hinein, am heißen Mittag und zu dunkler Nacht. Bei allem aber, was er von diesen Wanderungen erzählt, fühlt man es deutlich, daß er trotz allem eben doch nicht ein Sohn dieses Landes ist.

Wasser und Berge sah Federer in frühester Jugend. Ihnen gehört auch im fremden Land seine Liebe. Ja, man möchte glauben, das Rauschen wilder Wasser, dieses unbändigen Elements, sei ihm die liebste Musik. Nichts vermißt er nun im Süden so sehr, wie das muntere Plaudern, oder das wuchtige Tosen der Gewässer seiner Heimat. »Von Wasser längst kein Ton mehr! O Gotthard, mit deinen tausend lauten Granitwassern«, ruft er wehmutsvoll aus. Vom »wasserlosen Gebirge« spricht er und vom Elsatal mit seinem »meist so kümmerlichen Wässerchen«, oder wieder von »Wässerchen, die ihr Siechtum durch das helle Ried schleppen«. Man spürt gar wohl: das ist für Federer eine Enttäuschung.

Aber einmal steht er doch an einem gewaltigen Wasser und fast möchte er es bereuen, eben noch kurzweg erklärt zu haben: »Die italienischen Bäche sind zahm«. Sein Wanderschuh trägt ihn eines Tages zu den Wasserspielen von Terni. Da vergeht ihm der Spott über die »zierlichen Wasservagabunden« auf welscher Erde. Er staunt über die Kühnheit des Velino: »Nein, nein, das ist ein wirklicher und wahrhafter Wasserfall, ein echter Bruder unserer schweizerischen Bachheroen, das ist ein großartiger Witz, das ist ein Heldenspaß dieses an sich geringen Fließchens. Das ist der große Augenblick seines Lebens, es wird weltberühmt durch diese eine Minute, wo es Genie und Held ist¹⁹.«

Wie sehr Federer die Natur als große Lehrmeisterin des Lebens erfaßt hat, zeigt er auch hier, wo er den Lauf des Fließchens mit dem Menschenleben vergleicht, in dem man auch einmal etwas Großes wagen muß, sofern man nicht »in einer entsetzlichen Korrektheit und Kleinheit seine Seele versanden und ersticken lassen« will²⁰.

Kein Fluß des Südens nimmt ihn so gefangen wie der Tiber. Einmal wandelt den Dichter die Lust an, das »erste Lallen« dieses Gewässers zu hören und er findet, es unterscheide sich nicht »vom Geplapper irgendeines Alpenlümmels«. An seinen Ufern wird die große Vergangenheit jener Erde wieder wach, durch die er seine Wasser zum Meere schleppt. Er wird künden von dem was war allen kommenden Geschlechtern. »Antike Größe atmet jede Welle. Man spürt Rom. Die internationalen Hirten werden einem lebendig, die auf den sieben Hügeln Rom erbauen, um hernach die ganze Welt zu behirten. Man hört den schweren Schritt der Kohorten Scipios, die Dekrete Caesars, die starren Perioden des alten Latein aus dem Wogen-schlag heraus ... und am Ende seines Lebens läßt er sich vom großen, alten Ozean aufküssen, ohne ein Wort der Freude oder des Bedauerns. Dieser wunderbare Tiber²¹.«

Den größten Zauber jedoch übt auch er auf Federer nicht aus. Die Wasser Roms, die Brunnen der Ewigen Stadt, sind noch eindrucksmächtiger. »Wie ein Orgelspiel der Natur klingt es von fern.« Durch diese brunnenreichste Stadt der Welt schallt

der Tiefgesang seiner Bergwasser. Es wäre verzeihlich, von Rom zu reden, ohne an seine Paläste zu denken, und ohne seine Plätze und Brücken zu erwähnen, von seinen Brunnen aber kann man nicht schweigen, denn Rom ist nicht nur die Stadt der tausend Kirchen, sondern auch der tausend Brunnen. Ein unvergeßliches Schauspiel für den Sohn des Südens, noch packender aber für den Nordländer, der in diesem Tosen den »immerfrischen Bach seines Dorfes, den Gletschersprudel von den Alpen, das Wogen der Donau und des Rheins und die Brandung der Meere hört, die in unsere alten Epen hineinschlagen²².«

Steht er so vor den schäumenden Wassern Roms, überwältigt vom Riesenschauspiel der wogenden Fluten, so ist er anderseits arg enttäuscht von jenem Wasser, das ihn mehr als alles andere hätte bezaubern sollen: vom Meer. Es erscheint ihm nicht unendlich, es ist zu blau und hat keine Größe, ist ein Meer für »Kinder und zarte Märchen«. Federer sagt, es sei das Meer seine erste italienische Enttäuschung gewesen, denn er hatte sich etwas unendlich Großes vorgestellt und fand nun das Land überall stärker. Es muß tatsächlich ein sonderbares Erlebnis gewesen sein, als er zum erstenmal von den Höhen Genuas aus auf das Meer spähte und es ihm schien, der Bodensee sei mächtiger!

Nur einmal hat ihn das Meer entzückt; nicht in seiner Unermeßlichkeit, sondern in seiner Farbenpracht. Ein herrliches Schauspiel bot sich dem Künstlerauge Federers, als er eines Abends über die venetianischen Gewässer schaute. Wie gebannt steht er vor dem Zauber, den Sonne und Wasser, Licht und Meeresdunst hier schufen. Nichts hat er seinem Vater so zum Vorwurf gemacht, als daß er ihn in seiner Jugend nicht zu Stift und Pinsel greifen ließ. Wir möchten glauben, es wäre ein Künstler aus ihm geworden, auch im Reich der Farben, wie er nun einer mit der Feder wurde. Wer so wie er die Farbenwunder der Natur zu deuten versteht und zu schildern vermag, hat ohne Zweifel Künstlerblut in den Adern.

Wasser und Berge! Kehren wir mit Federer wieder zurück in jene Ggend, die seiner nordischen Heimat am ähnlichsten ist und deshalb von ihm am innigsten erfaßt wird: in die Abruzzen, »in das wunderbare Erdstück«. Sie sind »nicht nur das leibliche Rückgrat Italiens, sondern auch sein geistiger Schirm durch die Jahrhunderte gewesen«. Sind schon die umbrischen kleinen Städte ihm so sehr vertraut geworden, so steigert sich sein Glück noch, wenn er, der Welt gleichsam entfliehend, auf Pfaden wandert, die ihn in die einsamen Täler und in immer höhere Regionen führen. Es kann da wohl »verdrießlich schlechte Wege« geben, aber wer die Berge liebt wie er, der prüft den Weg nicht lange, auf dem er geht.

Es ist eine ständig wieder festzustellende Tatsache, daß Federer auch im Süden der nordischen Natur treu bleibt, ja, daß er oft, besonders in den Bergen, den Ernst der Heimat auch im Süden zu finden glaubt, ja, sogar in erhöhtem Maße. »Nichts läßt sich mit der unendlichen Runde dieser italienischen Gipfelschau vergleichen, mit diesen entsetzlichen Kontrasten, wo uns die Steinwüsten langsam fast mitversteinern, während uns die unmeßbare Ferne aus Luft und Wasser und paradiesischem Land das Herz so unsäglich weich und selig stimmen möchte. Und dieser steinerne Tod so nahe und diese Zauberei des Lebens so fern²³.« Auf dem Gran Sasso ist es »so kahl und tot, daß man meint, die Ewigkeit mit ihren eisgrauen Schwingen brüte

darauf«. »Unheimlich dräut gegenüber die weite Gran Sasso-Familie, ein Gesicht finsterer als das andere.« In der Felseneinöde von Subiaco dünkt ihn, die Berge seien wie übereinander gebaut und »beschatten nicht bloß die Erde, sondern auch den Himmel«. Von seinen so oft besungenen sibyllinischen Bergen sagt er: »Oben im Norden buckeln sich mit krummem Greisinnenrücken die sibyllinischen Berge hoch unter das Himmelsdach.« Am deutlichsten spricht er von der Herzlosigkeit der italienischen Bergwelt, so er jene köstliche Sage wiedergibt, die ihm Tieco auf nächtlicher Wanderung einst erzählt hat. Den Helden der Erzählung, Alonzo Brigone, den kühnen Haudegen, sieht er vor sich in der Gestalt dieser »rauen, trostlosen, gewaltigen Bergriesen mitten im heißen Italien; die haben kein Herz, hatten nie eines und wir können ihnen noch so innig nahen und ihr Gesicht liebkosen, sie werden nie ein Herz zeigen. Die andern Berge offenbaren es, wenn sie mit dem Quellenmund singen und mit Edelweiß und Alpenrosen Augen lachen und selbst unter der eisigen Schädeldecke noch ein unermüdliches Gessumme und Gebrumme von Gedanken hören lassen²⁴.«

Hat Federer den italienischen Gebirgscharakter nicht etwas zu düster dargestellt? Das Problem wird nicht leicht, wenn wir die südlich-sonnigen Menschen mit diesem so ernsten Landschaftsbild in Kontakt bringen sollen. Heer hat darauf hingewiesen, daß die explosiven Naturelemente, die Spannungen in den Naturkräften, das Dämonische der Natur gegenüber der heitern Naturauffassung des südlichen Menschen überwiegen. (Vgl. »Sisto e Sesto«!) Indessen mischen sich mit den oft so dunklen, eher nordischen Farben doch auch wieder helle. Selten zwar, aber hie und da überwiegt immerhin das Frohe in der Naturgestaltung. Er ist einmal ganz ergriffen ob der einzigartigen Synthese von Leben und Tod in der italienischen Landschaft. Bezeichnenderweise stammt dieses Bild aber nicht aus den Abruzzen, sondern es ist ihm in Fiesole zu selig wonniger Schau geworden. Sein Auge schweift von den Anhöhen Fiesoles über die Arnostadt und ihre Umgebung. Nie ist es ihm so zum Bewußtsein gekommen wie hier, was es Großartiges ist um diese Freundschaft des Einst mit dem Jetzt, des Toten mit dem Lebenden. Während die Stadt mit dem Grau der Dächer und finstern Mauern, mit den starren Formen der Türen und Fassaden das Tote darstellt, kommt mit der Sonne und dem blauen Himmel und dem Arnowasser und mit der Geschwätzigkeit und Beweglichkeit der Menschen das Leben hinein in dieses Bild, das zu einem Schauspiel von »nie zu erschöpfender Frische und Tiefe wird«.

Man spürt es, wie es Federer leichter ums Herz wird, wenn er von der Sonne des Südens redet. »Etwas Sorgloses, Weltkummerloses hat dieser umbrische Sonnenschein. Von eitel Licht, bedünkt einen, könnte man hier leben.« Freilich, die Sonne ist »höchst wohlfeil«, während der Schatten teuer ist, obschon man so gern vom Schatten der Zypressen und Pinien und Kastanien redet. Am wundervollsten ist das Spiel von Licht und Schatten am Abend, wenn über den Tälern, den Straßen und Flößchen bereits violette Schatten liegen und droben in den Felsen noch die Städtchen leuchten. »Mit den Füßen fest im Gestein, aber die schönen Schultern in den schwindelnd blauen Himmel gehoben, war es im Erlöschen der Sonne wie ein Werk halb aus Himmel, halb aus Erde anzuschauen ... beim Erwachen aber schien der ganze lustige Morgenhimmel durch die Fenster hereinzustürmen²⁵.«

Der südliche Himmel hat es ihm angetan. Man fühlt es heraus, wie gerne er zu denen gehört, die da »ins leichtsinnige italienische Himmelsblau hineinfaulenzen«. Aber auch hier vergißt er ob dem enzianblauen Himmel nicht den vergißmeinnicht-blauen seiner fernen Heimat. »Der leise, weiche, wohlige italienische Himmel... der so schwärmerisch macht, der die Petrarca-Sonette und die Tasso-Schwermütigkeit auf dem Gewissen hat.« Mit beredten Worten gibt er die Eindrücke wieder, die das Riesengewölbe über den italienischen Bergen und Hügeln am strahlend heißen Sommertag, oder in kühler, wonniger Nacht auf ihn macht. »Es ist ein einziges gelbes Leuchten. Nie sah ich es so im Norden²⁶.«

Meisterlich schildert er jene Nacht in stummer Bergeinsamkeit, da es ihm zum erstenmal zum Bewußtsein kommt beim Blick zu den Sternen, »daß die Weltgeschichte so viele und allwissende Zeugen hat... sie kennen alles und wundern sich über nichts mehr, diese klügsten Augen der Welt«. Daß gerade in solch wundervoller Nacht ein ungeahntes Sehnen über ihn kommt nach seiner fernen Heimat, nach seinen lieben Menschen im Norden, berührt uns sonderbar. Und doch, es ist nichts so geeignet im lachenden, lichten Süden zur stillen Einkehr der Seele, wie solch ein Schweigen der Nacht, in der die Sterne aus »Silberfeuer in eine gelbe Goldglut hinüber« flammen.

Mit welchem Schwung und inniger Begeisterung hat Federer den südlichen Himmel mit seinem Licht und seinen Sternen und seiner Stille besungen. Wer mit ihm die wonnetrunkenen Augen zu diesem nächtlichen Gefunkel und täglichen Blau emporrichtet, der kann erst das Glück ahnen, das in Federers Seele in jenen, ihm unvergeßlichen Stunden seines freudvollen Lebens in Italien war.

Federer hat sich in Italien nicht nur an den Städtchen und Bergen, an Wasser und Licht ergötzt, er ist auch mit dem Pflanzenreich und der Welt der Tiere bekannt geworden. Man kann gut verstehen, daß der Nordländer auch in dieser Hinsicht mit besonderen Erwartungen in den Süden zieht, wird doch Italien der Garten Europas genannt. Während nun Federer von den Gärten in Bologna entzückt ist, die, wie er glaubt, die schönsten in ganz Italien sind, vermißt er sonst überall das, was den Garten wirklich zu »einem richtigen Unterschlupf und einer tiefschattigen Heimlichkeit« macht. Es scheint, auch dieser Garten gefalle ihm nur deshalb, weil er einige deutsche Art habe. Immer wieder machen wir die Feststellung, daß Federer den Norden zum Maßstab für seine Eindrücke im Süden nimmt und alles nach den in der Heimat geschauten Naturschönheiten beurteilt. So wiederum, wenn er von Wiesen spricht, »man sah steile Wiesen, ähnlich unseren Alpweiden unterm unzerstörlich blauen Himmel«. Auffallend selten spricht Federer von den Blumen. Auch die Veilchen duften nicht so »heimatlich süß, wie die am brummeligen Thüringer Wiesenbach«. Die Bäume sind ihm lieber. Die in der Heimat nie geschauten matt silbernen Oliven erfreuen ihn, noch mehr aber die »gleichsam verwitweten Bäume« der Campagna. Ganz eigen wird ihm zumute im Eichenwald zwischen Terni und Narni. Jene Bäume rauschen so nordliche Lieder und raunen ihm so merkwürdig alte Sagen ins Ohr, die Tragödie der Vergangenheit.

Dürfen wir uns wundern, daß Federer mit Bedauern feststellen muß, den deutschen Wald da drunten nicht zu finden? »Pinien und Zypressen sind ein erhabener Genuß,

aber immer nur Pinien und Zypressen und Oliven ermüden zuletzt und man möchte, trotz Stacheln und Stacheln, in eine Tanne ob der Riesern zu Gais hinaufklettern²⁷.«

Einmal fragt sich der Wanderer im Süden, ob er eine geplante Tour allein oder mit einem Begleiter ausführen soll. Da erinnert er sich, wie oft ihm köstliche Gesellschaft zuteil geworden in einer nachtrippelnden Ziege, oder einer Grille, oder einer Bergschwalbe, die ihm »die besten Wegfreuden verschafft haben«. Mit welchem feinem Humor er es versteht, mit der Ziege zu wandern und zu reden, deren Unverfrorenheit er sich so oft gewünscht, wenn wilde Hunde ihn beängstigten, zeigt er in seiner Plauderei »Die umbrische Ziege«, früher der »gehörnte Reisekamerad« betitelt ^{27*}.

Daß das Poetenstüblein des hl. Franz für ein mannigfaches Tierleben ein wahres Paradies ist, verstehen wir ohne weiteres, wenn wir an die große Liebe des Gottesmannes zu den Tieren denken. So fand Federer dieses Stüblein bevölkert: »Die kleine Tierwelt regiert hier, und du triffst die wunderlichsten Mücken mit Stahl- und Glasflügeln, die Wasserjungfern surren dir gewaltig ums Ohr, Heuschrecken rennen dich mit heldenmäßigen Kniesprüngen an, die naiven dunkelgrauen Blindschleichen, Eidechsen von aller möglichen Geschecktheit, borstige, gelb getüpfelte Graswürmer, Schnecken mit prachtvoll geäderten Häuschen auf dem Rücken, Molche wie glänzender Teer, organgenglühende Salamander, Frösche in einer ewigen Abwechslung von Todesangst und Lebenshumor und schöne, goldstriemige Kröten mit ihren Smaragdaugen und dem steifen Glauben an ihre Unsterblichkeit, das alles wirbelt bunt durcheinander. ... Das ist das Poetenstüblein des hl. Franz von Assisi ²⁸.« Daß in die italienische Sommerlandschaft das tausendstimmige Orchester der Zikaden gehört, ist ihm eine Selbstverständlichkeit. Die Episode mit den »Katzen vom Pantheon« zeigt uns in ergötzender Weise, wie es gehen kann, wenn man auch im fremden Land die Heimat zu finden glaubt. Federer findet an ihnen nicht das »gemütliche und stubenhafte der deutschen Katze«, sie sind vielmehr »Heidinnen« geblieben bis heute, während ganz Rom sich bekehrt hat. Sie begrüßen ihn so unfreundlich, daß er, obschon er ihresgleichen »unbesonnen« liebt, sich erbot von diesen »verdammten Katzen« abwendet, obwohl sie in ihm so köstliche Erinnerungen an das Rom der Caesaren wecken, läßt er sie »ihren unsterblichen, uralten, klassischen Schlaf weiterschlafen²⁹.

Hie und da gewinnt das Landschaftsbild gerade durch das Tierleben einen besonderen Charakter, so wenigstens scheint es ihm. Die schweigende Einsamkeit wird noch viel intensiver durch das lautlose Flattern der Schmetterlinge; träge herumschleichende Schafherden mit ihrer gelben Wolle vermehren in ihm den Eindruck, daß auf jenen einsamen Höhen, wo sie weiden, »alle Güte und Fruchtbarkeit der Mutter Natur erstorben sein müsse«.

Mehr als auf Flora und Fauna des Landes ist Federers Auge auf die Naturgeschehnisse hingewandt. Er empfindet — wie es verständlich ist — in der Hitze des italienischen Sommers, den Regen, dieses »seltene Almosen des Himmels«, als eine große Wohltat, auch wenn es nicht »die Erquickung eines deutschen Regens ist³⁰.« Die Hitze selbst ist ihm zukömmlicher als die »ennet« dem Gotthard, denn sie hat nichts »Stechendes, Brutales und Bleiernes, wie unsere deutsche Sommerhitze, son-

dern etwas Glanzvolles, Klares und Lauteres besitzt diese italienische Glut«. So meint er denn auch, daß der italienische Sommer das Wahre sei und sucht seine Behauptung zu beweisen, indem er jene Zeit lobt, in der er dem eigentlichen Italien nahe gekommen ist und es lieb gewonnen hat. Er ist aber auch ab und zu zur Winterszeit Gast in Italien gewesen. Doch dann sieht er, »daß es hier das nicht gibt, was wir Winterpoesie, und vor allem was wir Weihnachtszauber nennen³¹.«

Köstlich aber wird es in der Abruzzenwildheit, wenn ein Gewitter losbricht und die sonstige Stille mit mächtigem Krachen und Dröhnen unterbrochen wird. Das beglückt und ergötzt ihn, mag es anderseits auch noch so sehr seine Wanderpläne zunichte machen. »Nun brachen die Blitze und Donnerschläge so hageldicht herein und ein solcher Wolkenbruch ging nieder, daß wir sogleich in die Kapelle flohen. In wenigen Minuten war es Nacht. Es goß so furchtbar über unser Dach, als hämmerten tausend Werkleute. Die Fenster knarrten, die Altartücher wehten und binnen kurzem brauste ein wilder brauner Bach unter dem Portal vorbei und überschwemmte die Straße und füllte alle Gräben³².«

Wenn so ein Gewitter die Einleitung zu einigen Regentagen ist, wenn ein »Regenwetter so sündig grau und unermüdet losbricht«, daß Federer, statt frohgemut seine Wanderwege weiterzuziehen, in eine armselige Behausung gebannt wird, dann werden auch solche Tage zu ungeahntem Glück für ihn. Dann labt er Herz und Sinn an den uralten Sagen und Legenden, die »dem Rauch in den düstern Stuben, oder dem Nebel vor den Fenstergitterchen in Farbe und wirrem Geknäuel« gleichen. Man weiß in der Tat nicht, ob Federer sich mehr am sonnendurchfluteten Land mit all seinen Schönheiten erquickte, oder an diesem Regen- und Nebelwetter, das ihn auf andere Weise unsäglich erfreute, weil es ihm die köstlichen Plauderstunden verschaffte. Begreiflicherweise empfindet er den im Norden so unfreundlichen Nebel im Süden viel wohltuender, bewirkt er doch ein ganz anderes Erleben der Landschaft und der Weggenossen. »Nun flog er (der Nebel) auch an uns heran und umwirbelte uns von allen Seiten, lautlos, feucht, von Erdgeruch und Legendengrau geschwängert, mild und gemütlich, als rauche Frau Erde ihre behaglichste Nachmittagspfeife³³.«

Federer ist glücklich gewesen in diesem Land der »leichten Erde«. Aus all dem, was er über Italien geschrieben hat, mögen es seine »Reisebriefe«, oder seine »Reisegeschichtlein«, oder seine Novellen und Wandergeschichtlein sein, oder Briefe an liebe Freunde, immer wieder sehen wir, wie seine glücklich gewordene Seele jubelt in seligem Erinnern an das, was sie im Land »unter südlichen Sonnen und Menschen« erlebt hat. Federer hat in Italien stets neue Kraft und neuen Mut gefunden für ein Leben, das ihm so viele kranke, schwere Tage beschied. »Am Freitag verreise ich voll Freude und Andacht ins sömmerliche Italien«, schreibt er einem seiner Freunde³⁴. Und seinem Landsmann, dem Kunstmaler Fritz Kunz, der ihn, wie wir noch sehen werden, mit so viel Verständnis ins Reich der südlichen Farben eingeführt hat, berichtet er: »Antworte ich nicht, so bin ich im lieben, lieben, schrecklich lieben Italien³⁵.«

Das Land ist ihm so lieb geworden, daß er folgendes Geständnis ablegt, das wir im Wortlaut wiedergeben: »Es gibt ein paar Plätze im Süden, an die ich, im Norden

der Alpen sitzend, nicht einmal denken darf, ohne ein tiefes Heimweh zu spüren: denn dann möchte ich zu gern von Fiesoles Gärten wieder auf die Stadt mit der schönsten Kuppel hinabblicken, zu gern auf den Stufen von San Petronio im abendkühlen Bologna sitzen, oder vor der Orviter Kathedrale stehen, oder am Abhange des Nemisees bei Genzano träumen, oder den Wassern und dem Schluchtenwind in Camaldoli und Subiaco zuhören, oder am einsamen Mittag vor den grünumranchten, schneeweißen Marmorgletschern Pisas stehen. Aber vor allem und immer wieder zieht es mich zur baumbeschatteten Terrasse der Präfektur hier oben (in Perugia) hoch über der weichen, duftigen, umbrischen Franziskusheimat³⁶.

Trotz seiner Begeisterung und seiner wahren Liebe zum Land im Süden, ist es Federer doch auch zum Bewußtsein gekommen, daß wir eben hier auf Erden nichts sind als Pilgrime ohne »bleibende Stätte«. Am Grabe des Petrus Morone, den man einst gegen seinen Willen Papst Coelestin nannte, hat Federer es zutiefst erfaßt, wie wir so gar nicht zur Ruhe kommen können, wie wir nicht hier auf Erden von Heimat reden dürfen. »Es gibt kein Bleiben und kein Sattwerden und Ausruhen allhier. Es ist alles ein stetes Zeltstellen und Zeltbrechen, wie der große Weltreisende Paulus sagt. Nicht wahr, Bernardino und Petrus, ihr heiligen Männer, nicht wahr? Man hat nirgends ein Daheim, bis man das kleinste aller Häuschen für den großhansigen Leib und das größte von allen für sein demütiges Seelchen gefunden hat³⁷«.

Italien, so innig er es liebte, so gern er dort weilte und immer wieder dorthin zurückkehrte, bis der erste Weltkrieg es unmöglich machte, auch dieses Land, das er in seiner Eigenart und Schönheit so tief erfaßt hat, es ist ihm nicht zur Heimat geworden. Spürt er das stürmische Blut seines ruhelosen Vaters, oder ist es der nirgends zur Ruhe kommende Geist, der ihn stets weitreibt? Federer ist und bleibt der treue Sohn der Schweizererde. Italien hat ihm unsäglich viel Schönes geboten, hat ihm unvergeßliche Stunden seliger Wanderschaft beschert, aber es hat ihn nicht aus dem Boden seiner Väter zu entwurzeln vermocht. Darum zieht es ihn stets heim in den Norden. »Und erst noch die Campagna um Rom, die unerschöpfliche, unergründliche Campagna, die mir über alles geht, ach, trotz ihren Zaubern saß ich oft in einer ihrer einsamen Unterkünfte und trank mit einem goldgelben Glas Wein mir die Sehnsucht nach einem obstduftigen Trogenermost und nach der frischen Kurzweil appenzellischer Hügel ins Herz hinein³⁸.« »Regelmäßig nach zehn, zwölf Wochen fing etwas in mir an zu rinne und zu schlucken wie Langeweile und Überdruß am Fest, wie Öde und Fremde, ach, einfach wie Heimweh. Dann schnallte ich den Rucksack zusammen und zog voll zitternder Seligkeit dorthin zurück, wohin mein Wesen gehörte, wo es starkes Leben, aber auch den Tod, viel Nebel, aber auch den blanksten Winterhimmel und bei unendlichem Wahrheitsgrübeln doch noch so viele schaurigsüße Geheimnisse gab³⁹.«

Der Südländer

»Natur allein ist eine schöne Stumme ohne die Menschen. Nicht die grauen Städte Italiens und ihre Dome allein, sondern ebensosehr ihre Menschen möchte ich kennen und lieben lernen¹.« So dachte und schrieb Federer, als er nach Italien zog, in einer Zeit schwerer seelischer Leiden. Übelgesinnte Menschen hatten ihm das Leben zu einer fast unerträglichen Last gemacht, frühere Freunde ihm kalt den Rücken gekehrt. Es zeugt von der inneren Gesundheit und Stärke und unbesieglischen Menschenliebe, daß er in solcher Lage nicht Misanthrop wurde. Wie mancher wäre an solcher Prüfung ganz zerbrochen und hätte den Weg zu den Menschen zurück nicht mehr gefunden. Es hat trotz allem über diesem an sich so traurigen Lebensabschnitt Federers ein heller Stern geleuchtet, der ihn zu Menschen führte, welche ihn, zusammen mit der Natur, in der sie lebten, wieder ganz glücklich zu machen vermochten. Es ist, wie bereits betont, für die weitere Entwicklung des geprüften Mannes von größter Bedeutung gewesen, daß er in den Süden zog. Nachhaltiger noch als der Eindruck, den die Natur auf ihn machte, war und blieb der Einfluß des Kontaktes mit dem italienischen Volke. Wir verstehen erst dann recht, was ihm Italien geworden, wenn wir seine Einstellung zum Volke kennen.

Federer geht mit offenen Augen zu den Menschen, deren Gebräuche und Sitten, deren Tugenden und Fehler er bisher nicht kannte. Er war, als er mit diesem Volke in Berührung kam, ein Mann mit reifem Urteil, der das Echte von der Fassade zu unterscheiden vermochte. Als Seelsorger einfacher, in bescheidenen Verhältnissen lebender Menschen, hatte er die Nöte des kleinen Mannes kennen gelernt, mit denen er übrigens schon aus der eigenen Jugendzeit vertraut war. Als Redaktor einer städtischen Zeitung, hatte er mit den sozialen Problemen Bekanntschaft gemacht. Dies festzuhalten, hat Belang. Es ist selbstverständlich, daß das Urteil über ein fremdes Volk sich weitgehend nach dem richtet, was man vom eigenen Volke weiß. Federer hat seit jungen Jahren in die Volksseele hineinzulauschen verstanden. Das zeigt sich nun auch, da er Menschen gegenübersteht, die ihm fremd sind. Goethes wahres Wort: »Wer sein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maßstab für fremde Länder«, bezieht sich nicht nur auf die Schönheiten und Vorzüge der Natur, sondern in höchstem Maße auch auf die Menschen. Wie sehr dieses Wort auch bei Federer zutrifft, werden die folgenden Untersuchungen zeigen, nachdem wir gesehen, daß er schon bei der Bewertung der Landschaft stets zu Vergleichen geneigt war.

Der Wanderer im südlichen Land hat, wie wir sahen, Enttäuschungen erlebt, aber weit mehr Freuden und inniges Glück. Auch die Berührung mit dem Volke, je enger

sie wird, führt zu unerfreulichen Erfahrungen; durchaus überwiegen aber auch hier die frohen Seiten des Lebens und die glücklichen Stunden.

Von einer Erzählung, die ihn auf langer Wanderung einst erfreute, sagt Federer: »Nicht die Natur, der Mensch, der vielfältige, liebe, wunderliche, bittersüße und doch alles in allem so unschätzbare Mensch wurde auch diesmal wie noch immer die Hauptsache².« Das gilt von allem, was er uns aus dem Süden erzählt hat. Der Mensch belebt und beseelt die Dinge. Federer hat sich im »Demokrat in der Kutte« ein Selbstbildnis geschaffen, denn auch ihm geht es so, daß er alles liegen läßt wie Bernardino, alle Natur, alle Kunst, auch Bücher und Studien, für einen Menschen.

Am meisten fühlt sich Federer zum einfachen Manne hingezogen. Es gibt für ihn nichts Beglückenderes, als den von der sogenannten Kultur noch nicht verdorbenen Menschen zu finden, mag es nun in einem weltfernen »letzten Dorf« in den Abruzzern sein oder sonstwo. Für den aus der überkultivierten Stadt Kommenden, im Herzen aber einfach Gebliebenen bedeutet es schier maßloses Glück, bei Menschen sein zu dürfen, die auch in neuer Zeit die alten geblieben sind, deren Leben von einer »großartigen Einfachheit« ist, sowohl was die geistige als auch die leibliche Nahrung betrifft, wie auch jegliches Ding, das ins Leben dieser Menschen hineinspielt. Diese Einfachheit findet er vor allem in jenem Land, das der Poverello von Assisi durch seinen gottgefälligen Wandel geheiligt hat. Ja, am schönsten ist die Einfachheit gerade an diesem größten Sohne Umbriens verkörpert. In den Apenninennestlein und »durch das schweigsame Land lebte ein viel einfacherer Menschenschlag, als wir nordische Wanderer ihn kennen«³. Dort fühlte Federer sich so wohl wie nirgends, »beinahe sage ich, wie nicht einmal in der Heimat«. Er gibt zu, daß auch diese Eingeborenen ihre Fehler haben, aber es guckte doch immer wieder »silbersüß das einfache, ehrliche, wohlwollende, ich möchte sagen, das apostolische Gutsein von Mensch zu Mensch aus diesem Völklein hervor«⁴.

Mit einem Schwur könnte es Federer bekräftigen, daß es solch einfache, köstliche Menschen, wie er sie in seinen Erzählungen schildert, noch heute im Apennin gibt. Am trefflichsten faßt er seine Ansicht in das schlichte Wort zusammen: »Das italienische Herz ist einfach geblieben.« Deshalb liebt er es und wird nicht müde, darauf hinzuweisen, wie so ganz anders das Leben wäre, wenn die Menschen bei dieser Natürlichkeit und einfältigen Einfachheit geblieben wären.

Der einfache Mensch ist genügsam. Er will nicht mehr haben, als er zum Leben durchaus braucht. Das Leben solcher Menschen wirkt auch auf den Fremdling, der zur Einsicht kommt, wieviel Überflüssiges man doch weglegen könnte, »um so leichte Achseln und ein so heilig loses Vogelherz« zu haben, wie diese schlichten Menschen in ihrer angeborenen Selbstzufriedenheit, die an das Leben keine Ansprüche zu machen gewohnt sind.

Nicht allen Menschen, denen Federer im Süden begegnete, ist das Glück solch anspruchslosen Lebens zum Bewußtsein gekommen. Wenn er aber mit stillen Berglern zusammentraf, die von sich sagen konnten, sie »leben ohne Tränen und sterben ohne Krankheit und schlafen viel und gut«, dann freute er sich um so mehr, denn doppelt glücklich ist, wer seine Zufriedenheit auch wirklich als Gabe Gottes erkennt,

sich ihrer freut und sie als ein großes Gut und Glück behütet und bewahrt. Denn wahrhaft ein köstlich Ding ist die Einsicht, ein glückliches Leben zu führen. Ist es schon etwas Großes, wenn Menschen zufrieden sein können, die nur ein mageres Äckerlein und ein paar karge Fetzen von Wiesen und ein Trüpplein Ziegen ihr eigen nennen, so bedeutet es noch viel mehr, wenn der bettelnde Krüppel von Orvieto in seiner gänzlichen Hablosigkeit herzlich vergnügt zu lachen vermag.

Bei dieser dem Nordländer unbegreiflichen Sorglosigkeit um Zeit und Welt, wird es Federer ganz seltsam zumute mit »seinen deutschen Sorgen«, so daß er sich »jeder Runzel zu schämen beginnt«.

Die Sorglosigkeit, wenn sie zufriedener Einfachheit entspringt, mag als ein hochzuschätzendes Gut gelten, aber sie kann anderseits, wenn Arbeitsscheu ihr tiefster Grund ist, ein häßliches Laster sein. Federer hat sich, wenn er die vielen Bettler sah, die sich nicht um Arbeit bemühten, sondern auf Kosten der Fremden lebten, sehr oft Gedanken über dieses Problem gemacht. Am krassesten zeigt sich ihm die Dekadenz ins heutige Bettlertum in Venedig. Er findet es beschämend, daß die einst so stolze Herrscherin der Adria, der die Welt dienen mußte, nun zur Dienerin, ja sogar zur Bettlerin der Welt geworden ist. Was würde aus der Stadt werden, so fragt er sich, was würde aus den vierzigtausend Bettlern der Stadt werden, kämen nicht die Fremden? Ja, Venedig »geniert sich nicht, die Kellnerin der englischen Lordbühlein, der Portier amerikanischer Ölfabrikanten, das Zimmermädchen hochnäsiger Berlinerinnen zu sein. Wie groß ist der Wandel des Schicksals!«

Indessen geht er nicht mit allen Bettlern so scharf ins Gericht, auch wenn er es als ein großes Unwesen betrachtet, wie — besonders »im Schatten des Kirchentums« — gebettelt und auf widerliche Art gefaulenzt wird. Und doch, die Bettler von Siena liebt er sogar, denn sie betteln, gibt man ihnen ein Almosen, nur noch einmal, jene »von Venedig aber ein drittes und die von Rom gar ein viertes Mal«.

Der Ruf nach Brot ist ihm oft ans Ohr gedrungen. Hungernde Menschen sind viele vor ihm gestanden, Kinder, Krüppel, Greise. Tragen sie selbst die Schuld an ihrem Elend? Einmal ist er Zeuge einer Auswanderungstragödie. Lange schaut er diesen »Arbeit-, Geld-, Brot- und Heimatsuchenden Menschen der Abruzzen« nach. Voll Schmerz ruft er aus: »O Bernardino von Siena sei froh, daß du das nicht mehr siehst. Nicht einmal Brot hat deine Mutter für ihre Jungen mehr. Die halbe Welt müssen sie durchfechten um eine Krume zum Sattwerden. Und das andere Brot, ohne das man bei allen Fleischtöpfen Ägyptens und Argentinien hungert, ach, Bernardino, wer gibt ihnen dieses andere Brot?«

Federer hat sich ernst mit dem Problem der Verarmung des ihm so lieben Volkes befaßt. Die sozialen Mißstände und der unheilvolle Klassenunterschied haben tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Da schwindet alle Poesie der italienischen Städte, wenn er sehen muß, »wie tausend kleine Leute hier nichts gelten und nichts haben, weil der tausendundeinte ein zufällig reich geborner Sohn alles hat ... was würde das gesunde, starke, gescheite Italienvolk leisten, wenn es nicht immer wie eine Reihe Nullen hinter der einen vornehmen Zahl demütig nachkriechen müßte?« Tief schmerzt ihn der klaffende Riß zwischen reich und arm, zwischen oben und unten. Dies um so mehr, da es sich um ein so tüchtiges Bergvolk handelt, das arbeitsfreudig

wäre, wenn ihm gerechter Lohn zukäme, damit es menschenwürdig in geordneten Verhältnissen leben könnte und nicht aus den elenden Behausungen heraus die wie altes Gold prunkenden Paläste der Großen mit scheelen Augen beschauen müßte. »Die Ratsherren am Monte Citorio schwatzen gar viel gescheites Zeug und brüten die größten kolonialen Welteier aus. Würden sie doch einmal ihre Fittiche über die Inlandkolonien schlagen und da ein kleines, nahrhaftes nationales Ei ausbrüten^s.«

Eines Tages steht Federer in der Strafanstalt, in der Bresci, der Königsmörder, sein Verbrechen sühnt. Beim Anblick dieses Mannes entrollt sich vor Federers geistigem Auge nochmals die ganze Tragödie des jungen Menschen, der als Bauernsohn mit seinem Dasein unzufrieden in die Stadt zog, Fabrikarbeiter wurde und ein Opfer umstürzlerischer Sozialisten, aus deren Lehren er die letzten Schlüsse zog und in anarchistischem Rausche nicht mehr auf sein Gewissen hörte. Von der geist- und leibtötenden Kerkerhaft mürbe gemacht, sieht er nun ein, daß es ein düsterer Größenwahnsinn gewesen war, der ihn zum Königsmörder werden ließ, und auch er erkennt: »Gerechtigkeit muß anders kommen.« Bresci hat sein unglückliches Leben im Frieden mit Gott abgeschlossen, ohne den es keine Gerechtigkeit gibt und keine Zufriedenheit, keine Ordnung und keinen dauernden Frieden.

Die tragische Lage von Menschen mit ausgespielten Rollen ist Federer wiederum zum Bewußtsein gekommen, als er einst einen armselig gekleideten Herrn traf, »in dessen beweglichen, lebensstolzen Augen doch noch Reichtümer zu liegen schienen, freilich Reichtümer der Vergangenheit«. Zu seinem größten Erstaunen vernimmt er, daß es der letzte Träger eines einst allgewaltigen Geschlechtes sei, der jetzt in bitterer Armut lebt. Wie wandelbar der Menschen Schicksal sein kann, wie hart und oft gar grausam! — In der herrlichen Villa der Medici, dem wundervollen einstigen Besitz des Magnifico, wohnt ein reicher Amerikaner. Federer empfindet es äußerst bitter, daß der Adel des Geistes, der Gesinnung und Geburt seine geschichtliche Rolle ausgespielt zu haben scheint und Geld und Gold an seine Stelle treten.

Dem italienischen Volke in aufrichtiger Liebe zugetan, will Federer vor allem beweisen, wie unrecht der oft gemachte Vorwurf der Faulheit sei. Gewiß, es liegt etwas Phlegmatisches in diesen Menschen, aber es ist das Phlegma der Natur, der Berge, des Meeres, der Tiere, das sich auch im Menschen findet. Vielmehr sollten wir uns an solchen Menschen freuen, die wir in ganz falscher Weise Faulenzer und Nichtstuer und Tagediebe nennen.

In überzeugender Art legt Federer dar, daß wir es diesen in der Ruhe der Natur verharrenden Menschen zu danken haben, wenn wir heute die Gesetze der Bewegung kennen, die uns Galilei erschlossen; daß wir dem träumenden Cristoforo Colombo die Seewege in neue Welten verdanken. Calvani und Giotto, Tasso und Rossini, diese genialen Menschen ruft er als Kronzeugen auf, daß das nationale Phlegma zum großen Segen ward für die forschende, denkende Welt.

Welche Riesenwerke haben diese ungerechterweise als Faulenzer verschrienen Italiener geschaffen! Sind nicht die prächtigen und mächtigen Dome und Paläste, die Türme und Kuppeln, die Plätze und Friedhöfe, von aller Welt bestaunt, die besten Beweise dafür, daß dieses Volk die Arbeit kennt und liebt?

In origineller Weise fingiert Federer ein Zwiegespräch zwischen einem Italienerjungen und einem Schweizer, die über die Arbeitsamkeit der Südländer miteinander streiten. Alles, was in Italien schön ist, behauptet der Sohn dieses Landes, ist von uns geschaffen worden. Die Sehenswürdigkeiten von Venedig und Mailand, die Pracht von Florenz und Pisa, sie alle erweisen sich als die Werke fleißiger Italienerhände, sind Zeugen kühner Pläne italienischer Köpfe. Die Berge der Schweiz aber und der Rheinfall, sind sie Menschenwerk?

Federer nimmt auch die Geschichte zu Hilfe und zeigt, wie Italien immer der Schauplatz fremder Kämpfe und fremder Heere war. »Wenn dem Italiener bald ein Deutscher seinen Keller austrank, ein Spanier seine Stube plünderte, ein Franzose seine Möbel zusammenschlug, verleidete ihm die Sorge um eine bequeme Stube, die doch nie ihm, sondern den gewalttätigen Gästen gehörte... Abgaben, Handleistungen, Frondienste folgten sich unablässig, und im modernen Staat wurde die Steuer so groß, daß viele Leute glauben, es lohne sich kaum, ihr geringes Leben so hoch zu bezahlen⁹.« Weder Sonne noch Scirocco haben das Phlegma des Italieners verschuldet, es ist ihm in den vielen Jahrhunderten der Unselbständigkeit nach und nach Natur geworden.

Und anderseits, wie fleißig ist der Italiener außerhalb seines Landes, wenn er sich für seine Arbeit richtig bezahlt sieht. Überallhin werden sie gerufen, wo etwas Großes geschaffen werden soll.

Keine Menschenklasse hat Federer mit solchem Feingefühl und solcher Sicherheit im Urteil dargestellt wie die Briganten, von denen er in zahllosen Erzählungen, Legenden und Sagen zu hören bekam. Meisterhaft zeigt er, wie sogar Banditen, die ihr Leben lang als Wegeläuger die Reisenden bedroht und ausgeplündert haben, sich zu durchaus friedlichen und nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft umbilden lassen, wenn man ihnen eine anständige Existenzmöglichkeit verschafft. Ihnen hat er in seinem »Sisto e Sesto« ein unvergängliches, wundervolles Denkmal gesetzt. Mit dem seinem innersten Wesen entsprechenden, gütigen, verstehenden und verzeihenden Urteil mit klug abwägendem Sinn, hat er auch in dieser so heiklen Frage der Banditenmoral seine ganze Kunst aufgewandt, das Menschenherz bis in die letzten Falten zu verstehen. Er läßt sich nicht herzu, oft gefällte, harte Urteile in dieser Frage zu wiederholen, ohne sie zu prüfen. So deckt er auch hier die tiefsten Gründe auf, die dazu geführt haben, aus einem friedlichen, genügsamen Volk Banden von Straßenräubern und Schelmen zu machen, die »am Tage harmlos und mild wie Milch, die Nacht rot und gefährlich wie Blut« sind. Es braucht auch da geschichtliches Verständnis, um diese Entwicklung zu begreifen.

Weiß man, wie durch viele Jahrhunderte das Volk unter Herrendruck lebte, so versteht man auch die ganze folgende Entwicklung. »Es wäre genug gewesen, wenn das steinerne Gebirge und der oft so saftlose, harte Boden und das graue Gewölke auf den Sibyllinischen Gipfeln diesen Leuten Herz und Spaten schwer machte. Aber da wucherten noch auf ihrem Rücken so viele Grafen und Barone, Schloß- und Stadtherrschaften. Was mußte man nicht mittelbar und unmittelbar steuern, fronen, wie tief sich bücken, wie nieder knierutschen. Welche Übergriffe erlaubten sich die Blaublütigen in die jungfräuliche und eherechtliche Welt der Untertanen¹⁰.« Was

war da verständlicher, als daß man sich selbst half, um diesem Übel zu begegnen. So wurden die Reichen und Mächtigen und Stolzen beraubt und getötet, aber nicht aus teuflischer Freude an sündhaft vergossenem Blut, sondern aus Hunger, aus beleidigtem Ehrgefühl, aus demokratischer Rache... man kann sagen, daß die Wolf- und Bärenjäger der Abruzzan nicht aus bösem, verdorbenem Willen, sondern stets von Not, Elend, falschen Vorspiegelungen und höheren Intriguen mißleitet, auch furchtbare Menschenjäger wurden¹¹.

Hierüber macht Don Dia in »Sisto e Sesto« seine Gedanken. »Dieses Volk leidet. Es hat Hunger. Es kommt arm zur Welt und geht ärmer aus ihr, die doch so voll Reichtümer ist. Nicht ein Splitterchen merkt es von ihm. Es kann wahrhaft dem Herrgott nichts davon erzählen, wenn es hinüberkommt, wie gut der Vesuvwein, wie süß die Kuchen von Siena, wie lustig der Fasching von Rom und wie prächtig die Stanzen Raffaels im Vatikan seien.«

Daß diese Banditen im Grunde genommen herzensgute Menschen mit edlen Charaktereigenschaften sind, das beweist Federer unübertrefflich, wenn er die Liebe dieser Briganten zu andern Notleidenden schildert. Die Paritonder geben den Schleier der Madonna weg, um ihren in bitterste Not geratenen Nachbarn zu helfen. Nicht weniger erbaulich ist ihre Gastfreundschaft und ihre Friedensliebe, ihre Ehrlichkeit und ihre Liebe zur Heimat. Man halte sich jene Szene vor Augen aus »Sisto e Sesto«, in der Sixtus seinen von ihm zum Tode verurteilten Halbbruder Sesto und dessen Sohn in der Kerkerhaft besucht. Im Schlafe halten ihre verkrampften Finger ein paar Schollen heimatlicher Erde, die Don Dia, ihr Seelsorger, ihnen in die Verließe der Engelsburg gebracht hat als letzten Gruß der treuen, armen Heimerde von Paritondo. Da steht der gewaltige Sixtus erschüttert still: »Gott Italiens, ist es nicht ein Brocken Erde und grünes Laub von daheim? Wahrhaft einen Fetzen Heimat und Freiheit haben sie im Gefängnis behalten und lassen ihn nicht aus der Faust. O Jugend, o Vaterland, o Liebe, wie geschieht mir!«

Federer hat keine Furcht gehabt, bedroht oder bestohlen zu werden. In den Abruzzan ist ihm nie etwas derartiges geschehen, wohl aber haben Straßenflegel in den Städten ihm allerlei wegstibitzt, aber es geschah immer mit einer »sozusagen lebenswürdigen Frechheit«. In jenem Landstrich, der für ihn vor allem das wahre Italien darstellt, in den ihm über alles lieben Abruzzan mit seinem »herrlichen Völklein«, hat Federer nicht nur eine feine Ehrlichkeit erfahren, sondern auch eine unsere Begriffe übersteigende Güte und Gastfreundschaft. Wiederholtemale spricht er davon, wie er mit freundschaftlicher Zuvorkommenheit behandelt worden sei. Besonders erfreut ist er ob der großen Vertraulichkeit und Offenheit dieser Menschen, die viel mitteilbarer sind, als seine Landsleute in den nordischen Alpen. »Man ist (in Perugia) sogleich überzeugt, daß es hier gute, milde, warmherzige Menschen gibt, Menschen, die lieber segnen als fluchen, lieber spenden als rauben, lieber geschlagen werden als schlagen¹².«

Freilich ist Federer auch Habgierigen und Geldsüchtigen begegnet, deren Engherzigkeit ein nicht gar gnädiges Urteil verdient. Um so mehr freut es ihn, wenn eine nur auf Geld und Gewinn bedachte Krämerseele eine Wandlung durchmacht und zu einem für höhere Ideale begeisterten Menschen wird. (Vgl. »Frau Agnes«).

Je besser Federer vertraut wurde mit der italienischen Volksseele, desto mehr hat es ihn beglückt, bei diesen Menschen eine herzliche Brüderlichkeit zu finden, die echt und lauter ist und jeden erfreut, der an ihr teilhaben darf. »Sehr bald wird man vertraut, sagt sich du, bricht mit apostolischer Einfalt das gleiche Brot und schöpft aus der gleichen Schüssel. Sehr bald schlägt man den Mantel über die beiden Schultern und unter diesem gemeinsamen Dach geht dann ebenso rasch das eine Herz zum andern hinüber spazieren und offenbart ihm sein Heißes und Kaltes¹³.« Und eben dies ist die beste Voraussetzung zu einem Leben echter Natürlichkeit und wahrer Liebe. So geht dann das Lied von der Brüderlichkeit und Freundschaft und Familie dem Umbrier leichter und natürlicher aus dem Herzen und von den Lippen, als andern Menschen.

Der Italiener, wie Federer ihn kennt, ist ein Mensch mit starker, tiefer Liebe. Öfters hat Federer das Glück gehabt, mit Menschen zusammenzutreffen, die ihm in aller Offenheit von den Freuden und Leiden ihrer liebenden Herzen erzählten. So wird für ihn ein winterlicher Marsch in den Sibyllinischen Bergen in Begleitung von zwei in der Liebe glücklichen Menschen zu einem einzig schönen Erlebnis. Und ebenso kann er jene Weihnacht in Rom nicht mehr vergessen, da er im Kreise einer Familie weilen durfte, in der warm und hell die Strahlen junger Liebe alle erfreuten. Besonders aber treten in den vielen Erzählungen und Plaudereien, mit denen die liebsten seiner Weggenossen ihn unterhielten, immer wieder Menschen in seinen Lebenskreis, die seine Wanderseligkeit auf die höchsten Gipfel führen. Es ist nicht verwunderlich, daß Federer aus dem, was ihm so erzählt wurde, die schönsten seiner »Geschichten« formt. Wir denken vor allem an »Alonzo Brigone«, »Agostino und Roberta«, »Sibilla Pagni und Taddeo Amente«, »Sandra Giullini«, um nur die bedeutendsten zu erwähnen. Es offenbart sich in diesen Erzählungen nicht bloß die edelste Seite des lebenswürdigen Volkes, sondern es tritt auch Federers ganz einzigartige Fähigkeit zutage, das Tiefste und Schönste, was vom Menschen gesagt werden kann, in würdigster Form und mit feinstem Takt darzustellen. Hier hat Federer unserer Ansicht nach am besten seine treffliche Menschenkenntnis bewiesen: wenn er von den Reichtümern menschlicher Herzen spricht, besonders von der alle Hindernisse überwindenden menschlichen Liebe.

Indessen sind es nicht nur junge Menschen, die sich kennen und lieben lernen, um auf dem gemeinsamen künftigen Lebensweg das Schöne und Schwere des Lebens miteinander zu teilen, an denen Federer zeigt, was echtes Menschenglück ist. Auch innige Vaterliebe läßt ihn den Reichtum dieser Volksseele inne werden. So steht vor ihm sogar in einem Wilderer oder Banditen ein herrlicher Mensch, der seinen Sohn über alles, mit jeder Faser seines Herzens liebt¹⁴. Oder es ist die Liebe eines tapfern Jungen, welcher die Seele seines Vaters aus der Gewalt des Teufels entreißt und ihn mit wahrer Kindesliebe zum Quell alles Liebens und Lebens zurückführt, wo, in unbesieglcher Liebe zum darbenden Mitmenschen, er erstarkt und Größe gewinnt¹⁵.

Von diesem Goldgrunde echter Liebe heben sich streitsüchtige und gehässige Menschen um so unerfreulicher ab. Federer hat auch solche kennen gelernt. Die Erde sähe dem Paradies so viel ähnlicher, gäbe es keine Neider und Hasser und

eifersüchtige Schwätzer, die sich und andern das Leben verbittern und schier unerträglich machen. Es sind in letzter Linie erbärmliche Egoisten, die in unversöhnlicher Streitsucht für sich, wo immer es möglich ist, einen Gewinn zu erhaschen suchen.

Schlimmer noch wird diese Feindseligkeit, wenn sich der Riß nicht zwischen einzelnen Menschen zeigt, sondern zwischen ganzen Familien und Geschlechtern, wenn dieser Familienhader sich dann durch mehrere Generationen hinzieht. Federer hat auch einen Blick getan in Familien, »durch die eine so kalte Straße lief«. Er schildert in drastischer Anschaulichkeit die Unversöhnlichkeit und Parteisucht der in zwei Lager getrennten Adligen von Bolsena¹⁶.

Wo immer möglich, möchte Federer das Volk in einem günstigen Licht darstellen, seine Fehler mildern, oder deren Grund nicht im Volke selbst suchen. So sagt er: »Gewiß, es gab auch unter diesen umbrischen Städten heillose Fehden, in Perugia selbst schauerlicher als anderswo. Aber man merke wohl: das war der Adel, das waren ein paar Heißsporne, die durchaus oben stehen wollten, das waren zwei, drei aristokratische Familien, die sich haßten und die das geduldige Volk in ihren Egoismus zerrten. Es litt mit, gewann nichts, freute sich nicht¹⁷.«

Im Verzeihen der Fehler des Volkes geht Federer so weit, daß er meint, es klebe keine Bosheit daran, das Argwöhnen, Zanken, Stibitzen, Verleumdungen und Lügen sei bei diesen Menschen nicht überdacht, zurechtgelegt, wie es bei der »germanischen Sünde« der Fall sei.

Bedenkt man, in welcher schwerer Lebenslage Federer sich befand, wie hart seine Jugend gewesen und wie ungewiß seine Zukunft vor ihm stand, als er mit dem italienischen Volke in nähere Beziehungen trat, dann versteht man sogleich, daß es ganz besonders der diesem Volke eigene Frohmuth und die Lebensfreude waren, die ihn seelisch hoben. Was konnte es für ihn Besseres geben, um seinen Lebensmut wieder zum Erstarken zu bringen, als diese sonnigen Menschen mit frohem Herzen und heiterem Sinn? In bunt gemischter Gesellschaft, wo Sindaco und Polizist, Wirt und Wilderer, beisammen sitzen am Herdfeuer einer rauchgeschwärzten Küche in einem weltabgelegenen Abruzzennestchen, erlebt er unvergeßliche Stunden seligen Glücks, wo das »tiefe, rauschende, italienische Lachen gar kein Ende mehr nehmen wollte¹⁸.«

Federer will gerade im Lachen dieses Volkes dessen Seele erkennen, »es ist ein Lachen aus dem ganzen, vollen Leben heraus, ein Lachen vor Glanz und Freude, weil es immer so gut ist und so gut bleibt«. Wenn er trotz so langer und häufiger Krankheit, so vielen bitteren Stunden immer ein Mensch mit goldenem Humor geblieben ist, dann dürfen wir das sicher zum großen Teil als eine Wirkung des Verkehrs mit den frohgemuten, lebensfreudigen Südländern betrachten. Jene Tage, da er mit den Kindern des Sakristans im Glockenturm von Gubbio herumkletterte, gehören, wie man es leicht aus seinen Plaudereien herauslesen kann, zu den sonnigsten seines Lebens.

Den Kindern ist Federer ohnehin ganz besonders zugetan¹⁹. Ihre Natürlichkeit und unverdorbene Naivität liebt er vor allem. Schon in seiner Jugend fühlte er sich am glücklichsten im frohen Kreise seiner Alters- und Spielgenossen. Auch während

seiner Seelsorgstätigkeit hat seine besondere Neigung den Kindern gegolten, die er mit größter Hingabe in die Glaubenslehre der katholischen Kirche einführte. Diese Liebe zu den Kindern hat auch in Italien dazu beigetragen, seine Sympathie für das Land zu vermehren und die Köstlichkeiten des Lebens freudig zu genießen. Daß die sorgenfreie Kinderzeit bei den frühreifen Südländern kürzer ist als in seiner Heimat, bedauert er, denn mit der allzu rasch verblühten Kindheit ist oft auch die erste Anmut und Schönheit dieser Menschen vorüber, nicht nur ihr unbesorgtes, seliges Lachen. Stundenlang ist es Federers Vergnügen, den »lieblichen Florentinerkleinen« zuzusehen, die an einem Brunnen Wasser holen, sich necken und herzlich lachen und eine »erstaunliche Zungenfertigkeit haben«. Daß diese Kinder nicht streiten und auch über einen zerschlagenen Krug noch heiter lachen können, macht ihn froh und glücklich.

Aus dem römischen Stadtleben sind die munteren Kinder gar nicht wegzudenken. »Auch die Kinder sind auf allen Plätzen daheim. Soweit Rom, soweit ihre Stube¹⁹.«

Wir treffen im Italienerlebnis Federers aber nicht nur Kinder mit lachendem oder singendem Mund. Er ist armen Waisen begegnet, in deren Leben hinein wenig Sonne fällt und heiteres Glück. Mit köstlichem Humor trocknet er die Tränen der kleinen Agna auf ihrer Fahrt zum Zahnarzt und macht ihr Mut mit dem Geschichtlein von der tapferen Principessa. Mit Recht hofft er, es werde dieses Kind, das am Lebensmorgen den »König Schmerz« besiegen lernt, einst auch nicht zittern vor der Sense des Todes, vor dem letzten aller Erdenleiden.

Eigentümlich berührt es, daß Federer zwei der größten Männer des italienischen Volkes in seinen Erzählungen in so engen Kontakt bringt mit den Kindern. Es ist eine recht eigenartige Szene, die uns Federer schildert: Dante, heimwehkrank, am Ende des irdischen Wanderns und Irrrens, steht, den sehnsuchtsvollen Blick auf seine treulose Vaterstadt gerichtet, in der dunklen Stube eines Bauernhauses zu Fignola am Monte Giovi. Hier, inmitten einer mit zwölf Kindern gesegneten Familie, kommt es ihm zum Bewußtsein, was er ist: »Mit Frau doch Witwer, mit Kindern doch kinderlos, mit der schönsten Wiege doch heimatlos, mit der innigsten Poesie doch ein Ungeliebter²⁰.« Und er muß sich sagen lassen, daß seine »dreimal dreiunddreißig Gesänge von ewigem Erz« keinen Bestand haben im Vergleich zu den »zwölf Kindern aus blühendem Fleisch und Blut. Alle Lieder werden einst alt und grau. Aber diese Ricotti grünen hundertmal fort in Kind und Kindeskindern²⁰.«

Reizend ist auch jenes andere Bild: Michelangelo läßt sich auf der Flucht vor den Menschen von einem Kind beim Verlassen einer Kirche einen Tropfen Weihwasser geben und beginnt dann ernst mit sich zu reden: »Ja, die Kinder, das sind noch keine vollen Adame und Even. Das sind halbe Engel und halbe Teufel, so ursprünglich, so naiv, so jenseitig. Aber dann werden sie größer und versinken im gemeinen, lauen Menschentum, das ich schon oft ausgespiesen hätte, wenn ich Gottes Mund wäre²¹.«

Wie wundervoll schildert Federer im »Alonzo Brigone« den Einfluß des Kindes auf den Mörder und Räuber in der Kerkerzelle. Sein durch viele Greueltaten verwirktes Leben ist dem Unmenschen nur noch so lange gewährt, bis seine mit ihm im Kerker schmachtende Gattin das Kind geboren hat, das Zeuge sein soll, ob der

Rohling wirklich der Gatte der zarten Rufa sei. Meisterhaft schildert Federer die Kerkerszenen, in denen es der Frau gelingt, den erst tobenden Gatten allmählich in den Bann des kommenden Kindes zu ziehen und ihn so zu einem sanften Menschen umzuwandeln. Rufa versteht es, ihm immer wieder auszumalen, wie das Kind leben und lächeln und mit süßem Kindermund plaudern werde. Aber »je mehr sie das Gefängnis mit Kinderschimmer beleuchtete, um so unheimlicher schien dem Brigone der finstere Tod aus den Ecken zu dräuen, und je heller sie die Wiege machte, desto schwärzer kamen ihm nun die Särge vor, die er so vielen gehobelt hatte«. Ja, der Gedanke an das Kind, das ihn einst Vater nennen würde, bringt den bisher Verstockten zur vollen Umkehr und Reue über alle seine schlechten Taten.

Nicht minder stark wirkt das Kind auf die Mutter. Als sie das Neugeborene auf dem Arme hält, wird sie von Mutterliebe überwältigt. »Das hat sie nicht geglaubt, daß es so süß ist, Mutter zu sein. Wie duftig ist dieses Schleckmäulchen, wie arm sind seine Gliederchen, welch eine nie gehörte, mächtige Stimme hat es beim Weinen! O Christ, wie oft wird es noch so weinen in seine mutterlose Armut hinaus, und sie hört es nicht mehr... Ach wohl, das Leben bedeutet ihr nichts. Aber das Kind bedeutet ihr alles, alles. Sie möchte sterben mit dem Manne und leben mit dem Kinde. Ihr schwindelt im Kopf. Sie küßt das weiche Stirnlein und sucht gleich darauf Alonzens große Männerhand. Was ist bitterer wegzugeben? Was ist süßer zu behalten^{21*}?«

Wer Federer so recht verstehen und genießen will, soll sich in diese Erzählung hineinlesen und -leben, und er soll sehen, wie im »Wunder von Bolsena« es wiederum Kinder sind, denen Federers ganze Liebe gilt in der Darstellung jenes Geschehnisses, das aufs neue zeigt, welche Macht dem Kinde gegeben ist.

So steht das Geniale der Geistesmächtigen dem Naiven der Kinder gegenüber. Neben der den Dichter ergötzenden Naivität, ist es die Eigenart dieser Abruzzenkinder, die ihm große Freude bereitet. Er wirft die Frage auf, wozu denn solche Menschen die Schule besuchen sollen, »die Schule mit ihrer Abschaffung der Eigenheiten, der Persönlichkeiten, des Naturgenies der Zöglinge, mit ihrem Zwang und Drill und Nümmerchengeist²²«. Es sei erfreulich, so meint Federer, daß diese Menschen auch in Hinsicht der Schule ans Leben keine Ansprüche machen, sich mit dem denkbar bescheidensten Wissen begnügen und sich dabei die Nerven gesund behalten. Wohl nirgends läßt Federer derart den Romantiker durchblicken wie hier. Er scheut sich nicht, die Analphabeten glücklich zu preisen, deren Seelen nicht verbogen worden sind und die, obschon sie keine Schule besuchten, erstaunlich »klar reden, scharf und schnell erwägen und sicher entscheiden«. Es ist sonderbar, daß Federer, der die größten Geister des italienischen Volkes so tief erfaßte und so treffend zu deuten verstand, mit warmen Worten jene lobt, die dem geistigen Leben durchaus fern zu stehen scheinen. Freilich gibt es auch unter diesen, scheinbar aller Kultur abholden Naturkindern nach Federers Ansicht große Dichter und Musiker, die zwar weder ein Gedicht, noch ein Lied in Worten oder Noten festhalten, die aber dennoch ein Wunderreich von Melodien und Phantasien in ihrer Seele tragen.

Man kann sich mit Recht fragen, ob es berechtigt sei, sich über die Armut des Volkes zu beklagen und die bittere Notwendigkeit der Auswanderung und zugleich

die Unwissenheit und allzugroße geistige Bescheidenheit zu preisen. Ist wirklich jener Mensch der glücklichste, der mit einem Minimum an Wissen und Bildung auskommt? Ist es denn ein Ideal für den über allen andern Erdengeschöpfen stehenden Menschen, den Geist nicht weiter und nicht tiefer oder höher schweifen zu lassen, als das Auge reicht?

Am häufigsten stellt Federer einen uns geradezu unbegreiflichen Mangel an geographischen Kenntnissen fest. »Mein lieber Italiener hat keinen Sinn für Geographie, weil ihm jedes Plätzchen recht und genug ist²³.« Ist es eine mit allem sich abfindende Genügsamkeit, oder ein dem Nordländer unverständlicher Mangel an Heimatverbundenheit, oder fehlt dem Italiener der echte, wahre Begriff von der Treue zur Scholle? »Nicht der Ort, der Mensch macht die Heimat«, so löst Federer diese Fragen, oder er glaubt es wenigstens zu tun. Denn so allgemein läßt sich die Frage nicht abtun. Gesteht er doch selbst, Menschen gefunden zu haben — mögen es auch seltene Ausnahmen sein — die nach langen Jahren aus fremdem Land wieder zu den Stätten ihrer Jugend zurückkehrten, um hier ihr Leben zu beschließen, wo es ihnen aufgegangen war. »Das ist so menschlich, ist vor allem so italienisch.« Eine gerade Linie in Federers Anschauungen und Äußerungen festzuhalten, fällt hier in der Tat nicht leicht. Indessen ist auch ein gewisser Ansichtswandel begreiflich. Richtiger wäre es ohne Zweifel, im Urteil den Städter klarer vom Landvolk zu trennen, als schlechthin vom »Italiener« zu reden, denn Venezianer und Umbrier, Bolognesen und Umbrier, sind in ihrem Charakter sehr verschieden. Zöge Federer hier etwas genauere Linien, so ließen sich die oft scheinbar widersprechenden Aussagen eher erklären. Sicher hätte es viel zur Klarheit der Urteile beigetragen.

Welche waren, so fragen wir uns, Federers liebste Menschen in Italien? Wir sahen, daß er das einfache Volk der Abruzzen über alles liebt, und daß ihn vor allem die Kinder in ihrer köstlichen Naivität beglückten. Schöner noch war für ihn das Zusammentreffen mit Menschen, die ihm aus dem unerschöpflichen Schatz der Volkssagen und Legenden erzählten. Wir wissen, daß die Plauderabende des Vaters zu seinen seligsten Jugenderinnerungen gehörten. Die höchste Wonne seiner Italienfahrten bildete immer ein erzählender Mund, der ihm kündete von dem, was im Volke eine Generation der andern aus den grauen Tagen und frohen Stunden der Vergangenheit berichtet. Bald sind es die heitern, ergötzlichen Geschichtlein aus dem täglichen Leben kleiner Leute, bald Erinnerungen an überragende Zeiten und Menschen, von denen ihm sein Begleiter plaudert auf langen, stillen Wanderungen. Nicht immer aber ist er mit dem Erzähler allein. Oft sitzt er in einer Runde schweigender Lauscher und labt sich nicht nur am Erzähler und am Erzählten, sondern nicht minder an den Zuhörern, die mit ihm die Kostbarkeiten solcher Stunden genießen. »Mit der Neugier und Grazie, die das hiesige Volk für altersgraue Berichte bezeigt, rückten die Leutchen rasch zusammen, blickten der Greisin erwartungsvoll auf die dürre Lippe und die große Zahnücke, als ob dahinter Frühling wäre, und sahen auch mit den klaren, behenden Augen der Berglerrasse, so wie das Wort herausfloß, es als Ereignis mit Fleisch und Bein vor der Nase herumgehen²⁴.« Sprechen nicht diese wenigen Worte dafür, wie unvergleichlich es Federer versteht, einem Bilde Leben zu geben, daß es unvergessen bleibt?

Wie sehr bedauert es der Dichter trotzdem, die in solch lieben Kreisen und auf so vertraute Art vernommenen Geschichtlein nicht ebenso lebensfrisch wiedergeben zu können, wie er sie aufnahm. »Das muß man gesehen haben, wie alt und jung aufhorcht und weder hustet noch die Nase putzt, solange das Wort erklingt. Und wie alle Hörer erleben, was auf den dürrn Plapperlippen des Hausierers geboren wird²⁵.«

Die besten seiner Erzählungen legen deutlich Zeugnis davon ab, welch großen Gewinn Federer aus diesen Plaudereien zog. Seiner Veranlagung nach ein köstlicher Erzähler, hat er hier für die Entfaltung seines Talents wertvollste Anregung erhalten. Es darf sogar ohne Übertreibung gesagt werden, daß Federer in diesen Erzählerunden, oder auf den Wanderungen das Beste bekam, was Italien ihm zu geben hatte, und daß er diese Erzählungen selber wieder zu wahren Kunstwerken ausgestaltete, den besten Beleg für Federers Größe. »Ich sah über die hitzige Erzählerin weg in die Tiefe und Höhe der winterlichen Abruzzan hinaus, genoß in schweren Schlücken diesen goldenen Legendenwein und wußte sehr gut, daß dies einer der wenigen reinen und seligen Augenblicke meines Lebens sei²⁶.«

Über die Legende vom hl. Isaak sagt deren Erzählerin: »O, sie ist wärmer als die Sonne und nährt besser als Milch und Brot²⁷.« Und zur Bekräftigung ihrer Worte fügt sie bei: »So sagt die Legende. Jedes Wort ist wahr wie ein Stern. Aber die ganze Geschichte ist viel schöner als der ganze Sternenhimmel²⁸.«

Daß Federer vor allem jene Erzählungen, Sagen und Legenden fesselten, in denen »das gesetzlose, verwilderte Element, sei es im Wasser, oder Feuer, oder Tier, oder Menschen die vorderste Rolle« spielte, verstehen wir sehr wohl, kommen sie doch der Natur seiner Heimat am nächsten.

»Da mischt sich die gewissenlose Phantasie hübsch mit der redlichen Geschichte, ein Erdbeben kracht hinein, ein Künstler zaubert, der schwarze oder schwefelgelbe Satan bockfüßelt herum, und ein Heiliger, gern der sonnige Franz von Assisi, hilft der schiefen Geschichte zuletzt noch ins Blei²⁹.«

Wie schon erwähnt, stellt Heer fest, Federer bevorzuge die dämonische Bewegtheit der Natur, während die »der Gegend angepaßten warmen und ruhigen Sonnenstimungen im Vergleich zum wirklichen Tatbestand zu sehr zurücktreten«³⁰. Es ist dies tatsächlich ein Beweis dafür, daß dem Dichter aus dem Norden jene Gestalten und Naturschilderungen am besten gelingen, die dem Charakter seiner Heimat am nächsten sind. Daß der südliche Mensch in gewissem Sinn als etwas Fremdes auf ihn einwirkt und deshalb mit der vom Dichter mit nordischen Augen geschauten Landschaft nicht immer ganz im Einklang steht, ist zwar in etwa erklärlich, zeigt aber auch wirklich, wie schwer es selbst für ihn wurde, sich vollständig ins fremde Milieu hineinzu leben und hineinzudenken. In einigen Erzählungen jedoch ist diese Kluft glücklich überwunden; dort besonders, wo auch der Mensch im Süden, von Federer gezeichnet, nordischen Charakter hat und somit eins wird mit der »nordisch empfundenen Natur«. Das sind denn auch Federers beste Werke³¹.

Ein anderer Weg zur Volksseele führt über das Leid. Federer ist ihn gegangen. Die Tränen und Schmerzen des Volkes haben ihm von neuem dessen Seelenreichtum geoffenbart. Wenn er auch sagt, Menschen getroffen zu haben, die »ohne Tränen leben

und ohne Krankheit sterben«, so ist er anderseits doch auch wieder dem Tod und seinen Vorboten in mannigfacher Art begegnet. Er ist an Krankenbetten und an Sterbelagern gestanden, hat die Tränen in den Augen der auswandernden Frauen gesehen und mit dem an der Totenbahre seiner Tochter weinenden Römer herzliches Mitleid empfunden. Immer hat das Leid ihn so echt menschlich berührt und gerührt. Die Hinfälligkeit alles menschlichen Seins kommt ihm am Sterbebett einer guten Alten so recht lebendig zum Bewußtsein. Vgl. »Eine sonderbare Silvesternacht«. Wie nahe Wiege und Sarg beisammen stehen können, zeigt er in seiner prachtvollen Erzählung »Alonzo Brigone« und wiederum in »Zwei Christbäume in Rom«. »Wo ein Leichenbett im Dezember schwieg, lärmte ein Jahr darauf mächtig eine Kinderwiege³².« Wie leicht aber in unserm »Seifenblasenleben« Särge und Todesnöte vergessen werden, erkennt er, da er vom Totenbett eines jungen Menschen zu froher Festfeier glücklicher Menschen kommt.

Schon einige Male hat sich die Ansicht als unzutreffend erwiesen, Federer sei so sehr der an Naturschönheiten und gewinnenden Charaktereigenschaften des Volkes sich ergötzende Romantiker, daß er nicht auch ein offenes Auge für die Schattenseiten des italienischen Volkslebens habe. Dies ist besonders der Fall, wenn er über das Schicksal der Frauen sich Gedanken macht. Mit aufrichtigem Bedauern spricht er von »frühgealterten Frauen, die unter unwürdigen Arbeitslasten wie graue und braune Ruinen dahinwandeln, so arm, so ernst, so erhaben und doch nicht ganz zerbröckeln«³³. Mußte er dabei nicht an das Leben seiner unter schwerer Lebens- und Arbeitsbürde zusammengebrochenen Mutter denken, die, von Mühen und Sorgen aufgerieben, vorzeitig ins Grab sank? Wenn er diese armen Frauen alle schwere Arbeiten verrichten sah und gar oft der Mann »wie ein echter Nomade auf der faulen Haut lag«, dann stieg unwillkürlich das Bild der eigenen Eltern in seiner Erinnerung auf — der Vater ein faulenzender Tagedieb, die Mutter eine Frau, die die letzte Kraft verzehrte, um den Kindern das tägliche Brot in saurer Arbeit zu verschaffen.

Das Leben der Frauen, wie er es sieht, ist »nur eine kurze Festzeit«, in der sie den Mann beglücken und dann wieder zum Rang der Magd herabsinken. So verflackerte Sesto Perettis Mutter, eine zähe Romagnolin, wie alle wilden, raschen Flammen nach wenigen Jahren. Es kann aber auch ein mildverklärendes Licht über dem Alter italienischer Frauen liegen und ein versöhnender Friede über dem oft mühsamen Lebenstag solch geplagter Menschen. »Diese drei Greisinnen sahen aus wie drei heiter stille Oktobertage³⁴.«

In welchem schroffen Gegensatz zu den abgearbeiteten Landfrauen stehen die durch ihre blendende Schönheit berückenden und beglückenden Venezianerinnen, die schönsten aller italienischen Frauen. Wenn menschliche Anmut ihn je erfreut hat, so war es die der Frauen der Lagunenstadt. »Sie führen das Drama und vielleicht auch hie und da die Tragödie der Schönheit auf. ... Ihre Schönheit hat etwas Gebietendes und Großes wie die römische. Dennoch ist es eine ganz andere Schönheit. Auf der Römerin liegt immer ein Hauch von kalter Antike, von konsularischer Festigkeit und selbst etwas von Politik. Auch ruht der schwarze Matronenschleier auf den Römerinnen wie ein Trauerzeichen über eine so große verlorene Vergangenheit. Bei der Venezianerin dagegen dämpft der Schleier gleichsam den weltlichen Zauber der Figur, er mildert

die Übermacht von Lebenskraft und Lebensschönheit, er rückt die Herrschende und Hohe uns seelisch näher³⁵.« Mag auch das Meer tiefe Furchen ins Land hineinragen, seine feuchte Luft hat keine Macht über die schönen Frauen dieser Stadt; sie leben noch im hohen Alter ohne Runzeln.

Am meisten entzückt ist Federer ob der Schönheit der Augen der Südländer. Und da sind es wiederum die der lebensfrohen Bewohner von Venedig, die ihm am meisten gefallen, die »am schönsten und grausamsten leuchten«, mögen die römischen strenger, die der Florentiner wandelbarer und die der Genuesen stolzer und härter sein.

Oder er findet besonders Gefallen an den Augen einer jungen Frau. »An Augen, die im apfelfrunden Gesicht schwammen wie zwei bläulich glitzernde Seelein, ohne Tiefe und Traurigkeit, voll Lichter und Mückentanz.« Die Bergler im »letzten Dorf« aber haben so dunkelgraue, schwere, schattige Augen, weil die Berge drückend auf diesen Erdenwinkel niederschauen. Wiederum freut er sich an der blitzenden Sauberkeit des Augenpaares eines Mädchens, dessen sonstige Häßlichkeit im schroffsten Gegensatz zum einzig Anmutigen ihrer Erscheinung steht.

Noch viel sympathischer ist ihm aber die innere Sauberkeit dieser Menschen, die er übrigens vor allem dem italienischen Soldaten nachrühmt. Federer geht sogar so weit, zu behaupten, nie und nirgends eine solche Sauberkeit der Seele, etwas so übermütig Keckes und doch Naives gesehen zu haben, wie beim italienischen Militär.

Indes ist es nicht bloß die Naivität des italienischen Wehrmannes, die unserm Dichter so lieb ist, sondern auch der »feine Takt ihrer köstlichen Rasse«, mit dem sie einander und auch den Fremden behandeln. Seine wundervolle Gabe des Beobachtens und Schilderns zeigt Federer, wenn er die Typen aus den verschiedenen Landesteilen charakterisiert und ihre Eigenart feststellt, sowohl die der äußeren Erscheinung als auch des Charakters. Daß sie alle miteinander den Frieden mehr lieben als den Krieg und den Tag herbeisehnen, da die Schule des Waffenhandwerks zu Ende geht, macht sie Federer noch viel sympathischer. Obwohl er noch vor dem ersten Weltkrieg Italiens Soldaten und ihre angeborne Friedensliebe kennenlernte, hofft der Dichter doch, es sei auch nach dem großen Völkermorden so geblieben, denn »der italienische Mensch ändert sich noch weniger als der germanische. Seine Begeisterung kommt und geht schneller weg als bei uns, ich meine diese wechselnde politische Begeisterung, und sie ist vor allem Stadtprodukt. Meinem Lande Kraft und Achtung, mir genug zum Leben, denkt er, und weg alle häßliche Militärlerei³⁶!«

Für ihren König zeigen diese Soldaten eine sehr mäßige Begeisterung. Auch die Landesherrin, einem fremden Volk entstammend, macht ihnen keinen besonderen Eindruck, obschon sie ihrerseits an ihren schmucken Soldaten viel Freude hat. Sind es, nach der Heimkehr in ihre Provinz und in ihren Beruf, Anhänger der Monarchie, oder sehen sie, wie jene jungen Venezianer, mit denen Federer zusammentraf, in der Republik das künftige Heil? Sie scheinen sich überhaupt nicht allzuviel um die Staatsform zu kümmern, ihr letztes Wort ist weder Politik noch Krieg, sondern wird immer Pace, Friede sein.

Eine Feststellung freut Federer, nämlich daß Kräfte am Werke sind, die mächtig die Einheit und Einigkeit des Landes und Volkes fordern und fördern. »Man mag

Italien durch die ganze Vergangenheit betrachten, der stillere oder lautere Gedanke der Einigung wirkt durch alle Jahrhunderte wie ein Naturgebot³⁷.«

Deswegen bejaht er selbstverständlich auch die Eingliederung jener Länder, die damals zwar zum italienischen Sprachgebiet gehörten, aber nicht der italienischen Landeshoheit unterstellt waren. Während die jungen Heißsporne mit allem Nachdruck betonten, nicht ruhen zu wollen, bis alles, was italienisch spricht, auch wirklich zu Italien gehöre, berührt es unsern Dichter angenehm zu vernehmen, es sei eine Selbstverständlichkeit, daß der italienisch sprechende Teil der Schweiz in alle Zukunft bei der Eidgenossenschaft zu verbleiben habe. Es ist überhaupt für Federer eine sehr erfreuliche Beobachtung, daß man der Schweiz und ihrem Volk größte Sympathien entgegenbringt.

Nicht so ist das Verhältnis zu Österreich. »Anders als mit blutiger Erbitterung sprachen diese unbeflaumten Lippen das Wort Austria nicht aus. Das Andenken der blauen Hosen scheint mit Feuer in ihre Seele gebrannt. Mögen tausend Verträge ein Volk zerstückeln und tausend Armeen die Zersplitterung bewachen, was Rasse ist, wird dennoch siegen und Fleisch und Blut wird sich trotz Schwert und Diplomatenfeder doch zusammenfinden³⁸.«

Daß es nicht leicht sein wird, aus der Vielgestalt und Vielfältigkeit der so sehr verschiedenen Volkstypen eine wirkliche Einheit und Einigkeit zu schaffen, sieht Federer sehr wohl ein. Dies wird auch jedem klar, der mit ihm die Eigenarten der mannigfachen Volksteile betrachtet. Nach des Dichters Ansicht ist — wie schon öfters betont wurde — das wahre Italien vor allem in Umbrien zu finden. Er hat sich aber auch über die Bewohner anderer Landesteile seine ganz eigenen Urteile gebildet. Ihre Berücksichtigung ist nötig zur Erstellung eines möglichst umfassenden Bildes seiner Italienschau. Es wird sich dabei immer deutlicher zeigen, wie sehr Federer das Volk des Südens liebt und es in seiner Eigenart zu verstehen sucht. Zugleich ergibt sich daraus auch, daß er sich immer und überall ein durchaus selbständiges Urteil erlaubt und nicht herkömmliche Ansichten kritiklos wiederholt.

Es ist, wie später noch gezeigt werden soll, sehr bedeutungsvoll für Federer gewesen, daß er bei seinen ersten Südlandsfahrten durch seinen Landsmann, Kunstmaler Fritz Kunz in Anticoli, in den Sabinerbergen, mit den Künstlern des Pinsels bekannt wurde, die sich dort in ihrer Kunst weiterbildeten. In diesem weltfernen Sabinerbergnestlein kommen ihm ganz fremde Menschen zu Gesicht. Von den Malern, denen die schönsten dieser fremdartigen Menschen zu ihren wundervollen Werken als Modelle dienen, wird Federer belehrt, daß gefangene Sarazenen sich in altersgrauer Zeit hier angesiedelt und durch Blutvermischung mit den Sabinern sich der Bevölkerung assimiliert hätten. Und doch sind diese Anticolenser und die Bewohner von Tivoli weder Römer geworden, noch Araber geblieben, so belehrt man ihn, sie sind neue Menschen geworden. Sie haben das rote Kupfer der sonnenverbrannten Rasse Arabiens mit dem blutlosen, vornehmen römischen Zinn vermischt und zu jener wundervollen Bronze auf ihrem Antlitz verschmolzen, die das Entzücken aller Maler ist. Und mit ihrer dunklen Farbe haben sie auch das Phlegma des Nomadenvolkes und eine staunenswerte innere Sauberkeit behalten.

Strahlt in diesen Sabinerdörfern die leuchtende Schönheit der Menschen fremder Rasse, so sticht die sich in Lumpen hüllende Armut und Bettelhaftigkeit der Kalabresen höchst unangenehm davon ab. Es sind Menschen, die in elenden Häuslein, in armseligen Hütten, ja selbst in Höhlen und Ruinen hausen und kaum das Nötigste zum Leben haben. Wohl glaubt Federer, auch bei diesen ärmsten aller Italiener noch eine »große, echt römische Gebärde« vorzufinden, selbst wenn »das ganze zerlumpste Volk auf zweirädrigen Karren auf die Äcker hinaus graben und reuten und Vieh hüten geht«³⁹. Obschon er, seiner Natur entsprechend, lieber von den Kleinen und Dürftigen spricht als von den Mächtigen und Reichen, kann er doch einem solchen Elend gegenüber kaum Worte finden. Wie läßt sich da eine Volksgemeinschaft denken zwischen dieser dem Nordländer unvorstellbaren Dürftigkeit des Lebens und dem, was der Römer vom Leben heischt?

Gewiß, Rom ist eine Welt für sich, die aus nichts »als gewaltiger Antike und gewaltiger Kirche besteht«. Nach seiner mit nichts zu vergleichenden Heimat, sehnt sich der reiche Römer immer wieder zurück, auch dann, wenn er in seiner Villa in Tivoli, oder tiefer in den Sabinerbergen, oder in Frascati, oder in Albano, oder wo immer sonst in paradiesisch schöner Gegend seine Ferien verbringt. Federer mag wohl recht haben mit seiner Ansicht, kein Städter der Welt reise so wenig wie der Römer, weil es ihn nicht nach andern Orten ziehe, »da sein Daheim so groß ist«.

Man mag nun immerhin Federers Heimat das Land der Gegensätze nennen, sind sie etwa krasser als die zwischen dem Bewohner der Weltstadt Rom und dessen Landsmann in der trostlos verarmten und von kulturellem Fortschritt so gänzlich abgeschnittenen Basilicata?

So sehr indes unser Dichter Rom liebt, er spricht nicht oft vom Römer. Es möchte fast scheinen, die Hirten der Campagna stehen ihm menschlich näher. »Wie oft habe ich am Feuer bei Herdenführern gesessen und mich innig bemüht, ihr Nomadenherz, das immer herumschweift und sich doch nie aus der Campagna wagt, begreifen zu lernen«⁴⁰. »Ja, dieses Land vor den Toren Roms hat es ihm besonders angetan, dieses Volk, »so nahe dem Mäcen«, und doch kann es nicht einmal lesen, »so nahe dem Lukullus — ißt nur Reis und trinkt nur Milch«. Es will Federer als unbegreiflich scheinen, daß in nächster Nähe des Caesar ein Volk von ungeschulten Nomaden lebt.

Aus diesen Ebenen zieht es ihn dann wieder hinein in die umbrische Hügel- und Berglandschaft, in die Abruzzen zum Völklein, das noch etwas von »antiker Hirtenhaftigkeit« an sich hat. Kein Volkstypus ist von Federer so gründlich studiert worden wie der Umbrier. Zu ihm ist er immer wieder zurückgekehrt. Ist es wohl deshalb, weil dieser bescheidene Volkscharakter dem Hirtenvolk in Federers Heimat am nächsten kommt? Wenn er von den Perugianern sagt, sie hätten durchaus keine Anlage für die Trommel oder die Posaune, so gilt dies ohne Zweifel auch von Federers Charakter. »Es sind Menschen der Flöte oder des Lautenspiels. Aber auf diesen Instrumenten spielen sie Weisen der Kraft und des Heldentums und der Begeisterung so innig, wie andere auf der Orgel oder Trompete«⁴¹. »Zeichnet er sich nicht selbst, wenn er so spricht? Hat nicht auch er in heldenhafter Weise mit dem Leben gerungen in all den ungezählten Tagen und Wochen seines leidvollen Daseins? Kündet

er nicht trotz allem Siechtum die Schönheit und das Glück dieses Lebens stets aufs neue? Gewiß hat er von diesen schlichten Menschen im Umbrierland gar oft die Kraft zum stillen Heldentum und heiligfrohen Optimismus in einer Zeit und Welt bekommen, die ihm lieber alles genommen, als auch nur eine kleine Gabe gereicht hätte.

Wir werden später, wenn wir vom größten Sohn Umbriens sprechen, noch klarer sehen, wie tief unser Dichter dieses Bergvolk in seiner Schlichtheit ins Herz geschlossen hat.

Federer wurde bereits bei seinem ersten Besuch in Italien — es ist dies schon erwähnt worden — durch »das herrliche klassische Dantevolk« seelisch erhoben. Er versteht darunter in erster Linie die Bewohner der Arnostadt, mit so viel Recht »die Schöne« genannt. Die Florentiner sind, wie Federer sie sieht, sehr fröhliche Menschen. »Viel froher als die Romagnolen, viel leichter als die Mailänder schauen sie aus, graziöser schwebt ihr Gang, rollt ihr Blut, fliegt ihr Wort und ihre schöne Geste ins Weite⁴².« Gewiß, es waren diese Menschen nicht immer so heiter und lachten nicht immer. Sie haben schlimme Zeiten voll Kriegswirren gesehen. Aber aus aller Trübsal heraus, nach allen Seelenkämpfen, die hier so heftig waren wie anderswo, ist der Florentiner gar bald wieder lustig und froh geworden. Vgl. »Glückliche Faulenzer« in Umbrische Reisegeschichtlein.

Die beiden größten Männer dieser Stadt waren freilich »entsetzlich ernste Personen«, die wie »große Fremdlinge unter ihren Angehörigen stehen« und nichts an sich haben von der toskanischen Heiterkeit oder Anmut. Von beiden, von Dante und Michelangelo, werden wir später sprechen.

Mehr Beachtung als den Römern und den Florentinern schenkt er den Bolognesen. Hier findet er die intelligentesten aller Italiener. »Sicher, der Bolognese ist ein außerordentlicher Mensch. Er trägt mehr Geist hinter der weißen Stirne als der Venezianer, Florentiner und Römer zusammen. Aber er ist auch stolzer als alle drei und von aufbrausendem Ungestüm, wie nur der Sizilianer. Er zürnt beharrlich, straft ausgiebig⁴³.«

In jeder Hinsicht fällt der Vergleich zwischen Bolognesen und übrigen Italienern zugunsten der erstgenannten aus. Den Gedanken aber, die Federer über die geistigen Fähigkeiten des Volkes sich macht, liegt der Verdacht nahe, sie seien zu sehr von der Tatsache beeinflusst, daß man die Stadt am Reno, ihrer berühmten Hohen Schule wegen, die »Gelehrte« nannte. Diese Auszeichnung überträgt nun Federer, wie es scheinen will, mit einiger Willkür auf die Bewohner der Stadt und der ganzen Romagna. Daß ihm die »kraftvollen Sprößlinge der Emilia« sympathisch sind, weil sie die Freiheit mehr als andere Südländer lieben, und entschlossener als die andern für sie gekämpft haben, ist verständlich, denn der Dichter zeigt doch stets eine große Vorliebe für das Starke, und bewundert als Schwacher überall die Kraft, und als Kranker die Gesundheit. Zudem mögen die Bolognesen ihm auch deshalb lieber sein, weil sie, wie die Vorfahren seiner Landsleute, die waffenkundigen Eidgenossen, in mancher blutigen Schlacht tapfer gekämpft haben und weil sie auch jetzt, das heißt als er sie kennen lernte, im christlichsozialen Feldzug an der Spitze voranstürmten.

Die modernsten Menschen Italiens sind nach Federers Ansicht die Venezianer. Sind sie es, weil ihnen die Welt am weitesten offen steht? Weil das Meer in die blaue Ferne lockt und in ihnen den Sinn für das Daheimbleiben schwächt? »Von der Würde ihrer Heimat hängt ihnen nichts mehr an.«

Es ist auffallend, wie wenig Federer von Volksfesten berichtet. Er ist nie der lärmenden Festfreude nachgegangen. Vielmehr zieht er es vor, sich an den stillen Glücksstunden jener Menschen zu ergötzen, denen er seine Liebe und fast uneingeschränkte Bewunderung schenkt. Andererseits läßt sich aber auch feststellen, daß er der dem Charakter des Volkes angepaßten Freude nicht aus dem Wege geht. Venedig bietet ihm einmal das Schauspiel eines solchen Tages voll allgemeinem Jubel und Frohsinn. Da wird es ihm klar, wie dieses Volk der Lagunenstadt Feste zu feiern versteht. Durch die von ungezählten Kerzen erhellte Nacht erklingt die Musik der frohgestimmten Menschen, die das Erlöserfest begehen. Lichter und Lieder und Liebe, das gehört zu einem solchen Freudentag, an dem die Seele des Volkes sich spontan offenbart. Zwar bedeutet dem Venezianer die Gasse und das Schiff eine große Stube, wo er sich vor allem wohl fühlt, und im buntesten Getriebe ist er am meisten heimisch, am deutlichsten aber zeigt sich bei einem solchen Feste die ganze Unbefangenheit des öffentlichen Lebens. Hier empfindet der biedere Schweizer die Kluft zwischen seinem Volk und dem Südländer. »Wir Deutsche ziehen außer dem Hause immer einen andern Menschen an ... das macht vielleicht der Zug von Feierlichkeit, den wir leider im Blute stecken haben. Hier bei den Italienern verwundert man sich denn zuerst höchlich über dieses Plaudern und Brüllen und Kreischen und Singen auf der Straße, über dieses Schelten und Rühmen in intimen Dingen, über die ganze Unbefangenheit des öffentlichen Lebens. Der Italiener fühlt sich im offensten Getriebe am meisten heimisch⁴⁴.«

In der Musik und vor allem im Lied offenbart sich die Seele eines Volkes. Federer ist ein großer Musikfreund. Ist auch dieses Interesse für das Reich der Töne ein Erbteil seines Vaters? Wir dürfen die Frage ohne langes Zögern bejahen, wenn wir dem Glauben schenken, was Heinrich von seinem Vater sagt. Indes* gilt auch, ja in Hinsicht der Musik in ganz besonderer Weise, was er in einem Brief von sich sagt, der uns wie ein geistiges Testament anmutet (er schrieb ihn kurz vor seinem Tod): »Bei mir geht alle unendliche Liebe und Sehnsucht für Geistes-sachen, Musik, Kunst, Dichtung nur bis an Sehen, Hören, Verkosten, Genießen, da bin ich einer der glühendsten und vielleicht begabtesten Genießer. Aber dabei bleibt es ...⁴⁵.«

Das italienische Volk liebt die Musik und vor allem das Lied. Davon spricht Federer sehr oft. Nur vom Mailänder sagt er, er sei kein geborener Sänger, wie seine übrigen Landesbrüder weiter unten im Mittag des Landes. Das italienische Singen glaubt er überhaupt nur im »wahren Italien« zu hören und es ist schwer, »richtig davon zu reden«.

»In Umbrien, in den kalabrischen Nestern, in den Dörfern der Marken, im zerstreuten toskanischen Hügelland, in den lombardischen Maisfeldern und den venetischen Fischerstädtlein, aber vor allem in den Abruzzentälern« hört man das italienische Lied, das meist tief und düster wie der Dudelsack klingt, »mit ein paar mehr

schrillen als freudigen Pfiffen und Triolen dazwischen und einem flüchtig dreinfallenden Geplätscher und Geschäcker als spotteten Gassenkinder⁴⁶.

Am meisten hörte unser Südländer in Siena singen. Selbst das »sì« klingt wie eine Melodie an sein Ohr. Auch in Rom erfreut das Weihnachtslied froher Menschen ihm Ohr und Herz.

Sonderbar möchte es scheinen, wenn er sagt, er habe in Italien mehr schweremütige Lieder gehört, »die wie lichtscheue Nachtfalter« in die stille Nacht empor-schweben. Und wir würden doch gerade das Gegenteil erwarten! In meisterhafter Weise schildert er die Macht des Liedes in seiner Erzählung »Alonzo Brigone«.

Daß das Volk singt, wenn es zufrieden und glücklich ist, ist eine zu naheliegende Tatsache, als daß sie Federer entgangen wäre. Er hat in Italien kein Lied des revolutionären Aufruhrs gehört und keine nervenpeitschende Musik.

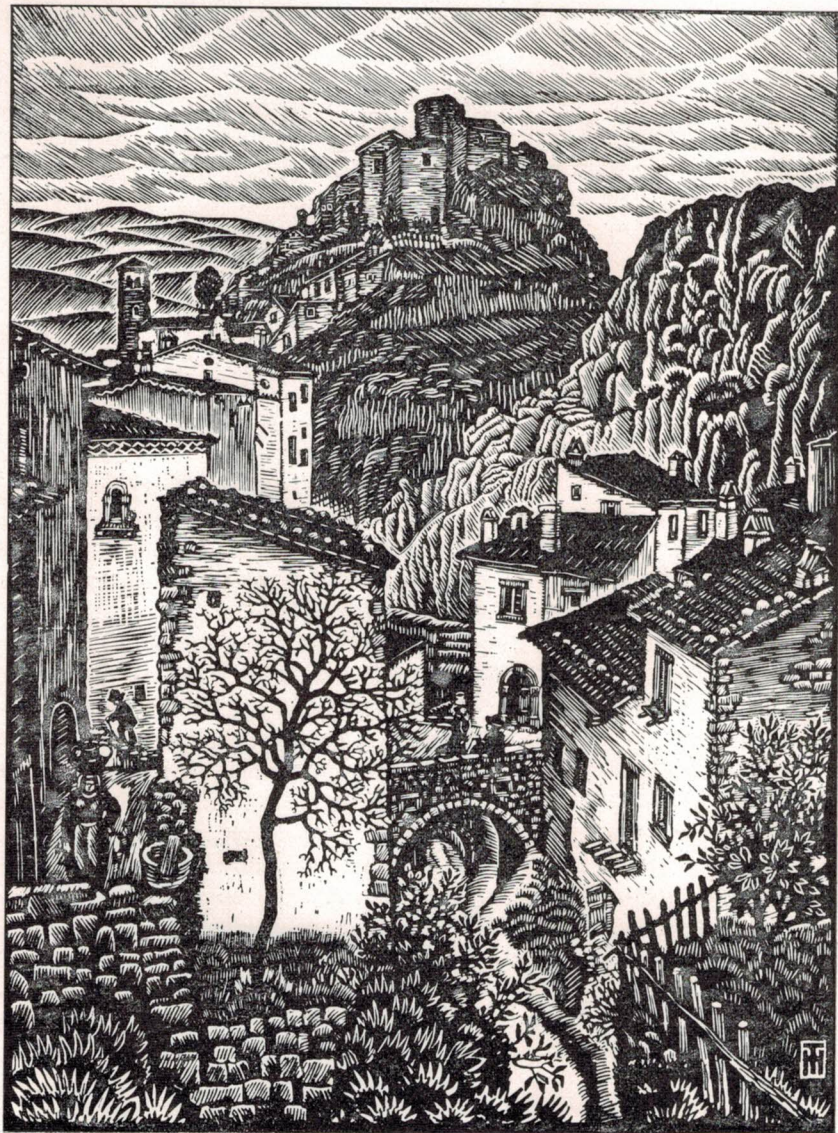
Was er am italienischen Musikanten am meisten rühmt, ist das Feingefühl. »Jene hundert verschiedenen Grade vom Jubel zum Schmerz geben sie mit dem Feingefühl der italienischen Seele«. Der Italiener hat aber nicht nur Verständnis für die Musik, er kennt auch die großen Meister, wenigstens war Federer überrascht über die einschlägigen Kenntnisse junger Venetianer.

Gerade auf dem Gebiet stellt unser Dichter große Gegensätze fest zwischen seiner Heimat und dem Gastland. Das kommt schon beim Genießen der Musik zum Vorschein, braucht doch der Deutsche dazu Sammlung, der Italiener aber Zerstreuung. Vor allem aber zeigt es sich in der Ausführung, wie sehr verschieden die beiden Völker fühlen und wie ganz anders sie der Musik gegenüber stehen. »Wenn die Italiener, sie, die eigentlichen Ernährer und Liebhaber der Melodie, sich dem Gegenteil, der unmelodischen Musikphilosophie zuwenden, dann wird das viel unleidlicher, als wenn der Deutsche es tut, dem nun einmal die Natur als Patingeschenk Philosophie auf den Weg mitgab, der also nicht bloß philosophisch denken, sondern auch philosophisch singen und musizieren kann⁴⁷.«

Mag nun eine stramme Militärmusik, oder eine städtische Kapelle ihn erfreut haben, oder die Weisen einer einfachen Hirtenflöte, mag einer die Gitarre gezupft oder den »göttlichen Dudelsack« geblasen haben, das Reich der Töne beglückte ihn oft, auch wenn ihn selbst Euterpe, die Muse der Tonkunst, recht einseitig begabt hat, da sie ihm nicht die Fähigkeit eigenen musikalischen Schaffens schenkte.

Man muß bei der Erörterung von Federers Beziehungen zu Italien stets bedenken, daß er nicht in den Süden reiste, um volkskundliche Studien zu machen. Noch weniger will er über Italien und sein Volk geistreiche Abhandlungen verfassen, oder Urteile wiedergeben, die er irgendwo ergattert hat. »Ich melde einfach meine Eindrücke«, sagt er kurz und schlicht. Daß er unser Nachbarvolk mit den Augen des Dichters sah, ist ohne weiteres zu verstehen. Manches hat seine alles begreifende, weitherzige Gesinnung wohl etwas verklärt, aber nicht bewußt entstellt. Daß das äußerlich geeinte Italien auch innerlich zusammenzuschmieden, eine schwere Aufgabe sein werde, ist ihm nicht entgangen.

Er beobachtet einmal, wie im »Felsenstädtchen Narni« ein hübsches Töchterlein einer vornehmen Familie von stolzen Adligen umschwärmt wird, in ehrfürchtiger Scheu sich ihnen aber kaum zu zeigen wagt, sondern lieber in stiller Verborgenheit



»Aus den Abruzzzen«

Haas-Triverio, Roma.

für sie betet. Da fragt sich unser Dichter beinahe unvermittelt: »Ist dieses Jungfräulein nicht mehr als so ein Narnikind, ist es nicht das junge Italien selber, nämlich jenes junge, reine, edle Italien, dessen Herz nicht im Montecitorio, noch auf dem Kapitol, noch in den lärmenden Gazetten Roms und Mailands, sondern in seiner scheuen tausendfältigen Verborgenheit schlägt, und sich freut und schämt, liebt und duldet und betet für seinen Geliebten, den noch so unruhigen, ungeläuterten, aus Stolz und Hochsinn, aus caesarischem und gracchischem Geist, aber auch aus uraltem Sklavensinn gemischten, mächtig ausschreitenden Jüngling Staat⁴⁸?«

So wie Federer vor der Annahme warnt zu glauben, man kenne Italien nach erfolgter Besichtigung seiner größten Städte, oder nach längerem Aufenthalt (ohne zum Herz des Landes vorgedrungen zu sein), ebensowenig wisse man etwas von den Italienern, sofern man nicht im italienischen Dorf gewesen, nicht auf italienischer Alpe, oder in einer Hirtenhütte: »wenn man nicht das gesunde, einfache, noch so treuherzige und natürliche Landvolk erlebt hat, und doch kommt man nur auf den stillen Straßen der Volksseele und der eigenen Seele näher«, nicht in den lärmenden Städten, man kommt in das »Lieben, Sagen, Streiten und Hassen des Volkes hinein«⁴⁹.

Es geht Federer in seinen Reisebriefen und Reisegeschichtlein vor allem darum, zu zeigen, wie reich an köstlichen Typen dieses Volk ist. Daß ihm die Erzähler die liebsten sind, haben wir bereits erwähnt. Doch können es auch Hirtengroßmütter sein, oder weitgewanderte Hausierer, einsame Dorfpfarrer oder Bettelbrüder, Fuhrleute und Orangenhändler, Zollwächter und andere Männer des Gesetzes, Wildhüter und Wilderer, Pfannenflicker und sonstiges fahrendes Volk, Glöckner eines uralten Kirchleins ... es gibt Menschen auf Schritt und Tritt, die ihn beglücken. Von einigen aus ihnen spricht er und hält ihr Andenken noch in späteren Jahren wach, viele andere kommen in seinen Werken nicht zum Wort. Sie haben ihn wohl auch erfreut, und ein jeder von ihnen hat ihm die Mannigfaltigkeit des bunten Lebens gezeigt, »ich käme an kein Ende, wollte ich von all dem reden«, sagt Federer. An ihnen allen sieht er die Mängel menschlichen Daseins, die Gebrechen erdgebundener Menschlein; sieht viel Unerfreuliches und manchmal sogar Gehässiges und Abstoßendes. Aber wie strahlt ihm anderseits doch auch soviel warmherziges, unverdorbenes Leben entgegen!

In seiner Heimat hat Federer es erleben müssen, wie mancher Freund ihm in schwerer Schicksalsstunde kalt den Rücken kehrte. Mißtrauen, Verdächtigung, üble Nachrede und bitterer Hohn waren lange sein tägliches Brot. Er hat still gelitten, hat viel verziehen und hart mit sich gekämpft, um den Glauben an die Mitmenschen nicht ganz zu verlieren. Wir haben bereits gesagt, daß es als providentielle Fügung zu betrachten ist, daß der Leidträger in dieser Zeit zu Menschen kam, die ihm ihr ganzes Vertrauen schenkten. Hier gewann er wieder zurück, was übelgesinnte Leute ihm genommen hatten: das Vertrauen zu sich und zu den Mitmenschen. »Bald tun sie mit dir wie mit einem Bruder. Ihre Schublade, ihr Küchentopf und ihr Herz wird gleicherweise vor dir völlig aufgetan und da gibt es keinen unvertanen Rest mehr⁵⁰.« Im denkbar schroffsten Gegensatz stehen diese Worte zu dem, was ihm in der Heimat zuteil geworden war.

Von einer Erzählerin, die ihm ihre ganze Lebensgeschichte treuherzig und offen schildert, so daß ihr Leben wie ein offenes Buch vor ihm liegt, sagt er: »Das Bad lieber Erinnerungen hatte sie so verjüngt.« Das gilt auch von ihm selbst. Wenn er an grauen Wintertagen oft mit gramvoller Seele und elendem Leib in seiner Behausung in der Limmstadt saß, hat auch ihn die Erinnerung an all das Schöne, das er erlebt hat »unter südlichen Sonnen und Menschen«, stets verjüngt und ihm Mut und Kraft gegeben, davon zu erzählen und mit nimmermüder Hand aufzuzeichnen, welches Glück ihm in seinen Wanderjahren in Italien beschieden war.

Schon im Lebensabend stehend, schrieb er an Stockmann, seinen besten Freund: »In den Wander- und Wundergeschichten lies nur das ‚Nachgeplauder‘ und fühle mit, was man einst für Seligkeiten mit jüngern Beinen im einsamen Italien erleben konnte⁵¹.«

Es geht Federer in seinen Geschichten und Lebensschicksalen in vor allem darum zu zeigen, wie reich an köstlichen Typen dieses Volk ist. Daß ihm die Erzähler die liebsten sind, haben wir bereits erwähnt. Doch können es auch Hirtengrößmütter sein, oder weitgewanderte Händwerker, einzelne Dorfplattler oder Bettelbrüder, Feinschmecker und Orangenhändler, Kollatscher und andere Männer des Geistes, Willkürer und Willkürer, Planenbäcker und sonstige fahrende Volk, Glöckner eines wachen und Wälder, Planenbäcker und sonstige fahrende Volk, Glöckner eines wachen Kirchleins... es gibt Menschen auf Schritt und Tritt, die ihn beglücken. Von einigen aus ihnen spricht er und hält ihr Andenken noch in späteren Jahren wach, viele andere kommen in seinen Werken nicht zum Wort. Sie haben ihn wohl auch erfüllt, und ein jeder von ihnen hat ihm die Menschlichkeit der bunten Leben gezeigt. »Ich kenne zu kein Ende, wollte ich von all dem reden«, sagt Federer. An ihnen allein sieht er die Mängel menschlichen Daseins, die Grenzen der menschlichen Erkenntnis, nicht viel Unverständliches und manchmal sogar Gekrümmtes und Abstoßendes. Aber wie strahlt ihm anders die doch auch soviel warmherzige, unerschöpfliche Leben entgegen!

In seiner Heimat hat Federer es erleben müssen, wie mancher Freund ihm in schwerer Schicksalsstunde hat den Rücken kehrt. Mühsamen, Verdrückung, ablehnbare und bittere Rede waren lange sein tägliches Brot. Er hat still gelitten, hat viel verziehen und hat mit sich gekämpft um den Glanz zu den Mitmenschen nicht ganz zu verlieren. Wir haben bereits gesagt, daß es als providentielle Fügung zu betrachten ist, daß der Leidtragende in dieser Zeit zu Menschen kam, die ihm ihr ganzes Vertrauen schenkten. Hier gewann er wieder zurück, was übelgemeinte Leute ihm genommen hatten; das Vertrauen zu sich und zu den Mitmenschen. »Nicht nur sie mit ihr wie mit einem Bruder. Ihre Schicksale ihr Küchenopf und ihr Herz wird gleichermaßen vor ihr völlig aufgehen und da gibt es keinen unversetzten Rest mehr.« Im denken schweben Gedanken stehen diese Worte zu dem, was ihm in der Heimat zuteil geworden war.

Sprache

Spricht man über die Beziehungen Federers zum italienischen Volk, so drängt sich ohne weiteres auch die Frage auf, wie weit er mit dessen Sprache vertraut war. Aus den bisherigen Erwägungen dürfte bereits hervorgehen, daß er sie weitgehend zur eigenen gemacht hat. Es wäre undenkbar, daß er den Weg zum Volk, ja zu dessen Herz und Seele, so leicht gefunden hätte, ohne die Sprache der Südländer zu kennen. Sie ist es ja, die den Schlüssel bildet zum Verständnis so mancher Eigenart eines uns fremden Volkes, das sich uns nur dann mitzuteilen vermag, wenn wir in seiner Zunge reden. Andererseits können auch wir nur dann unsere Gedanken austauschen, wenn wir dem Volke in seiner eigenen Sprache nahen.

Daß Federer sich in die Anfangsgründe der italienischen Sprache schon am Gymnasium vertiefte, haben wir bereits gesagt. Zugleich wurde auch erwähnt, wie wenig ihm der damalige Lehrer dieser Sprache entsprochen hat. Trotzdem stand er, wie den Schulzeugnissen zu entnehmen ist, auch hier an der Spitze der Klasse. Man darf jedoch kaum annehmen, daß es hier schon zu einem eigentlichen Sprachstudium gekommen wäre. Vielmehr handelte es sich um die Erlernung der primitivsten grammatikalischen Gesetze und um etwas Lektüre. Andererseits sind wir ohne weiteres zur Annahme berechtigt, daß dem reichbegabten Schüler schon damals die Schönheit der Sprache Dantes in hohem Maße zu einem beglückenden Erleben geworden ist.

Wie sehr auch sein Vater für diese Sprache begeistert war, wurde früher dargestellt. Daß er aber nicht die Geduld aufbrachte, sie sich zu eigen zu machen, wundert uns bei seinem ungestümen Charakter keineswegs. War ihm doch alles verhaßt, was ihm Mühe bereitete.

Heinrich Federer kam verhältnismäßig spät nach Italien. Aus dem sonst sehr aufschlußreichen Briefwechsel mit seinem Freund Anton Stockmann geht nicht hervor, daß er in den spätern Studienjahren, oder zur Zeit der Seelsorge in Jonschwil, weiterem Sprachstudium obgelegen hätte. Erst nach der Schicksalswende wurde diese Frage für ihn mit einem Schlage aktuell, spricht er doch davon, ins Ausland gehen zu wollen, um Sprachen zu erlernen¹.

Gewiß sind wir der Tatsache nicht sehr fern, wenn wir der Meinung sind, Federer habe, als er Italien zum erstenmal betrat, nicht viel von der Sprache verstanden und sie auch nicht gut gesprochen. Seit seinen Sarner Schultagen war so manches Jahr vorbei. So gesteht er selbst, in Venedig dem Gondoliere in schlechtem Italienisch einen Befehl gegeben zu haben, ohne sich deswegen vor ihm zu schämen.

Je besser er mit der Toskana vertraut wurde, desto mehr ging ihm die Schönheit ihrer Sprache auf. »An jeder Station schien mir das Italienisch schon anders, heller,

klangvoller, rhythmischer, feiner; immer mehr und mehr wie eine Musik kam es mir vor².« Sein Ohr nimmt den gewöhnlichen Gruß in Siena wie ein Lied auf.

Daß auch in sprachlicher Hinsicht Umbrien sein Ideal ist, können wir uns erklären, nachdem wir seine Vorliebe für dieses Land und sein Volk kennen. Mag auch die Rede der Umbrier nicht so weich klingen wie die florentinische, so ist sie doch, wie Federer meint, ebenso höflich und lebenswürdig. Wie kennt man Italien, wenn man nichts von Umbrien weiß! Das ist Federers These. Wer weiß von Umbrien etwas, der nicht vor Mitternacht das liebste und schönste Wörtlein dieser Sprache wie einen Bruderkuß empfunden hat, jenes unvergleichliche »si«. Der Umbrier sagt es als letztes Wort an jedem Abend, aber auf so ganz andere Art als die übrigen Italiener.

»Wollüstig spricht es der Venetianer mit seinen roten vollen Lippen aus ... hart beißt es der Romagnole zwischen seinen Elfenbeinzähnen hervor, fast wie eine zugefügte Demütigung, und kühl und scharf spricht es der Römer aus, wie ein Advokat, während es dem Toskaner wie Chianti von der Zunge fließt, aber der Umbrier sagt es wie ein Gebet! Gütig wie einer, der alles austeilen möchte, und mild wie einer, der nie ein Nein über sich brächte³.« Dieses »si« ist nach seinem Urteil das kürzeste und beste und klangvollste Wort aller Sprachen, besonders aber der italienischen Zunge.

Dank der Sprache ist es Federer immer leichter geworden, ins Denken und Fühlen, ins Lieben und Leiden der Umbrier einzudringen und so ihre Seele besser zu verstehen. Schwerer hingegen geht es ihm mit der Sprache der hintern Sabiner, die ihm nur mit Mühe verständlich wird. »Aber mein hartes Ohr hatte nach und nach doch einige Übung darin gewonnen, und Neugier schafft neue Talente.«

Auf seinen Wanderungen kommt er zu Menschen in ganz abgelegenen Dörflein, wo er sich mehr mit Gebärden als mit Worten verständlich machen muß. Es würde lange Zeit brauchen, meint er, bis man sich mit dieser Sprache richtig vertraut machen könnte. Dann jedoch würde es einem allmählich klar werden, von welcher wunderbarer Einfachheit das Sprechen solch einsamer Menschen ist. Ja, es ist fast die ernste und feierliche Sprache der Bibel, in der diese weltabgeschiedenen Bergler miteinander umgehen.

Mag er sich indes noch so sehr an der Schönheit, am Wohlklang und an allen andern Vorzügen der »wie Orgelschlag schallenden« Sprache erfreuen, so tritt doch auch hier in ihm wieder der Nordländer ab und zu hervor, der sich nach der Sprache seiner fernen Heimat sehnt. Er ist, da er mitten in der Weltstadt ein paar Worte von nordischem Klang vernimmt, höchst beglückt, und dies ganz besonders dann, als es Worte seiner engsten Heimat sind, Laute, mit denen er aufs innigste vertraut ist, und die in ihm mächtig die Sehnsucht nach der Limmatstadt zu wecken vermögen.

Die italienische Sprache ist Federer vor allem dann zum Erlebnis geworden, wenn er nicht nur den für das tägliche Leben nötigen Wortschatz immer wieder vernahm, sondern ihm ein beredter Mund zu plaudern begann und eigenes und fremdes Schicksal sich enthüllte. Daß dies die genußreichsten Stunden waren, haben wir schon dargestellt. Es waren dies aber nicht Erzähl- und Plauderstunden in seiner eigenen

Sprache, oder in einer andern der vielen Mundarten seiner eigenen Landsleute, es erhoben sich hier ganz andere Klänge. Überrascht ruft er einmal aus: »Herrgott, wie schön Thieco (der Erzähler des ‚Alonzo Brigone‘) das sagte, wie aus einem aufgeschlagenen, großartigen Buch. Woher nahm er diese saftige, aber schier etwas älterliche chronikale Kraft der Sprache?«

Oder wieder lauscht er in einer »sonderbaren Silvesternacht« den Worten der unschönen und unsaubern Lorenza, der Spitalgehilfin, in einer ungenannten kleinen Stadt. »Je mehr Lorenza plaudert, süß geflüsterte, wohlgeformte, solide Sätzlein, desto weniger sehe ich die widrige Verunbildung ihres Gesichtes und die unschöne Bewegung ihrer verzogenen Lippen. Ich sehe nur diese lautern gelben Augen. Von da kommen die Worte, und von da kommt Glanz, Wärme, Herzlichkeit. Sie vergolden alle Häßlichkeit.«

Es muß immer wieder betont werden, wie bedeutungsvoll dieses Erzählen für Federer war. Er hat zwar nichts in italienischer Sprache wiedergegeben, sondern hat alles, was er in dieser Sprache hörte, in seiner Muttersprache geschrieben. Obschon er Meister deutscher Erzählkunst ist, bedauert er es doch sehr, die vielen prächtigen Geschichten, Erzählungen und Plaudereien, die ihn erquickt haben, nicht so weitergeben zu können, wie er sie vernahm.

Zog Federer aus der italienischen Sprache für seine eigene Nutzen? Wagner sagt hierzu: »Federer hat eben die Leichtigkeit und den Wohlklang der italienischen Sprache glücklich seinem Stile assimiliert.« Ähnlich urteilen Andreis und Aellen*. Nicht derselben Ansicht ist Irmgard Förster in ihrer Arbeit über unsern Dichter. Sie stellt fest, es handle sich bei der eben geäußerten Meinung nur um eine Behauptung, die noch nicht bewiesen sei, und die auch sie nicht zu beweisen vermöge. Mit Recht weist sie darauf hin, daß das Sprachbild in seiner »Inhaltsbezogenheit« im italienischen Sprach- und Stoffgebiet von anderer Beschaffenheit ist, wofür sie einige Beispiele anführt⁷. Daß für Birnbach⁸ dieses Problem nicht vorliegt, wirkt befremdend, da er doch Federers Kunstform behandelt. Er sieht die Frage nicht, oder will sie nicht sehen.

Ebensowenig erhellt die vortreffliche Arbeit von Sr. Hildegard Jud⁹, ob und wie weit Federer tatsächlich in seiner eigenen Sprache durch das Italienische beeinflusst wurde.

In dieser Frage kommt man zu größerer Klarheit durch die kritische Betrachtung von Federers Studie »Glossen zum Jubiläum eines Romans«¹⁰. Es ist sonderbar, daß dieser Aufsatz von den eben erwähnten Kennern des gesamten Schaffens des Dichters nicht erwähnt und in Betracht gezogen wurde. Und doch zeigt diese Arbeit klar, wie tief Federer das Verhältnis dieser beiden Sprachen zueinander erfaßt hat. Wir betrachten hier die dort behandelten Probleme nur soweit sie die Sprache betreffen. Später wird die gleiche Arbeit noch in Hinsicht der italienischen Literaturkenntnisse unseres Dichters zu prüfen sein.

Ausgehend von der uns fast unbegreiflichen Beliebtheit des Romans »I Promessi Sposi« von Alessandro Manzoni, fragt sich Federer, warum das Buch in deutschen Landen nicht wirklich volkstümlich geworden sei. Hier bietet sich ihm Gelegenheit, von der Kluft zwischen der italienischen und der deutschen Seele zu sprechen. Diese

Kluft beachten wir Nordländer deshalb so wenig, weil wir mit Italienern zusammenleben, ohne gewahr und bewußt zu werden, wie oberflächlich meistens unsere Beziehungen zu ihnen sind. Darüber darf keine »oberflächliche und meist noch mißleitete« Kenntnis und Begeisterung für die italienische Kunst hinwegtäuschen, und auch nicht »unser Tändeln mit Orangen und Zitronen, während wir für den herrlichen deutschen Apfel geboren sind«.

Italien ist für uns eben in den allermeisten Fällen das Ferienland, in dem wir keine tiefen Studien zu machen gewillt sind. Wir bemühen uns nicht ernstlich um ein wahrhaftes Zusammenleben mit Italienern.

»Wie ist doch Platen in Syrakus, Gregorovius in Rom, Böcklin in Florenz, germanisch geblieben, von Winckelmann nicht zu reden, der schließlich nichts mehr als ein Pseudoantiker war¹¹.« Ebenso wenig dringt nach Federers Meinung ein Italiener wirklich in die deutsche Seelengemeinschaft ein. Weder Fogazzaro noch Croce ist dies gelungen. »Letzterer haftet mehr im Internationalen. Aber weder das Germanische noch das Internationale an Spengler hat er begriffen.« (Ebd.)

Diese Kluft scheint manchem auf den ersten Blick nicht tief, kommt aber dann zum Bewußtsein, meint Federer, wenn man an Dante heran tritt, italienische Renaissancemenschen studiert, neuere italienische Dichter liest, oder gar wenn man eine italienische Dichtung ins Deutsche übertragen will. »Keine Sprache läßt sich so schwer, besser gesagt, so unmöglich mit dem Glanz und Aroma ihres Blütenkelches ins Deutsche hinüberpflanzen wie die wunderbare italienische.« Mag man aus andern Sprachen und Literaturen die größten Werke in glänzende deutsche Sprachform gekleidet haben, italienische nicht.

Vor allem ist niemand imstande, Versdichtungen zu übersetzen. Sie alle verlieren, sagt Federer, »in jeder aufgezwungenen Sprache den echten Mutterlaut. Am meisten freilich die italienischen, wo selbst Heyse nur sonore Charakterlosigkeiten erbrachte^{11*}.«

Aber auch die Prosa gibt solche Schwierigkeiten zu überwinden, daß es nur äußerst selten gelingt, ein Werk entsprechend wiederzugeben. Hinter der lebenden italienischen Sprache steht eben das lateinische, das tote, für den Übersetzer deutscher Zunge fast feindliche Element, das er zugleich überwinden muß. Hat denn nicht das Italienische die Freiheiten jener alten Sprache »geerbt und damit gewuchert«? Die Gesetze einer Sprache lassen sich nachahmen, aber es ist ungemein schwer, ihre Freiheiten nachzugestalten.

Die Schwierigkeiten liegen vor allem darin, daß der italienische Stil keine hervorstechenden Besonderheiten hat, wie zum Beispiel der französische in seiner Eleganz und Höflichkeit, in seinem Witz und seiner hellen Sauberkeit. Als Ganzes ist der italienische Stil unnachahmlich; denn sein Wortreichtum ist in mancher Hinsicht größer als der deutsche. »Sein herrlicher Satzbau, der den römischen Ursprung nicht verleugnen kann«, ist im Laufe der Zeiten und durch das Zusammenleben verschiedenster Völker so weitherzig geworden und hat sich eine Kombiniertfähigkeit erworben, die einzigartig ist, nach außen fast ungebounden erscheint und doch sehr feinen psychologischen Gesetzen gehorcht, so daß ich ihn nur, und auch hier nur mit Vorbehalt, mit der antik griechischen Phrase vergleichen möchte. »Im italienischen

Satz lebt Kälte und Zutraulichkeit, Größe und Naivität, Rhetorik und Geschäftston, leben Gasse, Stube, Salon. Er ist Malerei, Skulptur, Rede, Geplauder, Geschwätz und herzliche Nachdenklichkeit. Er kann jedes einzelne und alles zusammen sein¹².«

Ist es einem Meister der italienischen Sprache gegeben, alle diese Vorzüge in sich zu vereinen, dann wird, was er sagt, für den Deutschen unaussprechlich. Denn unserer Sprache fehlen »die sonoren Vorbedingungen«. Sie ist besser geeignet »zum Flüstern und Murmeln, zum ruhig Reden zu Zweien und Dreien, zum Grübeln und warmen, wohligen Gedankenaustausch«. Die Sprache des Südens aber ist »zum Singen und Predigen, eine Sprache für den Markt und die Bühne«. Neben allem Familiären steckt »im Italiener der alte Römer des Forums, der schlaue Renaissancemensch, steckt der Advokat, der Dichter, der Rhapsode, der Theaterspieler. Und durchaus so ist seine Sprache«¹³.

Deshalb versteht man, wie nahe dem Italiener das Pathos liegt. Wie oft schwingt die germanische Seele nicht mit, weil ihr nur Pathos zu sein scheint, was in Wirklichkeit dem Italiener viel mehr ist. So kommt es, daß beispielsweise französische Übersetzungen italienischer Werke wörtlich weniger genau sein mögen, aber geistig viel treffender sind als die deutschen. Das Wortspiel »traduttore = traditore, der Übersetzer ist ein Verräter«, das ein Italiener erfunden und wirklich ernst nahm, ist nach Federers Meinung durchaus zutreffend.

Unser Dichter warnt mit allem Nachdruck vor deutschen Übersetzungen italienischer Werke. Was recht verstanden werden soll, muß nach seiner Ansicht im Urtext gelesen werden.

Nach all diesen Erörterungen kommen wir zum Schluß, Federers Sprache sei von der italienischen her nicht, oder doch nur in ganz geringem Maße beeinflusst worden. Gewiß hat er ein feines Ohr gehabt für die Vorzüge südlicher Laute, aber sie dem eigenen Idiom zu assimilieren, ist ihm nicht gelungen, ja, wäre nach seinen eigenen Ausführungen überhaupt nicht möglich.

Er liebte die »große deutsche Orgel«, wie er seine »schöne, tiefe, heilige Muttersprache« nennt, mehr als alle andern Sprachen. Man lese das mit den eben genannten Worten betitelte Kapitel in seinem Buch »Aus jungen Tagen«. Dann wird es uns klar, wie er bei aller Hochschätzung fremder Sprachen es bedauert, erst spät mit den wahren Meistern deutscher Zunge bekannt und vertraut geworden zu sein. Die langen Aufenthalte in Italien, der herzliche Verkehr mit dem dortigen Volk und die Bewunderung für viele seiner Dichter hätten ihn wohl doch befähigt, auch in Dantes Sprache schriftstellerische Versuche zu wagen. Er hat es, wie wir schon sagten, nicht getan.

Wenn wir wissen, wie bescheiden er seine Werke beurteilt, können wir verstehen, daß er den Mut nicht fand, in fremder Sprache zu schreiben. Wenige Wochen vor seinem Tode, als er sein Lebenswerk überschauen konnte und damit gewiß hätte zufrieden sein können, schrieb er an Anton Stockmann: »Ich fehle wohl, weil ich, ich weiß nicht von Natur, vom Vater ererbt, oder durch die lange Lebenskrankheit ein Phlegmatiker bin. Ich habe darum so wenig geschrieben, fast immer nur auf letztes Kommando, und so lässig und mittelmäßig!¹⁴«

Der große Erfolg seiner zahlreichen Werke, die begeisterte Lesergemeinde und die fast durchwegs außerordentlich günstige Kritik über sein Schaffen legen klares Zeug-

nis ab davon, daß er zu bescheiden war im Bewerten seines Schrifttums. Doch ist es hier nicht unsere Aufgabe, darüber zu sprechen. Wir erwähnten dies nur, um zu zeigen, daß er, obwohl ein Meister in seiner Muttersprache, sich auch in ihr immer wieder zu schwach fühlte, um Bleibendes zu schaffen und seinen Namen unvergänglich zu machen.

Fühlte er sich im Land Italien, trotz seiner Liebe zu ihm, stets nur dessen Gast, so ist er auch in der italienischen Sprache nie ganz heimisch geworden.

Bestand versteht man wie nahe dem Heiligtum das Patheon liegt. Wie oft schwingt die germanische Seele nicht mit, weil ihr nur Latine zu sein scheint was in Wirklichkeit dem Heiligtum viel mehr ist. So kommt es, daß beispielsweise französische Übersetzungen italienischer Werke wörtlich weniger genau sein müssen, aber geistig viel treffender sind als die deutschen. Das Wortspiel strahlend, das Wortspiel der Über- setzung ist ein Vortier, das ein Lateiner erfunden und wirklich ernst nahm, ist nach Federers Meinung durchaus zureichend.

Unser Dichter warnt uns allem Nachdruck vor deutschen Übersetzungen italienischer Werke. Was recht vorhanden werden soll, muß nach seiner Ansicht im Urteil gelesen werden.

Nach all diesen Erörterungen kommen wir zum Schluß. Federers Sprache sei von der italienischen her nicht, oder doch nur in ganz geringem Maße beeinflusst worden. Beweis hat er ein feines Ohr gehabt für die Vorzüge ständiger Latine, aber sie dem eigenen Idiom zu assimilieren ist ihm nicht gelungen. Er wäre nach seinen eigenen Ausführungen überhaupt nicht möglich.

Er liebte die große deutsche Götter, wie er seine von ihm, die heilige Mutter- sprache nennt, mehr als alle andere Sprachen. Man lese das mit den eben genannten Worten gefüllte Kapitel in seinem Buch „Aus jungen Tagen“. Dann wird es klar, wie er bei aller Hochachtung fremder Sprachen er bedauert, erst spät mit den wahren Meistern deutscher Sprache bekannt und vertraut geworden zu sein. Die letzten Aufschüsse in Italien, der bewährte Versteher, in dem dortigen Volk und die Bewunderung für viele seiner Dichter hätten ihn wohl doch befehligt, auch in Dantes Sprache schriftstellerische Versuche zu wagen. Er hat es wie wir schon sagten, nicht getan.

Wenn wir wissen, wie hochschätzte er seine Werke, desto mehr können wir verstehen, daß er den Mut nicht fand, in fremder Sprache zu schreiben. Wenige Wochen vor seinem Tode, als er sein Lebenswerk überarbeiten konnte und damit gewiß hätte zufrieden sein können, schrieb er an Anton Stockmann: „Ich lebe wohl, weil ich weiß nicht von Natur, von Vater, oder durch die lange Lebensdauerheit ein Philosoph bin. Ich habe herum so wenig geschaut, fast immer nur auf letzte Kommando, und so leicht und gütig.“

Der große Erfolg seiner schriftlichen Werke, die begeisterte Leserschaften und die fast unbeschränkte außerordentlich günstige Kritik über sein Schaffen lagen klar vor

Dichtung

«Kannte Federer die italienische Literatur? Diese Frage ist eng verknüpft mit der soeben behandelten. Wer unsern Dichter auch nur in etwa kennt, weiß, daß er sich nicht nur mit großen Dichtungen unserer Meister auseinandersetzte, sondern daß er auch ein offenes Auge hatte für die Weltliteratur. Von den fremden Völkern stand ihm keines so nahe wie das italienische, und nebst der Muttersprache liebte er keine moderne Sprache so sehr wie die von Dantes Volk. So ist es klar, daß er sich auch mit Fragen dieser Literatur befaßte.

Im vorigen Kapitel konnte gezeigt werden, daß er eine wirkliche Kluft zwischen dem deutschen und italienischen Volk in bezug auf Sprache und Seele feststellt. Diese Kluft ist auch in Hinsicht auf die Literatur fühlbar. In einem sehr aufschlußreichen Aufsatz, einer »Plauderei über Alexander Manzoni«, findet sich ein Kapitel: »Die Alpen, ein literarisches Scheidegebirge¹.« Dort spricht er klar seine Gedanken aus über die Beziehungen und Gegensätze der beiden Literaturen.

Mag die deutsche Wanderschwalbe ihren Weg auch finden über die vielen Viertausender der Alpen, die literarisch beschwingte zieht es nicht nach dem Süden. »Umsonst suche ich einen nennenswerten italienischen Einfluß auf die heimatliche Dichtung².« Wohl wird Dante auch in den nordischen Ländern verehrt in ungezählten Übersetzungen; aber wer ist es eigentlich, der sich mit ihm ernstlich befaßt? »Diese Verehrung besteht entweder in exquisiten Andachtsstunden, oder in wissenschaftlichen Kollegien, oder in kosmopolitischer Neugier . . . in ganz Europa besteht keine tiefere Rassen- und Sprachenkluft als zwischen deutsch und italienisch³.«

Vor allem ist ihm das Vorhandensein dieser Kluft schmerzlich, weil dadurch Manzoni, den er über alles schätzt und liebt, nicht genügend in deutschen Landen bekannt und verehrt wird. Unendlich bedauert er es, daß Menschenseelen schwächere Fittiche haben als die Schwalbenseele, daß sie die Scheidewände zweier Rassen und Sprachen nicht übersteigen können.

Fassen wir zuerst Federers Verhältnis zu Manzoni ins Auge. Es ist auch hier zu wiederholen, was wir früher schon sagten: Federer erlaubt sich durchaus ein eigenes Urteil, nicht nur in seiner Ansicht über Italiens Land und Volk, sondern auch über dessen Dichter. Dies gilt wiederum besonders von seinen Äußerungen über den Verfasser der »Verlobten«. In der bereits genannten »Plauderei über Alessandro Manzoni« und in den »Glossen zum Jubiläum eines Romans«, sowie in seinem Aufsatz »Zum 50. Todestag Al. Manzonis 1785—1873«⁴ spricht er frei seine Gedanken aus, unbekümmert darum, ob sie dem Leser passen oder zu eigenwillig vorkommen.

Warum liebt Federer Manzoni? Er gibt die Antwort selbst: »Manzoni hat den Ruhm, zuerst die geringen kleinen Leute so würdig wie Könige in die klassische Romanliteratur eingeführt zu haben⁵.« Diese »geringen kleinen Leute« sind es, denen Federer selbst in seinen Werken immer wieder Raum gibt. Es ist bei der Besprechung seiner Romane und Erzählungen stets darauf hingewiesen worden, wie wundervoll er es verstehe, das kleine Leben doch so herrlich und groß darzustellen. Hier liegt ohne Zweifel der tiefste Berührungspunkt mit Manzoni. Daß sich gerade hier das Geniale bei beiden Dichtern zeigt, liegt auf der Hand.

Federer liebt es, den Roman Manzonis mit denen von Scott, Gogol und Thomas Mann zu vergleichen. Immer gibt er dem Italiener den Vorzug. Er will es nicht gelten lassen, daß der Schotte erfindungsreicher sei als Manzoni, dessen Werk »an allen Ecken und Enden leuchtet von Genie«. Dort vermißt er das, wodurch Manzoni wahrhaft groß, ja Bahnbrecher in der europäischen Literatur geworden ist, »die saftige Gegenständlichkeit und die realistische innerliche Charakterisierung«. Nach Federers Ansicht hat der Verfasser der »Verlobten« die realistische Schule in ihrem Besten, was sie brachte, längst vorweggenommen. Hier finden sich nun einmal »Leute aus dem gewöhnlichsten Volk, die eine durchaus wahre Zunge reden.«

Aber auch Gogol, »der geniale, aber ungesunde kleinrussische Naturbursche«, so sehr Federer ihn schätzt, reicht nicht an den »gesunden, lebensstiefen Italiener« heran. In Manzonis Buch findet er viel tiefere Kultur und deshalb wirkt es auch viel inniger.

Selbst Thomas Mann könnte, so sagt unser Dichter, den Don Abondio nicht besser zeichnen. Die »geniale, hellseherische Epik im Kleinsten«, die wir hier vorfinden, macht das Werk des Italieners so genußreich, daß es »im Elend der Romantik ebenso wie im Elend des Verismus als Wohltat empfunden wird«.

Ja, weder Calderon noch Corneille, noch sonst wer brächte eine solche Bekehrungsgeschichte zustande, wie die des »Ungenannten«, die ohne die Gewalt eines Wunders psychologisch glaubhaft erscheint. Im 23. Kapitel seines Romans hat Manzoni in unvergänglicher Art das getan, was nach ihm unter großem Jubel der deutschen Leser in Dostojewskis Werken geschah, nämlich die Darstellung der »die knie- und herzbrechenden, demütigen, reinen Liebe, die dem Sünder die Füße küssen möchte, wo sie am tiefsten im Dreck gingen, um ihm zu zeigen, daß er uns immer noch liebster, erwünschtester Bruder sei«^{5*}.

Für Federer ist Manzoni der Lebendigmacher epischer Poesie. Da ist es vor allem das Volkstümliche, das unser Dichter stets besonders rühmt, und der nationale Charakter, sodann die »saftige Realität«. Die unnachahmliche realistische Kunst, die dichterische Kraft, macht das Buch Manzonis zu einem Werk »höchster Weltpoesie«. Wir möchten es uns nicht versagen, Federers zusammenfassendes Urteil über den Roman hier anzuführen. »Das Kleine, Gewöhnliche, Echte siegt über den lügnerischen Schein, die Tapferkeit und Ausdauer über hohe Gewalt, das Recht über das Unrecht, das Gesunde über das Kranke, das Naive über das Raffinierte, das Kluge über das Schlaue, das Rassige über das Verdorbene, der Kleinbürger, Bauer, Dörfler, das heißt die wahre Volkskraft, über alles Fälschliche, Angemaßte, Parasitenhafte, das Einheimische über das Fremde⁶.«

Wir werden noch sehen, wie sehr Federer ein Freund der italienischen Geschichte ist. Schon hier sei erwähnt, daß er auch deshalb Manzoni's großes Werk so sehr liebte, weil es von ganz einzigartiger Geschichtstreue beseelt ist.

Wenn je ein Roman in historischer Hinsicht eine bedeutsame Rolle spielte, so war dies der Fall bei den »Verlobten«. Wer sich die damalige politische Lage der italienischen Volksschaften vor Augen hält, begreift erst die ganze Größe dieses Buches. Federer geht so weit, zu erklären, Italien habe hier, wie kaum je ein Land, wirklich seinen Buch bekommen. »Es wurde die Fibel der Schulen, die Hauspostille des Bürgertums, das Entzücken und Vorbild der literarischen Kreise und zugleich ein öffentlicher, unverbietbarer Zufluchtsort für die politische Sehnsucht des Volkes⁷.«

Der glänzende Erfolg des Buches ist nur deshalb möglich und erklärlich, weil das Volk darin ein Gleichnis seines eigenen Zustandes sah. Während um 1600 die Lombardei unter den Spaniern stand, war sie beim Erscheinen des Buches unter Österreich. Die Schilderung der einstigen Verhältnisse unter Spaniens Hoheit zeigt, daß das Volk damals viel weniger den Druck der Fremdherrschaft spürte als unter den Habsburgern, denen Italien nur ein »geographischer Begriff« war. Die schlimmsten Leiden im Roman rühren aber von den eigenen Landsleuten her, nicht von den Unterdrückern. Der Adel, die zuchtlosen Söldner, Pest und Hunger waren die Geißel, unter der das Volk am meisten litt. Trotzdem fühlte man sich mit den Gedrückten als Unterdrückte verwandt.

Mit seiner großen Geschichtsliebe verbindet Manzoni ein »haarscharfes Gerechtigkeitsgefühl«. Er wollte zeigen, daß es jene Gewaltsherrscher, die über alle Gesetze schreiten, ebenso gut vor der spanischen Herrschaft gegeben habe. Sein Buch richtet sich deshalb nicht einmal in erster Linie gegen sie, sondern gegen jede »unmoralische Staatsomnipotenz, innere oder äußere, trage sie ein vizekönigliches, ein oligarchisches oder gar ein demagogisches Haupt«. So sehr Manzoni glühender Patriot war, wünschte er doch keine revolutionäre Entwicklung in seinem Land, denn er selbst war längst geheilt von der einstigen Begeisterung für die französische Revolution. Gewiß war sein heißer Wunsch ein unabhängiges, starkes Italien, aber dies nicht nur nach außen, sondern auch nach innen. Aber Manzoni selbst ist, so sagt Federer, kein Politiker, Redner, Advokat oder Universitätsprofessor, er ist »nur« Dichter. Als solcher hat er jedoch mehr für Italiens Einigung getan, als es ihm sonst möglich gewesen wäre. Er stellt den Landsleuten einen aus ihren Reihen vor Augen: Renzo. An ihm hatten die Italiener ein Vorbild für ihr eigenes Handeln, denn in diesem Renzo fühlten sie sich ja alle geplagt, verfolgt, geknechtet. Deshalb schlug »nun Szene um Szene des Romans wie ein Blitz ein«.

Federer zeigt in seinen Erörterungen über Manzoni's Meisterwerk ungewöhnliche Begabung für gesunde Kritik. Man mag da an Antz denken, der in seiner Arbeit »Vom prosaepischen Stil im allgemeinen und den Anfängen Heinrich Federers im besondern«⁹ die Ansicht vertritt, daß der Dichter selbst »die feinste, die reizsamste Empfänglichkeit hat für neue ästhetische Werte, die seinem eigenen Schauen und Fühlen verwandt sind«. Andererseits sind es aber nach der Meinung von Antz oft gerade die Dichter, von denen die ungeheuerlichsten Kritiken geschrieben werden.

Wir besitzen von Federer keinen historischen Roman. Er hat zwar an solchen gearbeitet, aber keinen veröffentlicht. Wie tief er in das Wesen solcher literarischen Werke eingedrungen ist, zeigt uns klar seine Stellung zu Manzoni's unvergänglichem Werk. So fein er nun dessen Wert erfaßt hat, und vor allem die Hauptpersönlichkeit ins rechte Licht zu stellen vermag, so will es doch scheinen, er habe in der Annahme, Lucia sei nur eine Nebenfigur, sich geirrt.

So schließt sich denn auch Federer bei Betrachtung des Werkes und seiner unschätzbaren Bedeutung für das italienische Volk dem Wort an, das Monti, von Manzoni sprechend, ausgerufen haben soll: »Der Dante unseres Volkes.« Es ist durchaus zu verstehen, daß ein solches Werk hundertjährig werden kann, »ohne kaum ein weißes Haar zu bekommen«.

Damit ist jedoch Federers Bewunderung für Manzoni nicht erschöpft. Wie könnte man vom großen Lombarden sprechen, ohne an seinen »Cinque maggio« zu denken? Steht der Verfasser des Meisterromans schon mächtig und groß vor Federer, so wächst er noch bedeutend durch den herrlichen Hochgesang auf den gewaltigen Korsen. »Wer noch nicht weiß, was Genie ist, lerne es hier!« Mögen von den achtzehn Strophen immerhin einige sein von »homerischem Einnicken«, wo finden sich nicht solche »Genielücken« in der Weltliteratur? Daß Byron und Lamartine neben dem Italiener nicht gehört wurden (eine allerdings starke Behauptung), und daß Goethe das Unübersetzbare zu übersetzen versuchte, ist für Federer ein Beweis mehr für die Einzigartigkeit dieser Dichtung, von der einige Strophen »vielleicht selbst Dante nicht besser gelungen wären«.

Ebenso begeistert ist Federer für die »Inni sacri« Manzoni's. Mögen deutsche Literaturhistoriker ihre Nase rümpfen, Federer ruft ihnen kühn zu: »Diese Herren verstehen nicht italienisch, oder es ist ihnen nicht gelungen, in die Mysterien der katholischen Theologie einzudringen... Italienische Grammatik vielleicht Note sechs, italienischer Sprachgeist Null«¹⁰. Als Kronzeugen für seine Begeisterung ruft er Goethe an, der von »einer neuen Melodie spricht, die das Genie der verbrauchten Sprache entlockt. Wer die Fülle und Erhabenheit und daneben die kindliche Einfalt dieses heiligen Orgelspiels nicht empfindet, der lasse die große italienische Lyrik«.

Unser Manzonifreund scheut sich selbst vor der Behauptung nicht, Werke wie »Pentecoste« und »Risurrezione« gebe es wohl in der modernen religiösen Dichtung nicht mehr. »Das Genie tropft buchstäblich aus den Versen.« Daneben nehmen sich Annette Drostes fromme Dichtungen aus wie »ein schwäbisches Kirchlein neben einem Dom«. Auch hier betont Federer nachdrücklich, es handle sich um Werke, die in ihrer ganzen Schönheit und Kraft unübersetzbar sind, sollen sie nicht das Beste ihrer Eigenart verlieren.

Zeichnet Federer nicht sich selbst, wenn er von Manzoni sagt, er sei ein phantasie-reicher Denker, gesegnet mit Intuition, ein genialer Beobachter aus der Ruhe des Fensters, vom Bürgersteig, von der Hecke aus. »Das reicht für Lyrik und Epik. Aber zum Dramatiker gehört praktisches, aktives, herumgeschütteltes Leben«¹¹. Es überrascht in der Tat, daß selbst hier Goethe die »Verneigung des Genies vor dem Genie« macht.

Wir können es leicht verstehen, daß auch das Leben Manzoni unsern Dichter sehr interessierte. Die harten Schicksalsschläge, die den edlen Mann verfolgten, die Tapferkeit, mit der Manzoni sie trug, sind aller Bewunderung wert. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn wir sagen, daß Federer die große Selbstbeherrschung, die er seinem Dichterfreund nachrühmt, auch von ihm in etwa gelernt hat. Wie konnte es anders sein, als daß Manzoni, des vielgeprüften und geläuterten Mannes Wohnung geradezu eine Zufluchtstätte wurde für die »unruhigen Talente und Genies des erwachenden Italien, die kein tieferes religiöses Ideal besaßen (Cantù und Silvio Pellico etwa ausgenommen)«. So sieht denn Federer im Geiste, wie »der arme bucklige Leopardi in seiner wunderbaren, aber gottverlassenen Melancholie« sich nach Manzoni sehnt, oder wie der geniale Giuseppe Giusti, der Dichter, »der das großartigste Salz der Satire austreut«, sich in den Briefen an die Brust des älteren Freundes schmiegt.

Manzoni erfüllte jeden, der zu ihm kam, mit einer köstlichen Gesicherheit, weil er selbst von einem erstaunlichen Wahrhaftigkeitsgefühl beseelt war und mit einer Anschaulichkeit und Tiefe und dichterischen Intuition sprach, die er mit einer unübertrefflichen Herzlichkeit verband, daß er jedem Bruder zu sein schien. Aber selbst das genügte nicht. »Manzoni war nebst allem und vor allem eine urgesunde, religiöse Natur, und während Foscolo, Leopardi und Giusti, um nur drei ganz Große zu nennen, mitsamt ihren poetischen Herrlichkeiten ein verbittertes, leckes, nie aus Ebbe und Flut fröhlich landendes Schiffelein ruderten und endlich in Sand und Gerölle aufstießen, hat Manzoni seine Fregatte in immer weitere, klarere, ruhigere Gewässer gesteuert und mit ihrer unverdorbenen reichen Fracht in den sichersten Hafen geleitet^{11*}.«

Kein anderer italienischer Dichter hat Federer so beschäftigt wie Manzoni. So stellt er sich auch die Frage, warum Manzoni sich zum Väterglauben zurückfand. Unser Dichter bewundert das Wirken göttlicher Gnade, die sich der jungen, edlen Gattin des Ungläubigen bedient. Kaum hat Henriette Blondel selbst den Weg zur Mutterkirche gefunden, führt sie auch ihren Gatten dorthin zurück. »Das Glück, das aus ihren Augen strahlte, die Inbrunst, die aus ihrem Gebete klang, der Friede, den ihr ganzes Wesen nun atmete, und die hinreißende Gläubigkeit, mit der sie ihn am Arm nahm und zum Mitgehen in den Gottesdienst bewog, dann die uralten Worte, die von den Altären schollen, so groß, so einfach, so unbesieglich, und seit bald zweitausend Jahren von so vielen genialen Lippen in Demut nachgesprochen, vor allem aber ihr ewiger Sinn, der alle menschlichen Rücksichten zerschlagend ans letzte bange Warum klopfte und das einzige unsterbliche Darum entriegelte: das alles schaffte und wirkte und focht in ihm, bis er eines Tages mutterseelenallein nach Saint Roch eilte, wie auf der Flucht in die Kirche lief und die Türe so fest hinter sich zuschloß, als wollte er nie mehr da hinaus.«

Federer versucht es nicht, das Geheimnis jener Kirchenstunden zu lösen. Manzoni hat es auch nicht getan. Eines jedoch steht fest: Manzoni ward nicht nur ein echter Dichter, er war auch ein echter Katholik, dessen Leben und Werk eine wundervolle Einheit bilden. Nur von einem solchen Mann, der mit Kopf und Herz katholisch ist, können wir Werke empfangen, wie die »Promessi Sposi« und die »Inni sacri«.

Niemand kann mit Recht unserm Federer Intoleranz oder gar Gehässigkeit auf religiösem Gebiet vorwerfen. Auch dann nicht, wenn er behauptet, es könne nur ein

praktizierender Katholik »die Dichtungen Manzonis, wenigstens die fünf Hymnen und den Roman in ihrer vollen, tiefen Köstlichkeit verstehen, nur ihm wird völlig klar, welch geniale poetische Inspiration hier Unsagbarem Menschenlaut gegeben hat«. Auch den Charakteren des Romans, die der Dichter in vollendeter Kunst uns vor Augen führt, wird nach Federers Ansicht nur der Katholik gerecht.

Soll überhaupt, so stellt sich Federer die Frage, eine Priestergestalt, wie die des Don Abbondio, dieses feigen und erbärmlichen Mannes, in einem Roman aus katholischer Feder Platz finden? Manzoni hat dem gemeinen Don Abbondio-Typ nicht nur zwei herrliche, priesterliche Gegenspieler entgegengestellt, sondern dessen widrige Mängel werden psychologisch so fein gezeichnet, daß das Priestertum dadurch keineswegs verlieren kann. Wir geben Federer durchaus recht, wenn er der Meinung ist, es »werde durch diesen pflichtverlorenen Hirten die Sehnsucht und Verehrung für den Pflichtgetreuen besser geweckt, als durch die Serie langweiliger, unwirklicher Tugendbolde von Priestern, wie sie durch eine gewisse erzählende Erbauungsliteratur gehen und vor dem nüchternen Werktagssauge wie rosenroter Nebelduft in Nichts zerfließen. Das Wirklichkeitsbild, diese erste Forderung echter Kunst, auf der sich erst das ideale Zukunftsbild aufbauen läßt, verlangte den Typ Abbondio von Manzoni«. Und nochmals stimmen wir Federer zu, wenn er sagt: »Das Menschliche zeichnen, weiß und grau und sogar schwarz, aber immer wahr zeichnen, um über das Menschliche hinauszuführen.«

Federer weiß, daß er in der Verehrung Manzonis nicht leicht zu weit gehen kann, haben doch die Dichter und Monarchen Europas einst Manzoni aufgesucht. »Goethe weihrauchte, Scott kam auf Besuch, Byron ward neidisch, Foscolo predigte in London von Manzoni, Leopardi sehnte sich nach einem Kusse, Verdi komponierte ihm das Requiem, Giusti wünschte bei ihm zu sterben, nur Carducci grollte mit seinem pathetischen Löwenkopf¹².«

Daß Manzoni, trotz aller Verehrung und allen Ruhms, der stille, bescheidene Mann blieb, zeugte erst recht von seiner wahren Größe. Mochte sein Buch nach der Bibel, der Divina Commedia und der »Nachfolge Christi« am meisten heimisch geworden sein, mochte seine Perpetua bekannter sein als Dantes Beatrice, der Dichter blieb der Mann, »der Freuden und Leiden verschweigend, sich aus den bitteren Todesfällen in der Familie und unter den Freunden sich in die Philosophie« rettete. Ihm war wohl bei seinen Büchern und auf seinen stillen Landsitzen am Comer- und Langensee. Dort wurde er immer mehr Realphilosoph, ein unerbittlicher Psychologe und Beobachter und Logiker der Weltereignisse.

Manzoni habe nicht geeilt mit seinen dichterischen Erzeugnissen, ja, es habe den Eindruck gemacht, er schreibe sie einstweilen für sich und für die Schublade, meint Federer. Das gleiche läßt sich von unserem Dichter sagen, wissen wir ja, wieviel es brauchte, bis er etwas der Öffentlichkeit übergab.

Nebst der schon erwähnten, ungemein stark beeindruckenden Genialität, ist es besonders die unerschütterliche Wahrhaftigkeit des Lombarden, die Federer begeistert. Lautet doch Manzonis ganzes Lebensprogramm: »il santo vero mai non tradir«. Dazu kommt, was ihn Federer noch näher bringt: die Liebe. »Liebe für alles Tüchtige und Schöne, aber vor allem Vorliebe für das Schwache beim Starken, für das

Kleine beim Mächtigen, für das Mangelhafte beim Reinen, eine wahrhaft demokratische Philanthropie, und dies alles vom köstlichsten Humorgewölke überweht¹³.«

Ist es nicht, als spreche Federer von sich selber, wenn er so das geistige Bild Manzonis zeichnet? Mag er noch so sehr die Kluft zwischen deutsch und italienisch betonen, wir bekommen tatsächlich doch den Eindruck, ihm sei es weitgehend geglückt, sie zu überbrücken, denn nicht oft wird das Werk Manzonis so treffend charakterisiert werden, wie es von Federer geschah.

Die ganze Größe Manzonis tritt uns erst dann so recht vor Augen, wenn wir Federers Urteil über die Kraft der Poesie überdenken. Er hält dafür, daß die andern Künste, die des Pinsels und Meißels, bedeutend stärker sind, um Werke zu schaffen, die bleiben werden bis in späteste Zeiten. Es kommt ihm das zum Bewußtsein, als er durch die Straßen von Florenz geht. Die Danteverse, die er auf den Denkmälern der Stadt findet, sind für ihn nur schwache Rufe aus der Vergangenheit. »Die Poesie erzeugt sich wirklich von allen Künsten am schwächsten, um in den lebendigen Tag eine alte Gestalt wachzurufen. Sie müßte schon die Theaterlampe, oder den Vorlese-saal, oder eine trunkene Minute im Volkskreis beanspruchen, sonst glückt es nicht¹⁴.«

Um so mehr hält er sich berechtigt, von der unvergänglichen Bedeutung Manzonis zu sprechen, dessen Werk nun in der Tat mächtig genug ist, jene Zeit wieder ganz lebendig in Erinnerung zu rufen, in der seine Gestalten lebten. Wahrhaftig, da hat ein Dichter über einen andern edel gesprochen und neidlos sich vor des andern Größe nicht nur verneigt, sondern von ihm gelernt. Nach Federers eigenem Geständnis, ist Manzonis Werk für ihn »zum tiefsten literarischen Erlebnis geworden, sein Lieblingsbuch und höchstes Vorbild seiner eigenen Erzählungskunst«¹⁵.

Bedeutungsvoll für Federers literarisches Schaffen, und vor allem für sein Verhältnis zur italienischen Literatur, ist sodann das Werk Antonio Fogazzaros. Vor allem spricht sich unser Dichter ganz entschieden dagegen aus, daß es sich beim Verfasser des »Santo« nur um einen talentvollen Nachahmer Manzonis handle, wie oft in unrichtiger Weise behauptet wird, sondern um einen eigenen starken Meister, wenn auch sein Werk und vor allem seine Landschaft nicht »dieses divinatorisch Einprägsame hat, das Manzoni seiner Erde gab«¹⁶.

Federer hält Fogazzaro für den Dichter Italiens, dem es am besten gelungen ist, dem deutschen Wesen sich zu nahen, auch wenn er nicht vermochte, in die deutsche Seelengemeinschaft einzudringen, mag er auch etwas grübeln wie ein Deutscher, »sein Gemüt bleibt rassig zisalpin«.

Zum erstenmal ist von Fogazzaro die Rede, da Federer den sehr interessanten Aufsatz »Der Weltbrief Pius' X. und die Weltliteratur« schreibt¹⁷. Dort legt er dar, wie ungerecht der dem Papst oft gemachte Vorwurf sei, Pius X. sei kein Freund der Wissenschaften, vor allem nicht der Literatur. Er zeigt, wie Pius X. begeistert war für die ersten Werke seines nähern Landsmanns, wie er aber trotz allem es für nötig erachtet, den Dichter auf das Gefährliche seines Romans »Il Santo« aufmerksam zu machen, ja, ihn sogar auf den Index der verbotenen Bücher zu setzen wegen der verderblichen modernistischen Anschauungen und Lehren, die darin entwickelt werden. Hier nimmt nun Federer Anlaß, auch seinerseits über Werk und Wert seines Zeitgenossen zu sprechen.

Solange der Verfasser des »Piccolo mondo antico« wirklich als Dichter spricht, schafft er ein Meisterwerk, »natürlich, wahr, plastisch zum Greifen, voll großer Epik« (ebd.). Die Entgleisung des »Santo« bedauert Federer ungemein, hatten doch die andern literarischen Erzeugnisse soviel versprochen. An ihm zeigt sich in klarer Weise, wie gut der Papst tat, darauf aufmerksam zu machen, daß ein Dichter nicht Theologe sollte sein wollen, ohne die Gotteswissenschaft studiert zu haben. Das wurde Fogazzaro zur Katastrophe. Durch Romane, wie der »Santo«, wird nicht nur die Religion verwirrt, sondern auch die Literatur.

Die Gefahr, mit literarischen Werken der modernistischen Weltanschauung zu verfallen, ist vor allem dann groß, wenn der Dichter ins »ewige unnütze, knochenlose Gefühlsdichten hinabsinkt.« So kommt es, wie Federer glaubt feststellen zu müssen, »daß die zeitgenössische Dichtung mehr und mehr zu einer bequemen Gefühlslyrik, zu einer reinen Gefühlsmalerei geworden ist¹⁸. Darum empfindet er es als überaus begrüßenswert, wenn von der Seite, die für den gläubigen Dichter maßgebend ist, klare Grenzen gezogen werden für sein Schaffen. Mag nun auch Fogazzaros Irren noch so sehr zu bedauern sein, Federer findet in seinen Werken, die nicht modernistisch angehaucht sind, viel erfreuliche, köstliche Dichtkunst. Er setzt sich mit dem Dichter auseinander in seinem Essay »Zwei sentimentale Gipfeltouren«¹⁹. Dort gesteht er, er könne es Karl Voßler nicht verzeihen, den Dichter Fogazzaro einen »saftlosern Manzoni« genannt zu haben.

Während nach Federers Ansichten die Stärke Manzonis in der Gestaltung der Männer liegt, übertrifft ihn Fogazzaro in der Darstellung der Frauengestalten. Wie wir sahen, beurteilt er den Dichter der »Verlohten« als Genie, den Verfasser des »Leila« aber hält er für ein großes Talent.

Mario Andreis hält dafür²⁰, Federer habe das treffendste Urteil über Fogazzaro abgegeben, das je ein Fremder über den Dichter des »Piccolo Mondo Antico« geformt habe. Die fast unbegrenzte Zuneigung zu dem Dichter, den der unsrige den »herrlichen Fogazzaro« nennt, ist auf sein eigenes Schaffen ebensowenig fruchtlos geblieben, wie die Verehrung für Manzoni.

Auch mit ihm, wie mit Manzoni, hat Federer das Wesen des christlichen Romanschreibers gemeinsam, nämlich die einfache, aufrichtige, menschliche und tiefchristliche Kunst, die aus der vollkommenen Harmonie von Mensch und Künstler, einem edlen Charakter mit unverrückbaren moralischen Grundsätzen und der Kraft und Tiefe eines klaren Geistes entspringt.

In Florenz tritt er einst in die ehrwürdige Kirche von San Miniato ein und findet dort den Mann, der sich nach kurzen Erdenjahren zum Feierabend niedergelegt hat, den »größten Dichterspötter der Weltliteratur«, Giuseppe Giusti. Er hat in seinem Leben nicht mit den Waffen des klirrenden Kriegshandwerks gefochten, sondern mit seinem beißenden Spott. Giusti fand keine Ruhe, »ehe sein gesungenes Pereat auf alle Tyrannei sich erfüllte«. Sein Werk ist gering an Umfang, aber Federer hält es für bedeutender als eine ganze zeitgenössische Bibliothek, »denn durch diese kleinen, runden, fliegenden Strophen, diese hüpfenden, mit geistreichem und witzigem Provinzialismus gezierten Verse, die um so leichter spazieren, je schwerer sie geladen sind, geht dieses unsterbliche Lächerlichmachen, dieses tödliche Schlagen«²¹.

Es ist selbstverständlich, daß hier auch die Frage gestellt werden muß nach dem Verhältnis Federers zum größten italienischen Dichter, zu Dante Alighieri. Wie wollte man von italienischer Literatur reden, ohne seiner zu gedenken? Er hätte hier ohne Zweifel an die erste Stelle gerückt werden müssen, wären nicht die Beziehungen unseres Dichters zu Manzoni so, daß sie im Rahmen der uns gestellten Aufgabe vor allem der Besprechung und Würdigung bedürfen.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß der von seiner Heimat verbannte Dichterkönig bei Federer eine recht eigenartige Deutung erfährt; stellt er ihn doch als Menschen dar, der sich der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Geschaffenen, aller Kunst und jeglichen Wissens bewußt wird in dem Augenblick, da er sich in einer gesunden, lebensstarken Bauernfamilie befindet, deren Kinder in ihren Nachkommen weiterleben werden, wenn die Lieder des heimwehkranken Florentiners längst verblaßt sein werden. Wollte Federer in seiner »Dante« betitelten Erzählung auch das Problem der Kinderfreundlichkeit des Dichters erwähnen? Papini²² glaubt, als Erster darauf hinzuweisen, daß Dantes Einstellung dem Kinde gegenüber nicht den Satzungen des Evangeliums entspreche. Ja, er bezichtigt Dante offener Verachtung der Kindheit und will damit feststellen, daß auch in diesem Punkt für Dante Aristoteles über dem Evangelium stehe. Schließlich aber gibt er doch zu, es sei dies zum Glück nicht immer der Fall, da in den Worten Beatricens doch der Gedanke Christi widerhalle: »Unschuld und Glauben findet man allein noch bei den Kindlein...« (Par. 27. 127). Von Dante gibt uns Federer nun gerade in dieser Hinsicht ein köstliches Bild. Wohl haben ihn sonst »die Kinder nie interessiert«, aber wie ihm die kleine Rosalina Ricotti mit wunderschönem Patschhändchen den zur Erde gefallenem Gürtel aufnimmt und ihm entgegenstreckt, da ist es ihm, als würde dieses Kind auch seine »arme Seele aus dem Staube auflesen«, und nun steht er dem Leben wieder viel freudiger gegenüber, besonders da er einsieht, daß sein Leben viel glücklicher gewesen wäre, wenn er sich mehr mit dem gesunden, braven Volk beschäftigt hätte.

So eigenwillig wie den Mann aus Florenz hat Federer wohl kaum einen andern dargestellt aus der langen Reihe jener, von denen er in seinen Werken spricht. Gewiß hält er ihn für den »machtvollsten Dichter«, aber Dante wird uns vor Augen geführt als einer, der zur bitteren Einsicht kommt, wie rasch aller Erdenruhm und aller Dichterglanz verblaßt und vorüber ist, und wie anderseits der Mensch ruhelos ist, solange er nicht zum letzten Ziel gelangt ist. Dante, der Mann »mit eisernen Nerven und ehernem Herzen«, gesteht: »Hart war es, über fremde Stiegen zu gehen, und bitter schmeckte das Brot der Verbannung. Aber jetzt sehe ich, daß ich nirgends, auch in Florenz nicht, zu Hause war. Verbannte sind wir doch alle, auch die in der warmen Heimat nisten. Erst im Tode sind wir daheim, o Gott²³.«

Von Dantes Werk spricht Federer nicht oft. Überschaute man seine Äußerungen, so möchte man zur Ansicht kommen, er habe mehr Bewunderung für den Mann, als für seine Dichtung. War ihm das Ganze zu klassisch, zu gewaltig? Wenn man um sein Verhältnis zu Franz von Assisi weiß, möchte man dieser Vermutung Raum geben. Ihm sind Menschen mit dem sonnigen Lächeln und der heitern Sorglosigkeit viel lieber als jene ernsten, stillen Denker und Dichter, wie dieser »verdrossene Dante« mit seinem erschütternden Werk. Er sagt von ihm, er habe in der Verbannung »nur

zu fluchen und zu klagen gewagt«. Und doch findet sich wieder das schöne Wort, er habe seine Terzinen »wie eine stolze, aber wegmüde Flotte voll Demut landen lassen im Urquell der Gottesliebe«.

Der tiefste Grund, warum Federer Dante nicht wie Manzoni liebte, liegt in der Verschiedenheit ihrer Kunst und ihres Wesens. Gewiß schätzt er Alighieris Werk, aber er vermißt darin gerade das, was Manzonis »Verlobte« ihm so teuer macht: das Volk. So möchte man sagen, daß nach Federers Schau Manzonis Stärke Dantes Schwäche ist. Federer ist nun einmal nicht der Mann der Fürstenhöfe und Königspaläste, sein urdemokratischer Sinn paßt nicht dorthin. Seine Liebe gilt, wie öfters betont wurde, dem gesunden, starken Volk, dem er in echt schweizerischer Gesinnung verbunden bleibt auch über den Grenzpfählen seiner Heimat, auch in fremden Literaturen. Mag er sich also ehrfurchtsvoll verneigen und den großen Dante bewundern, lieben wird er ihn nie so, wie er seinen Meister Manzoni liebt.

Wenn Federer darlegen will, daß die Kluft zwischen Italienisch und Deutsch nicht zu überbrücken sei, weist er auch auf Foscolos »I sepolcri« hin, das angeblich »schönste italienische Gedicht«. Bei aller Sprachkenntnis verstehen wir dieses Werk doch nicht so, wie die Italiener es zu verstehen und zu deuten imstande sind. Wir geben ihm durchaus recht, wenn er sagt, »die Seele der germanischen Rasse schwingt nicht mit«. Damit will er sagen, daß zum Verständnis gerade der größten Werke auch die nationale Begeisterung und der geschichtliche Sinn für das betreffende Land und Volk da sein muß. Nur dann dringen wir in die Schönheiten des Schrifttums einer Nation ein. Wir verstehen ja auch unsere eigene Nationalliteratur nicht, ohne mit der Geschichte und allen geistigen Strömungen unseres Volkes vertraut zu sein. Um so schwerer, ja geradezu unmöglich ist es bei einer fremden Rasse, die eine von der unsern sehr verschiedene, teils ganz entgegengesetzte Entwicklung durchgemacht hat.

An die Feststellung, wie sehr wir gerade in der Beurteilung Ugo Foscolos abweichen von dem Urteil der Italiener, fügt Federer die Frage an: »Wer irrt sich da? Doch gewiß wir, die Fremden, die Halbbegreifenden. Ganz ähnlich verhält es sich mit Carducci²⁴.« Daß in der Tat auch dieser Dichter für den Deutschen viel Schwerverständliches an sich hat, wird jeder zugeben, der seine Eigenart zu deuten versucht.

E. Korrodi²⁵ stellt fest, daß Federer seine »ennetbirgische« Sehnsucht ebenso wenig loswerden konnte wie sein Landsmann C. F. Meyer, daß sie aber ganz anderer Art gewesen sei. »Nicht die Renaissance zog ihn an, sondern die Welt des Poverello.« Dieses Urteil hat ohne Zweifel seine Richtigkeit auch in bezug auf die Literatur. Die Renaissancedichter kommen bei ihm nicht oft zum Wort. Ihre ganze Geisteshaltung ist Federers Natur und Weltanschauung absolut nicht entsprechend.

In seiner glänzenden Studie über den »Tod der Renaissance« beweist er aber doch in feiner, dichterisch verklärter Art — deswegen aber nicht minder überzeugend —, daß er auch jene Zeit und Welt, auch jene Dichter verstand. Und doch wird man den Eindruck nicht los, Federer habe sich bei dem von ihm so originell geschilderten Begräbnis der »Dame Renaissance« ohne große Trauer eingefunden und ihr nicht manche Träne nachgeweint. Ja, das Sterben der »überaus klugen und gescheiten

Dame Renaissance« scheint überhaupt nur jenen nahe gegangen zu sein, die sie zu Grabe trugen: den beiden Brüdern Caracci, Guido Reni und Domenichino. »Sie zeigten aufrichtiges Leid. Ihnen ging der Todesfall wirklich nahe. Sie allein begriffen im ganzen Umfang, wieviel Lust und Zier und Macht des Lebens in diesem Sarge ruhe, von Giotto an, der die Kunst aus den byzantinischen Puppenbinden löste, über den ehernen Dante, den feierlichen Petrarca und den lachenden Boccaccio. Über die Umbrier, die Sienesen und Lombarden zur Hochkultur des tizianischen Venedig, des medizinischen Florenz, des julianischen Rom. Das alles lag im Sarg, auch Buonarottis schwere Gedichte, auch Lorenzos Liebeslieder und Melancholie, auch Raffaels göttliche Klarkeit, der Witz Aretins, die Frechheiten Cellinis, Ariosts Lachen und Tassos Seufzen ...«²⁶.

Wir werden, wenn wir Federers Verhältnis zur Kunst betrachten, nochmals auf diese »Beerdigung« zu reden kommen. Soweit es sich hier um die Renaissance als »literarische Dame« handelt, darf gesagt werden, Federer kehrte ihrem Grabeshügel leichten Herzens den Rücken. Was sie geschaffen hat in literarischer Hinsicht, entspricht ihm nicht. Auch wenn er sich nicht direkt in dieser Art äußert, kann man unschwer sein persönliches Verhältnis zu jener Literaturepoche aus seinen gelegentlichen, oft sehr knappen Urteilen herausspüren. Eines aber freut ihn doch im Innersten, daß nämlich auch die Renaissance ein christliches Grabkreuz erhält im Bewußtsein, daß auch »Boccaccio im letzten Stündlein das Pater noster betete und Ariost den Rosenkranz um die erstarrenden Finger wand ... und selbst der schamlose Aretino heiß um die Sterbesakramente bat ... und nicht bloß Machiavelli auf dem Todbett seine Fehler widerrief ...«.

So nimmt auch Federer versöhnt von ihnen Abschied, weil sie sich wenigstens in letzter Stunde zurückgefunden haben zu Gott, zu dessen Ehren sie freilich nicht gewirkt, dessen Lob sie nicht gekündet, dessen Größe sie nicht erkannt hatten in ihrem Leben.

Im Banne der bildenden Künste

Heinrich Federer brachte, als er zum erstenmal Italien betrat, für das Verständnis des von seinen eidgenössischen Landsleuten so verschiedenen Volkes wohl nicht alle wünschbaren Voraussetzungen mit sich. Erst nach und nach ist er mit den Menschen im Süden vertraut geworden. Es hat auch eine gewisse Zeit gebraucht, bis er sich in der zur Schweizerheimat ebenso in gewissem Gegensatz stehenden italienischen Landschaft heimisch fühlte. Am leichtesten und schnellsten fand er ohne Zweifel den Kontakt mit der Kunstwelt Italiens. Von ihr hatte ja sein Vater so oft gesprochen. Nach ihr hatte er sich aus dem »Pinself- und Hammerelend seines Vaters« heraus gesehnt.

Für sein Kunstverständnis ist die Freundschaft mit Anton Stockmann von größter Bedeutung gewesen. Es ist in der Tat erstaunlich, mit welch verständigem Interesse Federer schon in den Gymnasialjahren in den Briefen an den genannten Freund über Kunstfragen spricht. Immer kehrt in den sehr zahlreichen Schreiben die Bitte wieder, sein Freund möge ihn über Fragen und Probleme der Kunst belehren. Er nahm freudigen Anteil am Schaffen seines Künstlerfreundes. Sehr oft hat er seine Feder in dessen Dienst gestellt, indem er in Zeitungen und Zeitschriften auf Stockmanns Schaffen hinwies. Es gehört zu den schönsten Zügen in dem Charakterbild unseres Dichters, daß er immer wieder ermutigend auf den jungen, vielversprechenden Farbenkünstler seiner engsten Heimat einwirkte. Anton Stockmann hat ein großes Verdienst, wenn Federer mit soviel klugem Sinn und Verständnis die Schätze italienischer Kunst zu würdigen vermochte, und daß ihm Italien auch in dieser Hinsicht stets zu neuem und tieferem Erleben wurde. Damit möchten wir keineswegs behaupten, Federer habe sich in der Kunstschau Italiens sehr stark beeinflussen lassen durch Urteile und Ansichten von Fachmännern auf diesem Gebiet. Er ist auch hier, wie bei Problemen der Literatur, absolut selbständig, ja, oft eigenwillig. »Ich frage nicht nach Namen, Perioden und Schulen. Ich urteile vom Empfinden meiner Seele aus. Sie macht meinen Stil, meine Architektur und ein vernünftiges Gefallen daran¹.« Diese Worte gelten für sein ganzes Kunstgenießen in Italien.

Um einen möglichst tiefen Einblick in dasselbe zu bekommen, untersuchen wir zuerst, wie die Architektur ihn beeindruckt hat, dann, wie er dem gegenübersteht, was der Meißel geschaffen, und schließlich, was er von den Farbenkünstlern und ihren Werken hält.

Von dem, was Hände schufen, haben es ihm in Italien vor allem die Dombauten angetan. Dem machtvollen Zauber dieser wundervollen Schöpfungen ist er immer wieder erlegen, wenn er in den Süden kam. »So bin ich im Schimmer dieses bunten Marmors, des Mosaiks und all der himmlischen Gotik, die da mit Türmchen und

Giebeln einen Psalm aus Stein singt, wie er im Lied nicht melodischer in die Höhe fliegt — — so bin ich da oft vor dem Dom (in Orvieto) gestanden².« Wenn er so staunend schaut und Sinn und Herz erquickt an diesen Glanzleistungen des italienischen Genies, dann fragt er sich, wie es nur möglich war, solche Werke zu schaffen, die für alle Zeiten die beredtesten Zeugen sein werden für die geistige Größe des italienischen Volkes. Federer schreibt diese Prachtwerke nicht nur dem Umstand zu, daß die Kreuzzüge den Blick der Italiener weiteten und die Lust sich in ihnen regte, »auch etwas so Herrliches zu besitzen«, sondern auch die innern Zustände waren solchen Bestrebungen günstig. So bedauernswert die bitteren Feindseligkeiten und unaufhörlichen Kriege jener haßerfüllten Zeit waren, als die Päpste sich anschickten, »in die welsche Verbannung zu gehen«, es muß der Wahrheit zulieb doch auch gesagt werden, daß jene Zeit Großes geschaffen hat auf dem Gebiet der Architektur. Sicher war es nicht nur eine ideale Kirchenfreude und religiöse Begeisterung, die den Anlaß gab zu solchen Unternehmungen, wie es diese Dombauten sind, denn gerade bei den größten aus ihnen ist es der Fall, daß sie »erst nach den Tagen des starken Glaubens-erwachen begonnen wurden«. Vielmehr sind es die Herzöge oder die Stadtregerungen, die ihre Siege über schlimme Feinde in herrlichen Denkmälern und mächtigen Kirchenbauten dem ewigen Andenken erhalten wissen wollten. Oder es hatte eine gegnerische Stadt einen Riesenbau erstellt, nun mußte der übertroffen werden.

Lieber als von diesen nicht immer edlen Motiven spricht Federer davon, daß das Volk »Gold und Habe und Frontage« opferte; dieses »vom Ehrgeiz der Politik und Kunstprahlerei noch unberührte, naive Volk mit seinem doch so großen Schönheitsdurst, gab nun seine ganze gewaltige religiöse Begeisterung mit in den Bau, und so ward denn auch ein echtes und heiliges Kirchengefühl mit ins Werk gebaut«³.

Federer gehört nicht zu jenen Bewunderern, die an diesen »machtvollen Kirchen« nur den Anteil der Großen sehen, nur ihre Grabmäler und Wappen und Geschenke und Sprüche und Bilder. Er sieht auch den Arbeitsschweiß der »hunderttausend Kleinen«. Hat er nicht recht, wenn er der Ansicht ist, die Dome gehören in Wirklichkeit viel mehr dem Volk als den Großen? Er will auch zu außergottesdienstlicher Zeit fast immer nur Arme, oder doch recht bescheidene Bürgersleute, in den Kirchen gesehen haben. Ja, selbst auf den Stufen, die zu den Domen emporführen, findet man den »wahren Erbauer«: abends Gruppen der Bevölkerung, tagsüber Krüppel und Kinder von Krämern und Handwerkern.

Durch diese Wahrnehmung und die sich daraus ergebende Überlegung tritt Federer tatsächlich in ein ganz eigenartiges Verhältnis zu diesen schönsten Bauten Italiens. Mögen die Worte des Krüppels von Orvieto der Phantasie unseres Dichters zuzuschreiben sein, oder mag er sie so vernommen haben, sicher ist auch Federer damit einverstanden, daß nicht einmal der König ein schöneres Haus habe als der Bettler Nazio Massi, der den Dom als sein eigen betrachtet, wo er sich glücklich fühlt und keinen Fürsten um seinen Palast beneidet.

Von den vielen großartigen Baudenkmalern des an Kunstschätzen so reichen Italien, hat der Dom von Siena in Federer die größte Begeisterung ausgelöst. Bei ihm möchte er bleiben in seligem Genießen und Staunen ob seiner Herrlichkeit, denn es ist der »wunderbarste Dom, den ich kenne«. »Weder der Mailänder- noch der Floren-

tinendom, nicht die Certosa noch San Marco, auch keine römische Kirche hat je auf mich solchen Eindruck gemacht⁴.« Wenn es überhaupt noch ein Gotteshaus gibt, das ihm annähernd so gefällt, dann ist es »die Tempelherrlichkeit von Pisa«, jene »weißen Marmorbauten, die wie ungeheure, schimmernde Schneeberge auf öder Vorstadtwiese liegen« (ebd.). Auch die Prachtbaute von Orvieto beeindruckt ihn in ähnlicher Weise; denn auch dort kann er kaum glauben, daß »ein menschliches Gehirn sie so vollkommen erdacht hat«.

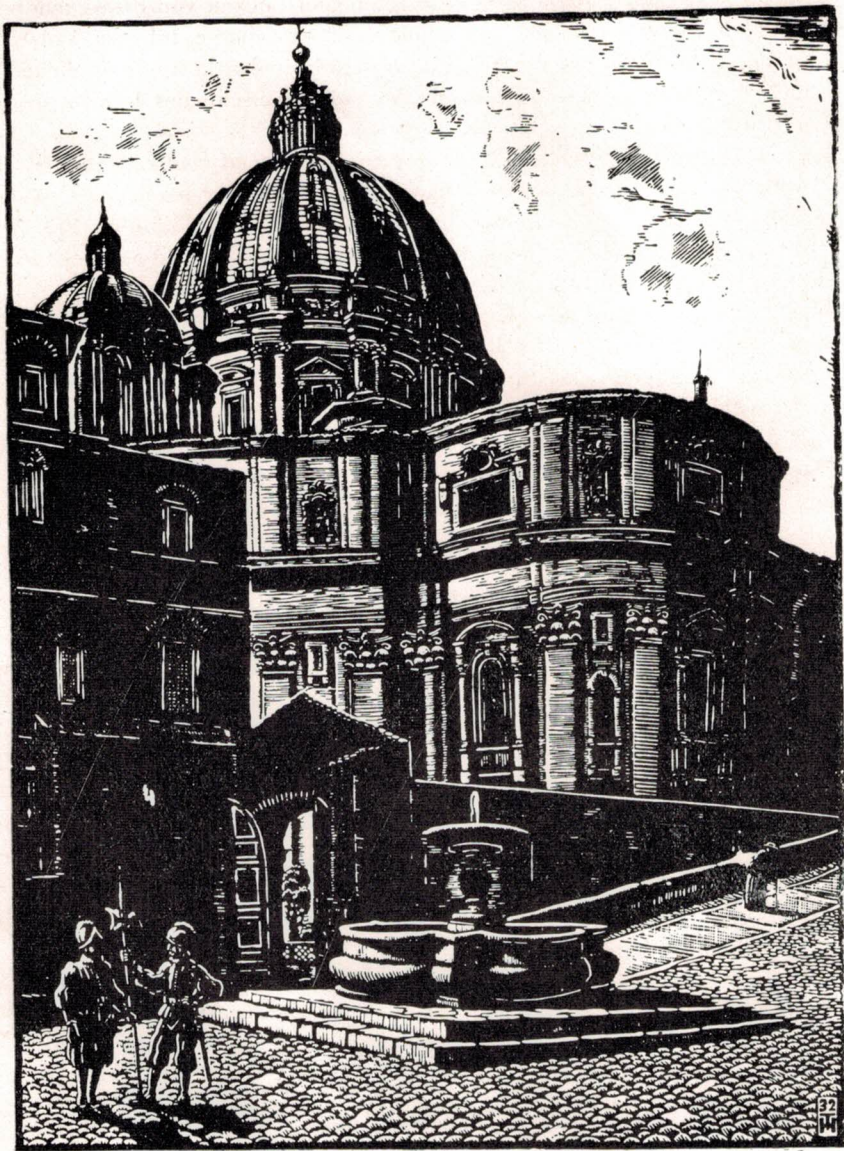
In Siena weiß Federer nicht, ob er das in den blauen Südlandshimmel ragende Prachtwerk von außen mehr bewundern, vor allem die unvergleichliche Fassade, oder ob er über das Innere des Gotteshauses mehr staunen soll. Man spürt die ganze Ergriffenheit seiner kunstfrohen Seele aus den Worten, mit denen er diese Pracht zu schildern, oder wenigstens anzudeuten versucht. Mag er noch so sehr der große, vollständige Freund der Natur sein, der sich an kleinsten Dingen im Riesenreich des von Gott Geschaffenen erfreut, er ist doch auch nicht minder der innig beglückte Jünger der Kunst, die ihn staunen läßt an der Tatsache, wie weit doch der Mensch Anteil hat an der unfäßbaren Schöpfermacht Gottes, des größten aller Künstler, zu dessen Ehre diese Bauten dastehen, dessen Lob sie in ihrer steinernen Stummheit und marmornen Schönheit so mächtig künden. »Gegen diesen Dom — in Siena — ist das Innere des Florentiners nur eine leere, prosaische Halle. Im Mailänder Dom hat man die gewaltige Nacht eines deutschen Waldes, im Sieneser breitet sich die süße glanz- und märchenerfüllte Nacht des Orients aus. Dort ist Ruhe, Feierlichkeit, Ernst, hier waltet Schönheit und eine träumerische Fröhlichkeit, die noch lange nicht schlafen mag. Ein paradiesisches Wohlbefinden durchflutet den Raum⁵.«

In einem Brief an seinen Kunstfreund lesen wir: »Ein Abstecher nach Siena war besonders köstlich. Der dortige Domhügel mit seinen Bauten ist für mich nun das Bedeutendste, was ich in Italien sah; Pisa etwa allein bleibt bestehen daneben⁶.«

Während sich in Siena nichts findet, was Federer auch nur im geringsten nicht gefallen würde, hält er mit dem Dom zu Florenz strenges Gericht. Gewiß gefällt es ihm, »daß dieser Dom Santa Maria del fiore lächelt, ohne im geringsten von der Würde zu verlieren«. Inmitten des fröhlichen Volkes von Florenz, dessen Bürger ja auch der Dom im gewissen Sinn sein soll, muß der Dom so aussehen, denn er ist ein Haus für das ganze Volk. Er steht da für die Mehrheit, die »viel und gern lächelt«. Diese Verbundenheit mit dem Volk freut Federer.

Was ihm aber nicht gefällt, ist die Fassade. Er findet hier Linien und Formen, die zu sehr ins Dreieck gehen, was die Natur eines ruhevollen, breiten Baues aufregt und ungemütlich macht. Mag der Dom gotisch gemeint sein, »so flieht die Kuppel, was die Gotik sucht und sucht, was die Gotik flieht, die Sinnlichkeit und Melodie der Architektur«. Dieser Mangel an Harmonie stört Federer so sehr, daß er sich nie damit abfinden kann. Er läßt auch den Einwand nicht gelten, es handle sich hier um echt italienische Gotik, gemischt mit welscher Renaissance. Er beharrt auf seinem Urteil, daß diese Mischung verfehlt sei.

Aber auch das Innere des Domes ist nicht zu vergleichen mit der Pracht seines Bruders in Siena. Um so mehr belebt sich dieser Raum mit großen Gestalten vergangener Zeiten, und so wird unserm Südlandsfahrer doch auch recht wohl. Wir



Rom, St. Petersdom

Haas-Triverio, Roma

werden später sehen, daß sein geschichtlicher Sinn hier reichen Ersatz findet für den Mangel an künstlerischen Kostbarkeiten. Selbstverständlich denkt er auch an Brunelleschi, der »dem Dom die schönste Kuppel der Welt aufgestülpt hatte«. Von dieser Kuppel sagt Federer, sie habe dem Volke gefallen wie die Commedia Dantes. Der Geschichtsfreund und -kenner erwacht dann vor allem in »der vielleicht schönsten Franziskanerkirche der ganzen Welt, der weiten, hohen gotischen Santa Croce, wo soviel hohe Gräber einem die Seele schwer machen«⁷. Auch von ihnen wird später die Rede sein.

Federer ist nicht oft in Italien gewesen, ohne die Ewige Stadt besucht zu haben. Keine italienische Stadt hat ihn so begeistert wie sie. Es hat ihn immer wieder in »das geduldige alte Rom« gezogen, für das er schon in jungen Jahren so geschwärmt hatte. Am liebsten aber sind ihm doch die Kirchen der Papststadt gewesen. Er glaubt, ihrer ein gutes Hundert kennen gelernt zu haben und bezeugt, überall gut aufgenommen worden zu sein. Von mancher gibt er den in ihr gewonnenen Eindruck wieder, indem er über das spricht, was ihm in jeder charakteristisch erscheint, und weshalb ihm das betreffende Gotteshaus besonders lieb geworden ist. Er findet die »immer spiegelblanke Pauluskirche« am wenigsten betsam, fühlt sich dagegen in Sankt Peter jedesmal besser zurecht, obschon ihn der Bau zuerst enttäuscht hatte.

Wenn die Laterankirche und San Lorenzo ihm am meisten gefallen, so ist es, wie Federer selbst gesteht, weil in der letztern »altchristliche Weihe über jedem Stein liegt«. »Wo will man noch beten lernen, wenn man hier nicht beten kann?⁸« Ebenso erfreut ihn der Lateran, der da »Mutter und Haupt aller Kirchen« ist. »Dort saß ich fast jeden Tag.« Alle diese herrlichen Bauten betrachtet er aber nicht in erster Linie als Kunstwerke. Sie sind ihm vor allem Gotteshäuser, rufen in ihm zugleich auch Bilder aus vergangenen Zeiten wach. Er ist eben nie nur Kunstfreund, er ist und bleibt überall auch der verständige Kenner alter Tage. Es ist in der Tat schwer, ja geradezu unmöglich, den Fuß in die bedeutendsten Gotteshäuser Italiens zu setzen, ohne zugleich an jene Zeit und Männer zu denken, die solche Werke schufen.

Italien ist indes nicht nur das Land der prachtvollsten Kirchen. Federer sah auch sonst zahllose Bauten, deren Pracht er nicht genug bewundern konnte. Die Erinnerung an einige aus ihnen hat er festgehalten. Schon in der Lagunenstadt schaut sein entzücktes Auge Schöpfungen der Baukunst, die seinem Gedächtnis nicht mehr entswinden werden. In byzantinischer Pracht, oder in freier Renaissanceschönheit, oder mit gotischen Neigungen, mögen sie ihn in was immer für Farben und Formen in ihren Bann ziehen, er kann die Pracht dieser »wahren Blumen der Baukunst« nicht geziemend beschreiben. »Es ist eben venetianisch.« Diese Paläste zeigen so gar keine Spur von Menschenhand, daß man glauben möchte, sie seien wie von selbst aus dem Boden gewachsen. »Die Harmonie solcher Werke ist so groß, sie haben ihre so durchgreifende einheitliche Seele, daß man an ein Aufschichten und Zusammenleimen solcher Einheit gar nicht glaubt⁹.«

Während Federer diese Wunder der Architektur bestaunt, kommt ihm zu Sinn, wieviel der Venezianer doch gestohlen hat von all dem, was heute seine Stadt zu einer der schönsten der Welt macht. Doch dieser Eifer im Stehlen, so meint er, ist durch-

aus nicht zu bedauern, denn hier hat das, was aus aller Welt zusammengecraft worden ist, den würdigsten Ort gefunden, um die ganze Pracht und den vollen Prunk und Glanz zu entfalten.

Wenn früher die Ansicht geäußert wurde, Federer habe die Städte nicht geliebt, so muß doch eine gewisse Einschränkung in dieser Behauptung gemacht werden. Wohl sagt ihm das Stadtleben als solches nicht zu, aber insoweit die Städte die Zentren jahrtausendalter Kultur sind, beglücken sie ihn doch sehr. So ist er trunken ob der venetianischen Wonne und nicht minder selig ob der Pracht Bolognas. »Das Bild, das sich mir da ergab, ergriff mich wie ein eigentliches Wunder. Es stand fest: hier wollte ich im Schatten der ehrwürdigen, grandiosen Paläste und Kirchen längere, andächtige Rast halten¹⁰.«

So beschwingt sein Wort noch eben war in der Schilderung venetianischer Herrlichkeit, so ist ihm doch auch Bologna nicht weniger lieb. Vor allem wohl deshalb, weil es eine so saubere Stadt ist, die dem an nordische Reinlichkeit gewohnten doppelt angenehm sein mußte in einem Land, das gerade in dieser Hinsicht nicht vorbildlich ist. Auch zu dieser »Stadt der 100 Türme« gewinnt Federer ein ganz eigenartiges Verhältnis. Er schaut sie in durchaus eigenem Licht und beurteilt sie eigenwillig, wie wir es bei ihm gewohnt sind. Es scheint ihm, sie rage »mit den zahlreichen schwärzlichen Zinnen und Steingipfeln über das Dächermeer hinaus wie eine Witwe, die ihre alten, grauen Augen voll Ruhe und Entsagung über die Trümmer und Gewinnste ihres Lebens gleiten läßt«. Bewunderte er in der Sankt Markusstadt vor allem die unvergleichliche Einheit in den Bauten, so sind es hier »architektonische Gewächse, deren Wurzeln in die frühesten Jahrhunderte der Kunst schlagen«. Was ihn vor allem angenehm berührt, ist die Unversehrtheit dieser Gebäude, die »noch die Mundart ihrer Zeit reden«, die »ohne Jahreszahl doch das Datum ihrer Geburt auf jedem Stein tragen«.

Könnte er wohl Florenz ein höheres Lob spenden, als sie mit Athen zu vergleichen? In die Arnostadt ist er oft gezogen und jedesmal war er beglückt schon beim Anblick all der Türme und Kuppeln. »Wie eine lebendige, in die Luft geschriebene Schrift muten all diese erhabenen Bauten an, wie eine Zeile großer Geschichte, die über das Haupt des Weltbildes gesetzt ist, damit der Wanderer sich schon von ferne mit Sammlung und Andacht rüstet, wie zur Audienz bei einer Weltherrin¹¹.«

Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wollten wir jedes Urteil Federers über italienische Bauten erwähnen. Es sei nur noch beigefügt, daß er bei aller Bewunderung für die Architektur des Südens, auch Werke gesehen hat, die sein Wohlgefallen nicht fanden (zum Beispiel der Dom von Parma). Faßt man aber seine Äußerungen über die italienische Baukunst zusammen, so läßt sich feststellen, daß er innig beglückt ist ob all der Pracht und der gewaltigen Schöpferenergie, die in diesen Werken zum Ausdruck kommt. Er findet eine ganz feine Synthese von Genie und Fleiß in den größten dieser wundervollen Bauten. Das Genie von wenigen Geistesriesen ist aufs beglücklichste ergänzt worden durch die Zähigkeit und unermüdliche Schaffensfreude des italienischen Arbeiters, des kleinen Mannes, der, wie früher schon dargetan wurde, auf diese Weise unvergängliche Ruhmesblätter geschrieben hat in der Geschichte der Kunst dieses Landes.

Wenn Federer über die italienische Architektur spricht, zieht er nicht, wie er es sonst zu tun pflegt, Vergleiche mit seiner Heimat. Wir sahen, wie oft er sonst auf die Verschiedenheit, ja oft sehr großen Gegensätze der beiden Länder und Völker hinweist. Gewiß böte sich ihm auch hier oft Gelegenheit dazu, wäre es auch nur, um die Armut seiner Heimat zu vergleichen mit dem ungeheuren Reichtum des südlichen Landes hinsichtlich der Werke der Baukunst.

Sobald er aber vom ersten Denkmal auf italienischer Erde spricht, kommt es ihm klar zum Bewußtsein, daß er nun wirklich im Land der schönen Künste ist. Das Denkmal Viktor Emmanuels vor dem Dom in Mailand zeigt ihm deutlich, wie ganz anders der Italiener auch in seinen Skulpturen sein Wesen offenbart als der Künstler im Norden. Der Südländer will, daß seine angeborene Vorliebe für die Handlung, für das Dramatische auch in seinen Monumenten zum Ausdruck komme. »Sie sollen sich noch gleichsam im Marmor recken und rühren, wie dieser Vittorio, der mit dem aufstürmenden Rosse einen Satz von seinem Sockel zu den Marmorheiligen auf den Domzinnen probiert. Die dramatische Wucht dieser Figur ist unbeschreiblich¹².« Das ist es nun, was Federer am meisten imponiert. Diese Denkmalshelden sind so dargestellt, als ob sie noch im lebenden Fleische wandelten.

Noch viel gewaltiger packt ihn das Colleoni-Denkmal, das der Florentiner Verrochio für die Lagunenstadt geschaffen hat. An diesem Werk kann er sich nicht satt sehen. In ganz Italien hat er nichts Besseres gefunden, als diesen Landsknechtgeneral am Rio dei Mendicanti. »Bei solchen bildnerischen Taten, die auf den ersten Blick erweisen, wie der Meister nur so aus der Fülle des eigenen geschöpft hat, überkommt mich der Ekel vor unserer heimatlichen, vielfach zerfetzten Art, Denkmäler zu bauen. Hier lernt man wieder, dem Stein und Erz seine Größe und Einfalt wahren und doch alles zu sagen, was zu sagen ist¹³.«

Wie erbärmlich mußte für ihn die Erinnerung an das sein, was der Meißel in seines Vaters ungezügelter Hand geschaffen hatte! Mochte indes das Erbe von seiten seines im Elend verkommenen Vaters noch so kläglich wirken, etwas hatte er ihm ohne Zweifel zu verdanken: das Verständnis für die größten Werke der Kunst. Wenn Heinrich Federer die wahre Größe Italiens, seinen Kunstreichtum, so tief zu erfassen vermochte, ihn zu würdigen und zu genießen verstand, so ist das sicher zum größten Teil das Verdienst seines Vaters, der in seinem Sohn, wie wir früher sahen, hiefür das Interesse weckte. Seit der Sachsler Bub vom Munde seines Vaters den Namen Michelangelo zum erstenmal hörte, ist er ihm durchs ganze Leben verehrungswürdig geblieben. Was ihm Manzoni in der Literatur bedeutet, das ist ihm Michelangelo Buonarotti in der Skulptur: der Unübertroffene, der Unvergleichliche, der Meister schlechthin.

Wir lassen hier am besten Federer selbst zum Wort kommen, um den Eindruck zu schildern, den Michelangelo auf ihn macht: »Er bedeutet eine eigentliche Macht, dieser starke, kühne, unheimliche Marmor, in dem das Genie Michelangelos heute noch wie in steter Unruhe und Schwermütigkeit durch das weiße Korn bebt, jetzt aufwallend wie eine leidenschaftliche Meerflut, jetzt zurückbeugend wie in dumpfer Resignation. Der Stein jammert und ächzt. Er windet sich in den Muskeln des einen, erschlappt in den Gliedern des andern Sklaven, er weint, zürnt, denkt, schlummert.

Alles tut dieser Stein wie ein Mensch, nur nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, sondern wie ein Heroenmensch. Die Helden des Arbeitsmutes und Arbeitswehs, die Buonarrotti schuf, sind sämtliche Übermenschen. So die Madonna mit dem Fronleichnam im Schoß, — eine Heroin des Leidens, eine heilige Niobe, — so die ihr Kindlein nährende Madonna, — sie ist eine Welternährerin; — so der urweltliche Monarch Moses und der klassische Christus mit dem Kreuze; so die vier Figuren des Medizäer-ales und ihre zwei Thronenden, der Giuliano und Lorenzo, der Pensieroso; so David mit der Schleuder, so der Bacchus, der sterbende Gallier. Was diese Marmormenschen tun oder leiden, macht Epoche. Wo man sie hinstellt, sind sie Häupter, Spitzen der Menschheit, Vertreter ihres besten, denkenden Teiles. Übertrieben sind ihre Maße nach gewöhnlicher Elle gerechnet. Aber nicht unwahr. Denn Modell stand ihnen der Riese, der diese Geschöpfe schuf, Michelangelo selber. Ich kann die Schauer der Ehrfurcht, ja der Angst, des Schreckens nicht schildern, die mich beim Eintritt in die große Halle der Accademia delle belle arti erfaßte. Denn hier regierte Michelangelo im Vestibül allein¹⁴.«

Wir können auch hier nicht einläßlich von jedem Kunstwerk reden, über das Federer seine Gedanken und Eindrücke geäußert hat. Er schreibt seinem Freund Stockmann im Herbst 1905: »Dieses Jahr war ich immer in Florenz und ich liebe diese Stadt nun schon mehr als man vernünftigerweise Städte lieben sollte¹⁵.« Es unterliegt keinem Zweifel, daß er die glücklichsten Stunden in der Arnostadt in den Museen erlebte. Wenn er vor dieser »Marmorschrift des Genies« stand, die Michelangelos Meißel hier zurückgelassen hat, ist es Federer wie vor den herrlichen Dombauten, zum Bewußtsein gekommen, was es Großes ist um den schaffenden Menschengest und um die gestaltende Menschenhand, die in nimmermüder Arbeit Werke zustandebringen, vor denen alle Jahrhunderte staunend stehen bleiben. Auch hier lebt und spricht in steinerner Sprache die große Zeit weiter, die nur für jene tot ist, die nicht in den Geist dieser Werke einzudringen vermögen. Die Inschrift, die er auf dem Sockel des Davidmonumentes eingegraben findet, spricht ihm tief ins Herz:

»Contemplando questi simulacri

Se ti conduce il pensiero

Dal palacio dei Signori ai sepolcri Medicei

Vi leggerai o cittadino scolpita

L'ultima pagina della storia

Di Firenze Republica.«

»Wenn du bei Betrachtung dieser Bildwerke vom

Rathaus zu den Gräbern der Medici schweifst,

liesest du, o Bürger, zugleich die letzte

vom Meißel erzählte Seite in der Geschichte

der Republik Florenz¹⁶.«

Ist Federer deshalb für Michelangelo so begeistert, weil er ihn mit seinem Meißel in längst entschwundene Tage zurückführt, oder weil der Künstler sich in seinen

Schöpfungen selbst so unvergleichlich offenbart? Federer hat bei Betrachtung von Kunstwerken wohl nie eine so interessante Geschichtsstunde erlebt, wie vor den Schöpfungen Buonarottis, und er hat vielleicht nie eine so erschütternde Selbstoffenbarung eines Genies angetroffen wie hier, im Banne dieser Marmorwelt.

Ohne Zweifel stellt sich Federer ein glänzendes Zeugnis aus für sein Kunstverständnis, ganz besonders in seinen Erörterungen über Michelangelos unsterbliche Werke. Er steht ganz im Banne dieses Mannes und dessen, was sein Meißel geschaffen. Wie kaum ein anderer Künstler, hat Michelangelo ihm die große Lehre erteilt, daß schließlich auch das herrlichste irdische Genie das tragische Gefühl der Ungenüge und den Überdruß am nichtig Irdischen nicht los werden kann. Meisterhaft gibt Federer die Eindrücke wieder, die ihm auf der Seele lasten, während er vor Michelangelos Werken steht. Und wenn er in der Kirche von Santa Croce weilt und in visionärer Schau die größten Männer, die das italienische Land hervorgebracht hat, in stiller Prozession vorüberziehen sieht im nächtlichen Gotteshaus, so befindet sich auch Michelangelo darunter, der freimütig gesteht, trotz seines überragenden Geistes, die Liebe nicht genug gekannt zu haben. »Wenn ich wieder geboren würde, mein erstes wäre, das Jüngste Gericht noch einmal und den Ewigen zehnmal gütiger darin zu malen. Denn du hast uns«, fügt er bei und faltet dankbar die runzeligen Hände zum Altar, »du hast uns gnädig gerichtet¹⁷.« So betet Buonarotti.

Im Dom von Florenz gedenkt Federer, wie der junge Michelangelo hierher gekommen ist und den Herrgott gebeten hat, »er möge ihm doch genug Marmor schenken, damit er seiner mächtig und der erste Bildner der Welt werde«. Und in der Tat ist ihm zuteil geworden, um was er gebeten hat. Keiner wird ihm diesen Ruhm streitig machen.

So sehr indes Federer das ungeheure Genie Michelangelos bewundert, er verliert doch nie den Menschen Buonarotti aus dem Auge^{17*}. Wer zu der Künstlernovelle »Einer, der Steine sucht und Menschen findet« greift und sie in ihrer wunderbaren Menschlichkeit zu verstehen vermag, wird staunen, wie Federer einen tiefen Blick in dieses Mannes Seele getan hat, und wie er meisterhaft das Charakterbild dieses Säkularmenschen erfaßt hat.

Vor dem Geist unseres Dichters steht der den Menschen entfliehende greise Michelangelo, der fort will, »wenigstens ein paar Tage fort von den Menschen, die Staub sind und nur Staub machen«. Wir erwähnten schon früher, mit welchem Feingefühl Federer es versteht, den menschenscheu gewordenen Greis dem noch ganz unverdorbenen Leben in Gestalt eines Kindes gegenüberzustellen. Das Genie beugt sich vor dem Kind, das ihm den Weihwassertropfen anbietet¹⁸.

Aber auch der ganze, schwere Seelenkampf des edlen Künstlers mit den in Rom ihn nicht verstehenden und ihn bitter befehlenden und argwöhnisch belauernden Gegenspielern und Neidern kommt in Federers Erzählung einzig schön zum Ausdruck. Und wiederum zittert es durch Michelangelos Seele, während er mit seinem lebensfrohen Großneffen nach Spoleto reitet, daß er sein ganzes Leben hindurch so nichts vom Leben genossen habe. »Leben darstellen, ja das konnte ich, aber ungewöhnliches, übermenschliches, nie gelebt! Und erst Leben leben, versucht ich's je? Konnt ich's? Und das wäre doch das Frühere, Wichtigere, Wahrere gewesen¹⁹.«

Diesen Gedanken finden wir auch in einem Brief Federers an Anton Stockmann, kurz bevor der Dichter durch das Tor des Todes ging: »Viel besser dünkt mich, zu leben, als aus dem Leben eine Kunst und Dichtung zu machen²⁰.« Zu dieser Erkenntnis also läßt er den greisen Michelangelo kommen. Es geschieht dies in dichterisch feiner Art, durch die vom Bettelweib erzählte, sinnreiche Legende von Isaak dem Stotterer. Durch sie wird Buonarrotti belehrt, daß echtes Menschentum mehr wert ist als der tote Stein, und daß auch er, der die Menschen fliehende Künstler, erst im Umgang mit den Menschen wirklich Mensch wäre. Wie feinsinnig zielt Federer mit dem Schluß der Legende auf die »Bekehrung« Michelangelos hin. »Zum Groß- und Heiligwerden eines Menschen gehören viele Mitmenschen, gute und böse, sonst hätte Gott Adam und Eva kinderlos und die schöne Welt den Tieren überlassen²¹.«

Federer legt in der Charakterisierung des großen Mannes glänzendes psychologisches Verständnis an den Tag. Die demütige und doch so packende Einsicht Michelangelos, er könne vor seinen eigenen Werken, vor seinem Weltenrichter in der Sixtina und vor seiner Madonna in Florenz nicht beten, berührt uns tief. Und nicht minder überrascht uns die Frage, die der Künstler sich selber stellt, ob er doch nicht mehr die Unerlöstheit, als den Erlöser darzustellen versucht habe. »Den Stein habe ich anbetet, und der Stein hat mich besiegt.«

Es ist aber nicht etwa Federers Absicht, den florentinischen Meister uns klein vor Augen stellen zu wollen, indem er ihn uns von der menschlichen Seite zeigt. In den Gedanken über den »Tod der Renaissance« steht Michelangelo wieder als der Unübertroffene da. Seine Größe ist derart, daß mit seinem Sterben auch für die Renaissance das Totenglöcklein zu läuten beginnt.

So zeigt es sich, wie Federer mit dichterischer Freiheit den Riesen im Reich des Marmors nach eigener Schau darstellt, wie aber des Dichters Auge tief in das Wesen des größten aller Meißelkünstler hineingeschaut hat. Die Art und Weise, wie er diesen Säkularmenschen mit dem Problem des Lebens ringen läßt, ist über alles kostbar. Für jeden verständigen Leser der Werke Federers ist dieses Erfassen eines die gewöhnlichen Maße weit überragenden Menschen äußerst wertvoll.

Abschließend setzen wir hier zwei Strophen des »Michelangelo« betitelten Gedichtes aus Federers Hand her, die uns nochmals zeigen, von welchem Feuer der Begeisterung für Buonarottis Kunst unseres Dichters Seele glühte:

»Ich heiße Michelangelo und habe
Die Welt im Maienblut der Kunst geschaut.
Da Vinci schuf und wie ein Götterknabe
Gab Rafael dem Pinsel Liedeslaut.
Es war, als stieg die Menschheit aus dem Grabe
Und hätte sich ein neues Haus gebaut.
Gleichwie ein Kind, das liebe Hände fächeln,
Errötete die Welt von süßem Lächeln.

Mir ward der Meißel! — Aus dem rohen Steine
Rief ich den Moses, würdevoll und groß,

Den Sklaven, der sich bäumt, und ihn, den seine
Tyrannenfessel bändigt rettungslos;
Den Heiland mit Kreuz, die hohe, reine
Madonna, den Fronleichnam auf dem Schoß.
Und muß' ich malen, weil der Papst es wollte,
So tat der Pinsel, was der Hammer sollte²².«

Daß Federer an der italienischen Malkunst mehr Gefallen fand als an der deutschen, wurde bereits gesagt. Für sie hat er sich noch mehr interessiert als für Architektur und Bildhauerei. Briefe aus seiner Hand, der Seminarszeit von St. Georgen entstammend, beweisen, wie sehr Federer sich durch Selbststudium und durch das, was ihm in Fryburg geboten worden war, ins Reich der Farben eingelebt hatte. Er verfügte schon damals über ein sehr reifes Urteil und wußte Kitsch von Kunst zu scheiden. Er schätzte auch in einer Umgebung, die für italienische Meister nicht viel übrig hatte, die Künstler des Südens über alles. Während seine Mitalumnen eher für die heimische Kunst, oder was ihr ähnlich sah, eintraten, verfocht Federer ohne Scheu seinen eigenen Standpunkt. Wir dürfen zu seiner Ehre gestehen, daß die Zeit ihm recht gegeben hat, indem sie über manches hinweggeschritten ist, was geraume Zeit für Kunst angesehen wurde, ohne wirklich Anspruch darauf machen zu können.

Es hat geradezu eine gewisse Unruhe nach Italien und seinen Kunstschatzen die Seele des jungen Federer erfüllt. Kaum ist er in Italien, lenkt er seine Schritte in die Museen, um endlich einmal die Originalschöpfungen jener begnadeten Meister des Pinsels zu sehen und bestaunen zu können, nach denen er sich so lange und so sehr gesehnt hatte.

Während in der Bildhauerei Michelangelo nach Federers Ansicht der unumstrittene Meister ist, an den niemand heranreicht, ist es nicht so leicht festzustellen, wem er in der Farbenkunst den ersten Platz gibt in der langen Reihe derer, die unvergängliche Werke geschaffen haben. Daß er für Correggio am meisten begeistert ist, vielleicht weil er ihn am frühesten kennen lernte, wissen wir. Dennoch ist das bewundernde Lob hier nicht so ausschließlich wie bei Buonarrotti. Es stehen dem Parmesen mehr Rivalen gegenüber, als dem florentinischen Beherrscher des Marmors.

Venedig mit seinen Museen hat unsern Landsmann zutiefst beglückt, mehr als Florenz und Rom. Selbst zweitrangige venetianische Meister sind so groß, daß sie neben die ersten Künstler anderer Städte gestellt werden können. Venedig hat in seiner Geschichte nicht nur ein eigenes Szepter, sondern auch einen eigenen Pinsel geführt. Die Künstler der Lagunenstadt ließen sich kaum beeinflussen von ihren großen Zeitgenossen Leonardo, Michelangelo und Raffael. Ja, Federer ist der Ansicht, letzterer verblasse ganz vor dem, was die größten Venetianer geschaffen. Wie überall, wahrt sich Federer auch hier das Recht, ein eigenes Urteil zu haben, und es freimütig auszusprechen, unbekümmert um das, was die Sach- und Fachverständigen als unverrückbare Richtschnur aufgestellt haben.

Obschon nun die Farbenpracht der Kunstwerke in der Republik des Markuslöwen nicht mehr überboten werden kann, so wird Federer schließlich doch müde

an der auffälligen Weltlichkeit, an Parade und Glanz dieser Werke. »Auch ich kann singen und lachen und träumen und festieren. Aber dann muß ich wieder Werktag haben oder eine Stunde der Ruhe und des Ernstes. Indessen auf diesen Bildern ist ewiger Sonntag, ein unvergänglicher Rausch von Fest zu Fest. Das erträgt niemand²³.« Und so kommt es, daß er sich geradezu übersättigt fühlt und sich nach der »Ernsthaftigkeit eines Dürer, nach der tiefen Traulichkeit eines Rembrandt sehnt«.

Federer gehört zu jenen Kritikern und Bewunderern, die bei ihren Urteilen fast immer Vergleiche anstellen. So auch hier. Wenn er die Engel sieht, die Tizian sozusagen »in die Wolken hineingeschmissen hat«, kommt ihm in den Sinn, wie Correggio dies getan, und erst aus diesem Vergleich bildet er sich sein Urteil. Und doch ist es ihm nicht darum zu tun, über all die herrlichen Werke seine Kritik abzugeben. Man könne dies auch gar nicht, meint er, denn diese Museenbilder seien ja heimatlos geworden und stünden nun in »verwaister Blödigkeit da«, seit man sie vom ursprünglichen Bestimmungsort entfernt und in diesen Museen zusammengestellt habe. So wirken sie denn auch nicht mehr gleich wie damals, als Kerzenflämmchen und Blumenkelche um sie waren und fromme Kirchgänger vor ihnen beteten und psaltierten »und Priester und Sänger ihre Kirch- und Stubengenossen wurden«.

Wie unbequem muß diesen Kunstwerken das oft so geistlose Anglotzen der vielen Besucher werden, die hier an ihnen vorbeigehen. In einer köstlichen Plauderei gibt Federer diesem Gedanken Ausdruck. »Ein Notturmo im Museum« betitelt er sie²⁴. Federer gibt uns darin einen Begriff, wie er selbst mit seinem Künstlerauge diese Bilder sieht.

Bellinis wundervolle Madonnenbilder entzücken ihn vor allem. »Dieser Bellini hat mich mehr als alle andern Venezianer gerührt. Die andern staune ich an, ihn liebe ich von Herzen. Er ist verwandt mit meiner deutschen Seele.« Hier findet er den sonst so oft vermißten Ernst, ja selbst einen leisen Hauch von Schmerzhaftigkeit. »Vor diesen Madonnen schweigt man. Ein Wort, ein nur geflüstertes, dünkt uns hier fast eine Sünde.« Das sind nun Werke, die in ihrer eigenen Schönheit leben, die nicht gepriesen werden wollen.

Wenn man nach dem tiefsten Geheimnis dieser Kunst fragt, liegt, wie Federer glaubt, die Antwort darin, daß die Venezianer selbst von unerreichter Schönheit sind. Die größten Künstler dieser Stadt fanden ihre herrlichsten Modelle unter den Landsleuten selbst. Es sind »Gesichter, wie sie nur Venedig besitzt, wie sie Palma Vecchio am besten und gleich darnach Veronese malte. Tizian kam leider schon zu weit in der Welt herum, als daß er den Typus rein erhalten hätte« (ebd.).

So sind denn auch die Venezianer Künstler ihrer Heimat stets treu geblieben und haben unvergängliche Werke geschaffen.

Bei aller Schönheit dieser Madonnen, ist Federer doch etwas enttäuscht: sie haben keine religiöse Tiefe und Innerlichkeit. »Alles liegt auf den Lippen und Fingerspitzen.« Und weil sie nicht fromm sind, wirken sie auch nicht religiös. Mag Tizians weltbekannte Himmelfahrt Mariens noch so bestaunt werden, sie kann doch nicht als Muster eines religiösen Bildes angesehen werden, auch wenn der edle Sinn der Formen und Bewegung, die Sehnsüchtigkeit der Auffahrenden über den religiösen Mangel hinwegtäuscht. »Was die Kunst eines weltlichen Genies im Religiösen ver-

mag, ist hier aufs höchste menschenmögliche dargestellt. Dieser Tizian wird nicht übertroffen²⁵.«

Federer hat Italiens Kunstschatze nicht betrachtet, um ihnen uneingeschränktes Lob zu spenden. Er lehnt entschieden ab, was ihm nicht paßt, mag er auch mit seinem Urteil allein dastehen. So hoch und hell oft das Lob klingt, das er den Meistern singt, deren Werke ihn beglücken und ihm die italienische Künstlerseele immer neu offenbaren, so kurz und knapp äußert er seine Meinung über das, was ihm nicht entspricht. »Ich kann Guido Reni nicht ausstehen.« Zwar gibt er auch hier zu, daß der Mann »famos skizziert«, aber sein ganzes Kunstschaffen ist so sehr Nachahmung, ist so wenig originell, daß er ihm nicht viel abgewinnen kann.

Hier finden wir nun bei Federer eine wirklich nicht überzeugende Logik; denn während er Reni zu großer Nachahmung beschuldigt, liebt und lobt er den Dominichino und die Caracci, weil sie »fleißig nach Parma geschickt haben«, das heißt, weil sie mit viel Geschick Correggio nachgeahmt haben. Sie haben gut daran getan, Federers Liebling nachzuahmen!

Indessen ist er nicht nur wegen der geringen Abwechslung in den Werken der Bolognesen enttäuscht, sondern weil aus ihrem Schaffen eine »gewisse Saft- und Kraftmeierei herausredet«. Auch dieses Urteil würde man bei Federer nicht erwarten. Er ist sonst stets der Bewunderer des Kräftigen, Großen, Gewaltigen. So überrascht hier sein Urteil, da er ablehnt, was er anderswo bestaunt.

Während ihm so in der »Akademie der schönen Künste« in Bologna manches nicht behagt, jubelt er plötzlich wieder vor Raffaels »Caecilia«, diesem »melodischen Bild der Melodie«. Hier offenbart sich unserm Beschauer das Leben so unverwickelt und unverknotet, daß er Stunden seligster Wonne genießt. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß gerade dieses Bild und das von Giorgione viel dazu beigetragen haben, in Federers Seele manchen Knoten zu lösen, sein Auge wieder aufzuhellen und das Leben heiterer und glücklicher zu sehen als in den düstern Stunden in seiner Heimat. Er empfindet diese Bilder als wahre Wohltat. »Sie sagen in ihrer Art: ‚Bist du wirklich so vom garstigen Leben verderbt, daß du alles ins Doppelte und Dreifache verquickt siehst und gar nichts mehr einfach und rein auf Erden nehmen kannst‘²⁶?«

Wie erlebt Federer Raffael? »Bei Raffael, dem Glückskind, liegt alles offen. Alles geht ins Weite, Offene, Lichte. So sieht man denn, wie Sankt Cäcilia ihren Orgelgesang vollendet hat und mit den vier Heiligen nun horcht, wie ein noch viel schöneres Echo davon von den Überirdischen aufgenommen und weitergesponnen wird. Dieser Gesang von oben ist nun wirklich kein Beethoven, es ist eine reine, selige Arie, wie sie etwa Scarlatti für die italienischen Kirchenchöre dichtete. Jede Note ist ein helles Wort. Und das Verständnis wird denn auch deutlich bei jedem der vier Lauscher. Magdalenen hat die Musik zu stiller Freude, den wuchtigen Paulus zum Nachdenken, Johannes und Augustinus im Hintergrund zu einer Zwiesprache in Blicken angeregt, die das Tiefste im Bilde bedeutet. Aber man weiß, was sie einander mitteilen. Johannes in seiner Jünglingsweisheit, ganz erfüllt von der Musik, sagt: ‚Hörst du, das ist's, was wir immer sagen wollten und nicht konnten! so, ja ganz so fühlt' ich es immer.‘ Und der mannhaftere Augustin läßt etwas von der Glut seiner Jugend aus den Augen funkeln, indem er spricht: ‚Ja wirklich, du redest wahr! So also singt

man im Himmel.' — Cäcilia aber senkt ihr Orgelchen und lauscht, lauscht nur. Sie ist die untätigste von allen, ausruhend, genießend wie ein Instrument, das im Konzert nicht mehr mitspielt, sondern horcht und wartet, weil jetzt andere, bessere spielen. So klar wie die Musik ist ihr Widerglanz. Da wird nicht gebrütet und in den Abgründen des Lebens geforscht, es bleibt kein ungelöster Rest in dieser künstlerischen Rechnung. Man hat das Bild genossen bis auf das letzte Strichlein²⁷.«

Federer liebt es, wie schon gesagt wurde, in seinen Kunstbetrachtungen Parallelen zu ziehen oder Gegensätze festzustellen. So auch hier. In Gedanken stellt er neben diese herrliche Schöpfung Raffaels das Musikbild des Venezianers Giorgione und vergleicht die beiden außerordentlichen Werke in sehr feiner Weise. Während ersterer nur die Wirkung der Musik bezaubernd darstellt, gelingt es letzterem, sogar die Musik selber festzuhalten auf seinem Gemälde. Und zwar ist es eine Musik, die »wie Geschichte wirkt und doch zugleich glühende Gegenwart ist«. Die Musik bei Raffael ist eine Art Gottesdienst. Hier — bei Giorgione — aber ist sie Natur, Dichtung, Drama, Historia, hier ist sie die Sprache einer ganzen Kultur, Interpretin einer Menschheit, die kämpft und triumphiert. Es ist das schönste Bild der Musik« (ebd.).

In der Beurteilung dieser Bilder zeigt Federer, daß er selbst ein wahrer Künstler ist, der die wundervolle Gabe hat, einzudringen in das künstlerische Schaffen anderer Gottbegnadeter und sich zu deren Interpreten zu machen. So begreift er es, daß Raffael, »der Maler des glanzliebenden Leo X. und des ländererobernden Julius II.«, den heiligen Franz von Assisi in seinem tiefsten Wesen nicht erfaßt hat und ihn darum auch nicht so dargestellt hat, wie man es seinem Können entsprechend erwarten möchte. »Er hätte mit seiner feinen, weißen, vornehmen und glänzend beringten Hand sicher so wenig einen echten Franziskus zuwege gebracht, als der sinnliche Träumer von Parma, der große Correggio²⁸.« Zu seinen Heiligen, die »ohne Ascese heilig geworden sind«, paßt der Bettler von Assisi nicht recht. Raffael hat selbst nichts gewußt von Armut und Sorge und Niedrigkeit, deshalb kann er auch den heiligen Habenichts nicht in seinem wahren Wesen darstellen.

Im Pantheon zu Rom, am Grabe des großen Meisters der Farben, kommt es Federer zum Bewußtsein, wie grausam doch der Tod gewesen war mit Raffael. Als blühender junger Mann wurde er von der Pest hinweggerafft, er, der berühmter gewesen war als »der Papst und der deutsche Kaiser und der König von Paris«. Ja, er hatte selbst den gewaltigen Michelangelo überragt und den Lionardo. Ein Sonnenkind des Glücks war er gewesen, »geliebt, angebetet, reich, ohne Hasser, ohne Tadler — so starb er und ward von lauter Domherren und Grafen in diese Gruft gesenkt«²⁹. Im Geiste sieht Federer den grauhaarigen Michelangelo im Trauergeleite, »die Brust voll zorniger Anklage, weil ihm dieser Tote da alles vorweggenommen hat, das Glück und die Liebe, die rasche, heiße Arbeit und die lichte, anmutige, allen verständliche Schönheit, einen kurzen, jungen Rausch des Lebens und nun auch noch das ernste, dauerhafte Grab. Michelangelo wollte beten, aber er war zu zornig dazu« (ebd.).

Federer versteht es, uns nicht nur des großen Urbiners beste Werke verständlich zu machen, sondern er läßt uns auch einen Blick tun in jene Tage seines Schaffens und glücklichen Daseins und frommen Sterbens. Wenn er von einem Wort- oder Farbenkünstler spricht, vertieft er sich auch in jene Zeit, in der er lebte, können doch nur

so Lebenswerk und Lebensweg eines wirklich großen Mannes recht verstanden werden.

Um so mehr bedauert er es, daß so viele moderne Italiener ihre größten Männer vergangener Zeiten nicht oder nur ungenügend kennen und über jene Zeiten, in denen die bedeutendsten Genies am Werke waren, so spärlich unterrichtet sind.

Das mußte er besonders schmerzlich erfahren, als er in Parma nach Correggio Umschau hielt, den er seit der Jugendzeit so sehr verehrte. Kein Künstlernamen ist ihm so vertraut wie dieser. Federers sehnächtiger Wunsch war es seit vielen Jahren, die Werke Antonio Allegris, Correggio genannt, in ihrer Heimat bewundern zu können. Als nun das alte Parma ihm die herrlichsten Schätze zeigte, war er wiederum für einige Stunden jener glückliche Genießer, der er nur in seinem »schrecklich lieben Italien« sein konnte.

So bewundert er jenes Fresko, das die kühne Meisterhand des Parmesen geschaffen und das grundlegend geworden ist für Jahrhunderte, die »Himmelfahrt Mariä« darstellend. Aber er hat die Grausamkeit der alles zerstörenden Zeit wohl kaum jemals so erfahren wie hier. »Von dem Zauber, der einst ganz Italien berauschte und die Maler nach Parma wie an die Wiege des Lichtes wallfahren ließ, gibt das heutige Fresko keine Ahnung.« Die glühenden Farben sind verblaßt. Die Architektonik der Phantasie, die der »stille, sanfte Mann von Parma« schuf, und es so überzeugend tat, wie es nur ein Genie kann, kommt hier nicht mehr so zur Geltung wie damals, als dies Werk entstand. Es kennt keine irdische Länge, Breite und Tiefe, sondern nur noch eine unendliche Bewegung nach dem Lichte und eine darnach geordnete, stürmische, raumbefreite Gruppierung.

Correggio ist so groß, daß er nicht würdig nachgeahmt werden konnte. Sein Gefühl wurde bei den Jüngern des Meisters aus Parma »Gefühlsdusel, leere Süßlichkeit«. »Wozu unsern Antonio das Temperament einer genialen Natur zwang, so daß wie und was er gab, nun innerlich berechtigt dasteht, das wird bei den unvernünftigen Nachahmern ein fades Gemengsel von schönen Gliedern, ein Lachen nichtssagender Gesichter, ein sinnloser Pomp von Bewegungen³⁰.«

Noch ergreifender steht Federer vor dem Bild aus gleicher Meisterhand, das die Himmelfahrt Christi darstellt. Mögen die Farben noch verblichener sein, die Kuppelwand noch verdorbener, der verständnisvolle Beschauer hat hier eine unvergeßliche Kunstfreude erlebt. Hören wir, was ihn so mächtig packt: »Um den Himmelfahrenden ruhen in einem dichten Wolkenkreis die zwölf Apostel. Die Schauer des Himmels ziehen durch ihre Seelen und Leiber. Gleich Christus, sind auch sie schon den bitteren Gesetzen der Erde entrückt. Keine Schwere, keine Last der Zeit, keine Sorge des Amtes und der Arbeit drückt sie mehr. Sie genießen. Sie bilden die Illustration zum paulinischen Wort, daß im Jenseits nur noch das Lieben bleibe, daß aus dem Glauben ein Schauen, aus dem Hoffen ein Besitzen werde. In der gesamten Malerei des Christentums findet sich wohl eine so restlose Himmelsruhe nirgends mehr. Alle Handlung ist vorbei, nur noch Ruhe! Alles Streben ist erfüllt, nur noch Genießen! Zittert durch diese Gestalten eine unaufhaltsame Bewegung, so ist es doch keine irdische Bewegung, sondern die Erregung elysischer Freude, ein beständiges Sich-auflösen in Seligkeit. Gewiß, den Sorgen und Ringern hier unten im Leben ist diese

Sprache Correggios immer unverständlich. Darum ist sie aber doch nicht unchristlich, so wenig als der dritte Teil der Divina Commedia wegen ihres Iryisch passiven Tones es ist. Wir Irdische haben eben für die Schilderung des Himmelsuchens, nicht aber des Himmelfindens kongeniale Mittel der Kunstweise. Wie groß, wie einzig groß ist doch dieser Correggio³¹!«

Kaum je ist Federer so verschwenderisch mit seinem Lob wie hier. Bei Correggio findet er Farben wie »keine mehr in Italien«. Selbst eine an sich unwahrscheinliche Darstellung von Landschaft und Menschen und eine nicht glaubwürdige Wirkung des Lichtes verzeiht er seinem über alles geschätzten Meister, weil er, Correggio, »es so sieht und fühlt und gibt«. Dabei gesteht Federer, in den Händen »dieses schwärmerischen Träumergenies« einer künstlerischen Suggestion verfallen zu sein. So hält er denn das Bild »Die Rast der heiligen Familie« für das poesievollste, was ein Idyll geben kann. Die Gemälde »Tag« und »Nacht« sind nach seiner Ansicht heiligweltliche Minnelieder höchster Empfindungssyrik. Hier glaubt er, auch die schönsten Hände zu finden, die je gemalt wurden. Im Nonnenkloster San Paolo bewundert er die Putten, die das »unbefangenste, naturwüchsigste und köstlichste Kinderbild der ganzen Renaissance sind«.

Was ihn an Correggio vor allem fesselt, ist dessen Frühreife. Daß er mit 26 Jahren die Himmelfahrt Christi gemalt, ist beispiellos in der ganzen Kunstgeschichte. Einzig ist dieser Künstler auch in der Kenntnis der Körper und ihrer tausendfachen Gliederung und dramatischen Verwicklung, »wo sich nie eine Geste wiederholt, und in der hinreißend mächtigen Farbe«.

Wie ist es nur möglich, daß kein Papst etwas wußte von diesem Genie? Wie konnte dieser Mann einem Michelangelo und einem Raffael unbekannt bleiben? Weshalb starb Correggio in Armut, nachdem er noch in der Agonie mit wenigen Zügen sein Söhnlein abgezeichnet hatte? Federer kann uns keine Antwort geben auf diese Fragen, die auch ihn beschäftigt haben.

So sehr er indes Correggio liebt und bewundert, er gilt ihm doch nicht als religiöser Maler. Er war wohl geartet wie die mittelalterlichen Minnesänger: auch ihm ist die Sehnsucht der Trieb aller Kunst. So ist denn die Schwärmerei der Heiligen zur Madonna nicht evangelisches Gefühl. Sowohl das entzückte Emporflattern der Geister zu Christus, wie das Wirbeln der Engel, oder die Sinnlichkeit des Todes bei Märtyrern, das Beben und Zittern des Lebens und Lichtes durch alle Gemälde: all dieses ist schließlich nichts anderes als der lebendige Ausdruck der Sehnsucht, die Stillung sucht. Da das Christentum mehr ist als Sehnsucht, da es Kampf ist und Ernst, da es Arbeit und Leiden ist, hat Correggio das Tiefste unserer Religion nicht so dargestellt, wie wir es erfassen. »Meist ist seine Mystik nicht die Mystik der Gnade, sondern eine Mystik von Licht und Schatten und seine Fröhlichkeit nicht die evangelische, sondern die irdische, ja, oft die bacchantische der alten Griechen- und Römerfeste. Aber genommen in seinen zeichnerischen und malerischen Qualitäten, ist und bleibt Correggio eines der wenigen wahren Genies, das die Kunst gebar³².«

Und nun wartet unser eine recht sonderbare Enttäuschung. Wie kommt es nur, daß Federer, der ins Werk Raffaels so tief und verständnisvoll eindringt, der Correggio fein zu deuten weiß, nicht von Leonardos Werken spricht? Wohl staunt er in

Mailand, daß der »Altmeister der Renaissance« in diese »nordische« Stadt komme, aber von seinen Schöpfungen redet er nicht. In Santa Croce zu Florenz vermißt er ihn, respektiv sein Denkmal, aber es will ihm dennoch scheinen, er sehe ihn auch mit den andern großen Geistern italienischer Vergangenheit in den nächtlichen Dom ziehen, ja, er hört ihn sogar die Worte sprechen: »Nicht hast Du mir, o Gott, das irdische Lachen angerechnet, das ich meinen jungen Bildern gab, noch die Verzücktheit irdischer Stunden. Mein Abendmahl und das schwache Abbild Deiner trauernden Güte, das ich in die Mitte der heiligen Tafel setzte, hast Du mir zugute gehalten. Ich danke Dir³³.«

Auch im Dom derselben Stadt erinnert er sich, daß der »bartgewaltige« Leonardo in seiner Jugend hierher kam, von seinem Schaffen aber spricht er nirgends eingehend. Und doch verdanken wir seiner Hand und Feder eine Novelle, die uns zeigt, daß auch dieser Künstler nicht bedeutungslos an Federer vorbeigegangen ist. »Ein Tag bei Leonardo da Vinci« hat er sie betitelt. Es mutet uns auch hier eigenartig an, daß unser Dichter bestrebt ist, diesen genialen Farbenmeister uns so recht menschlich vor Augen zu stellen, wie er es schon bei Dante und Buonarrotti getan hat. Die Novelle zeigt uns, trotz ihrer Kürze, daß Federer den »herrlichen Greis« tief erfaßt hat und klar und klug zu deuten verstand. Sie legt zugleich von neuem Zeugnis ab von der ganz einzigartigen Feinheit unseres Dichters in der Darstellung von Menschen, die unserer Verehrung und Bewunderung wert und würdig sind. Wir können uns Leonardo kaum anders denken, als den Mann, »dem nichts mißlungen, was er versucht und der alles versucht hatte außer das eine, die Liebe«. So stellt denn Federer ihn uns vor Augen als »das Kind einer wilden, von keinen Gesetzen gebilligten Leidenschaft. Der kräftige Knabe hatte den ganzen Trieb seiner Natur in wissenschaftliche und künstlerische Ziele gerichtet«³⁴.

Von bezaubernder Frische und Natürlichkeit ist das Gespräch des Greises mit der hübschen und geistreichen Tochter des Rektors der Universität zu Padua, die dem alten Künstler eine Dantestelle nach ihrem Sinn beibringen möchte. Die irdische Beatrice führt — so deutet es das kluge Kind — den Heimatlosen hin zur ewigen Heimat, zu Gott. »Daher ist es nicht gut, fügt die Schelmische bei, so einsam und ohne Liebe zu leben wie du, großer Leonardo. Leicht könntest du im Himmel droben führerlos sein.« Nun spürt auch der greise Meister das heiße Blut in seinem Herzen. »Auf diesem Wege zu Dante, wo jede Partei der andern gleichsam zuvorkommen wollte, trafen sie sich so nahe, daß Leonardos Locken sich in die sonnigen Flechten des Jungfräuleins verringelten und der Meister beim lebhaften Erwidern ihres streithaften Mundes den Lenzgeruch dieses jungen Wesens wie den unbekannten Duft einer Blüte einatmete« (ebd.).

Und so küßt er diese Menschenknospe, die ihm eine neue Lehre keck und kühn vorgetragen hatte. Für einen Augenblick ist er selig, fällt aber gleich wieder in ein nachdenkliches Sinnen, da er trotz eifrigem Bemühen, »das wahre Gesicht für die Trauer aller Trauern — Christus beim Abendmahl — noch nicht gefunden hat«.

Es ist somit, wie wir früher schon sagten, ein Zeichen hoher künstlerischer Begabung unseres Dichters, daß er so den größten Geistesmännern auf dem Gebiet der Kunst nahegekommen ist. Wir bedauern es, daß er uns keine Deutung der Werke

Leonardos schenkte. Seine originelle Schau hätte sicher auch hier manches geoffenbart, worüber wir uns freuen könnten. Wenn er es nicht tat, dürfen wir trotzdem nicht annehmen, Leonardo, dieses »Genie aller Erdhaftigkeit«, sei ihm nicht vertraut gewesen. Gehört er doch auch zu jenen hervorragendsten Vertretern der Renaissance, mit deren Tode die große Zeit »des Maienblusts der Kunst« zu Ende ging, und der im Sterben noch, trotz aller Erdenseligkeit, nach dem überirdischen Trost der Kirche rief!

Unter den Florentiner Malern verdient nach Federers Ansicht Andrea del Sarto, »dieser merkwürdige Schneidersohn«, den ersten Platz. Zwar läßt er uns im Stiche, wenn wir nach einer tiefern Seele fragen, aber in den Farben hat kein Mitbürger ihn erreicht, und seine Gestalten leben von Anmut, nur zeigen seine Madonnen immer das »gleiche Köpflein seiner bösen Frau mit der steilen Stirn«. Federer geht nicht auf das Urteil Muthers ein, der den Mann klein nimmt. Was ihm selbst groß scheint, läßt er nicht durch abfällige Urteile herabsetzen. Auch bei diesem Künstler, »dem farbeblühenden Andrea«, läßt unser Dichter uns einen Blick werfen auf dessen Charakter und Persönlichkeit, wie er überhaupt selten das Menschliche an den Größten verschweigt. Im Dom zu Florenz erinnert er sich, wie hieher auch del Sarto kam zum Beten, und wie ihm hier die »Niedrigkeit seiner Ehe mit Lucrezia del Fede zu Sinn kam und ihn quälte. Aber seufzend wie er kam, ging er als Sklave, der seine Fessel nicht mehr brechen kann, in die häßliche Tyrannei heim«³⁵.

Neben ihn stellt Federer Botticelli, »den man nicht mehr vergessen kann, wenn man ihm in Florenz einmal begegnet ist«. Dieser Name wird trotz allen Großen, ja, trotz Raffael und Tizian doch der Maler bleiben, »der zuerst von allen so recht mit dem Begriff von Florenz verbunden wird, wie die Kuppel oder der Arno«.

Ungewohnt scharf jedoch geht Federer mit Ghirlandajo ins Gericht. Mehr als anderswo vermißt er bei den Werken dieses Künstlers die Andacht. Freilich darf sich die »Verkündigung Mariens« in Narni sehen lassen, auch heute noch, nach vierhundert Jahren, denn das Bild ist »geschickt und sicher hingemalt« und von einer prächtigen farbigen Stärke. »Aber es lebt so gar keine himmlische Atmosphäre in dieser Gruppe, alles hat seine kurze, eitel irdische Absicht, jede Wolke, jeder Engel, jedes Lächeln. Dabei geht die ganze religiöse Seele des Ereignisses verloren«³⁶. Und so bemüht sich Federer umsonst, dieses Rätsel, das Ghirlandajo für ihn ist, zu deuten, er vermag dieses Gemisch aus Geistesfülle und Seelenlosigkeit nicht zu verstehen.

So glücklich unser Dichter in Siena ist, etwas vermißt er in jener Stadt, die ihm so vieles gegeben hat, doch: ein wirklich gutes Gemälde der »mächtigen Jungfrau von Siena«. Es scheint ihm, daß kein Maler ihr Wesen richtig erfaßt hat, nicht einmal Sodoma, der jenes berühmt gewordene »Svenimento« schuf. Man kann diese Heilige, die »so ganz anders war als die übrigen Heiligen«, nicht so ganz ähnlich allen andern malen, wenn man dem Beschauer ihr Wesen nahebringen will. Wer Katharinas Leben kennt, wird Federer recht geben mit seiner Forderung, daß auf dem Bild, das uns die Heilige zeigt, »mehr Klugheit als Kindlichkeit, mehr Ernst als Anmut, mehr die starken als die sanften Vorzüge der Frau« in Erscheinung treten sollten. Wie könnten die süßen Lippen auf Sodomas Bild so bittere Worte sprechen, wie Papst und Kardinäle in Avignon sie von dieser Heiligen aus Siena zu hören bekamen? Auch das

mädchenhafte Lächeln ihrer Augen spricht Federer ihr ab, denn sie sah ja, wie Dante, in die Glutten der Hölle und in die innerste Seele der Menschheit. »Aber die Maler haben stets mehr die schöne als die heilige, die verzückte mehr als die klug in die Zeit greifende, die stille mehr als die durchs Jahrhundert rufende Katharina gemalt³⁷.«

Welch ungeheure Macht einem gottbegnadeten Künstler der Farben gegeben ist, wird Federer klar, da er im Dome zu Orvieto steht und seine Augen zum Bild von Luca Signorelli erhebt, das das Jüngste Gericht darstellt. Erschüttert steht er da. Welchem Dichter wäre es möglich, mit solcher Wucht und überzeugender Eindringlichkeit jenes letzte Erdengeschehen darzustellen? »Vor einem solchen Bilde kann kein Mensch mehr lachen.« Kein Prediger kann die Schrecken so gewaltig schildern, »daß einen die Schauer des Weltendes frösteln machen und man vor der Vergeltung alles Bösen erbebt«. Federer hat im Dom zu Florenz die Donnerstimme Savonarolas zu vernehmen geglaubt, aber sie kommt nicht auf gegen das, was Signorelli hier geschaffen. Die zur Buße und Einkehr mahnende Stimme des florentinischen Propheten ist verstummt, Signorelli aber predigt weiter durch alle Zeiten und zeigt, wie die Satansmacht gleich einer Naturgewalt auf die Menschen einbricht. In der Tat, der Beschauer glaubt trotz der Stille, die in dieser Seitenkapelle des Domes herrscht, das Tosen und Dröhnen des letzten Welttags zu vernehmen. Buonarrotti hat etwas so Stürmendes und Erdrückendes nicht schaffen können. »Dieses Bild ist eine Bußpredigt sondergleichen³⁸.« Durch die Erklärung, die der »Krüppel von Orvieto« von diesem Bilde gibt, erhält das Werk eine ganz eigenartige, überaus köstliche Deutung³⁹.

Es ist selbstverständlich, daß die Stunden solchen Genusses für Federer die großartigsten sind, die er erlebt hat nebst jenen, da die Natur ihn tief beglückte mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an Farben und Formen. Immer kommt er zur Einsicht, was es doch Großes ist um die Vergangenheit dieses Volkes, das solche Männer hervorgebracht, deren Werke durch lange Jahrhunderte zeugen von Geist und Fleiß der verschwundenen Geschlechter dieses Landes, das er so sehr und so aufrichtig liebt. Es freut ihn, schon in seinen Studienjahren die Größe dieser Künstler wenigstens in etwa erkannt zu haben, während viele seiner Studiengenossen für Andachtsbilder von äußerst bescheidenem Wert sich begeisterten.

Sind im Leben größere Gegensätze denkbar als die zwischen den Werken Signorellis und Peruginos? Während auf dem Weltendbild des erstern die Posaunen erklingen, stellt uns Perugino jene wunderliebliche umbrische Landschaft vor Augen, die seinen Charakter geformt, die aber auch so still, schweigsam, unbewegt lächelt wie die Heiligen dieses Künstlers. Wie das Land, so der Meister. Es ist sein Schaffen »das Malen frommen Müßigganges«. Diese »heilige Tatenlosigkeit« ist nicht Federers Sache. Raffael hat gut daran getan, nach Florenz zu eilen, nachdem er dem Meister Umbriens die »holdselige und idyllische Ruhe der Gesichter abgelauscht hatte«.

Überschaut man Federers Urteile über Kunstwerke und seine Betrachtungsart derselben, muß man gestehen, daß er mit feinem Sinn dieser Welt des Schönen gegenüberstand. Es wird später noch zu zeigen sein, daß auch die Werke der Malkunst mit halfen, daß Federer den größten Sohn der umbrischen Erde so tief und ganz zu erfassen vermochte. Daß die Tätigkeit der Maler in Anticoli, von denen schon die Rede war, einen bedeutenden Anteil hatten an der Bildung des Kunstverständnisses

unseres Landsmanns, ist ohne weiteres verständlich. Sah er doch dort Kunstwerke entstehen, die ihm behilflich sein konnten und es sicher auch waren in der Beurteilung dessen, was frühere Zeiten geschaffen, auch wenn diese neuen Schöpfungen bei weitem nicht an die alten heranreichten. Andererseits darf dieser Einfluß nicht überschätzt werden. Wir wissen, daß Federer, lange bevor er jene Jünger der Kunst kennen lernte, über ein sehr gediegenes Urteilsvermögen verfügte.

Federers Kunstbetrachtungen geben es uns deutlich zu verstehen, daß nur der fähig ist, Italien ganz zu verstehen und zu genießen, der die unzähligen Kunstschatze dieses an solchen Werten und Werken überreichen Landes zu würdigen imstande ist. Wem diese Gabe beschieden ist, der kann nicht anders, als immer wieder zurückkehren in jene Tempel großer, heiliger Kunst, um sich zu erfreuen und glücklich zu werden an den größten Gaben, die Volk und Land uns bieten unter der südlichen Sonne.

Blick in Italiens Vergangenheit

Wer Federer kennt, weiß um seine große Liebe zur Geschichte. Einleitend wurde darauf hingewiesen, daß in frühester Jugend Lehrer und Bücher der Geschichte ihn am meisten interessierten, ja, geradezu in ihren Bann zogen. Da es unsere Aufgabe ist, seine Beziehungen zu Italien zu besprechen, dürfen wir uns nicht auf das Gesagte beschränken, sondern es ist uns eine wirkliche Freude zu zeigen, mit welch scharfem Auge unser Landsmann zurückschaut in die vergangenen Zeiten jenes Landes und Volkes, das er so sehr und aufrichtig liebt.

Es ist ihm ohne weiteres klar, daß man Italien nicht genießen kann, wenn man nicht ein offenes Auge hat für den Zauber seiner Landschaft, wenn man nicht ein fühlendes Herz hat für das Volk und einen verstehenden Sinn für seine wundervolle Kultur. Ebenso wenig aber versteht man Italien, wenn man nicht in erster Linie ein tiefes Verständnis hat für die Geschichte dieses Landes und seiner Menschen.

Unser Federer hat dies gehabt in einem Maß wie selten einer. Italien ist ja das Land der großen, bewegten Vergangenheit, in die sich jeder Freund der Geschichte mit größtem Interesse vertieft. Welch buntes Leben zieht da am Geiste dessen vorbei, der hineinzulauschen vermag in den Strom der wogenden Jahrhunderte mit ihrem Waffenlärm und Kriegsgetöse, mit ihrem Werden und Wachsen und Fallen und Sterben, mit ihrem Kommen und Gehen der Generationen, mit deren Ringen und Kämpfen um große und kleine Ziele.

Das humanistische Gymnasium hatte Federers Blick vorwiegend nach dem Süden orientiert. Nicht nur mit seinem Geschichtsunterricht. Auch das Studium der alten Sprachen führte ihn im Geiste ins klassische Land der Sehnsucht der großen Vergangenheit. Wer immer über unsern Dichter geschrieben hat, hat darauf hingewiesen, daß Federer einen ausgesprochenen Geschichtssinn besaß, und daß er Italiens Geschichte allem andern vorzog. Am klarsten sagt er es selbst: »Daher glaube ich, ohne die Brotsorge hätte ich überhaupt nichts gearbeitet, nur Natur und Kunst genossen, eher etwas Wissenschaftliches, Historie geschrieben. Es ist sicher so¹.« So schreibt er, wenige Wochen bevor er sich zur letzten Ruhe niederlegt.

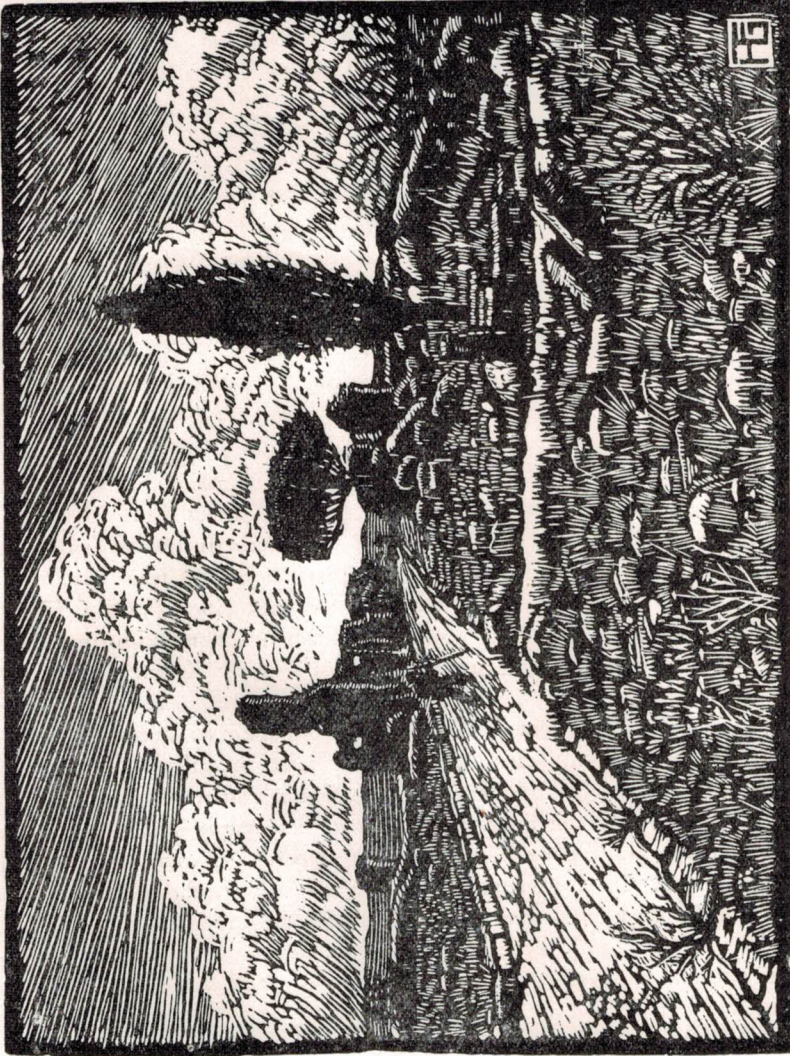
Nicht Dichter wollte er sein, sondern Historiker. Wir freuen uns, daß er beides ist. Wohl haben wir keinen großangelegten Roman aus seiner Feder, auch wenn er verschiedene Male einen solchen versprochen hat. Wagner kann aber mit Recht schreiben: »Federer verfügte über ein großes historisches Wissen, ohne jedoch daraus den Prunkteppich eines großen historischen Romans zu weben. Dieses Wissen ist an manchen Stellen seiner Novellen — besonders in den italienischen — sichtbar, aber nirgends so, daß er mit seinem Wissen prahlt².« Nicht weniger richtig sagt

Irmgard Foerster in ihrer Arbeit über unsern Dichter: »Fanden wir in den größern Schweizer Dichtungen Federers die Landschaft als das beharrende in der Weltanschauung, das sich Gleichbleibende, Unwandelbare vor der Beweglichkeit des menschlichen Charakters und menschlicher Schicksale, so wird diese Aufgabe der Landschaft für den Gehalt der Dichtung im italienischen Stoff erweitert und getragen von der großen geschichtlichen und kirchlichen Bedeutung des Landes³.«

Federer hat es selber am besten erfahren, daß ein wirkliches Erleben Italiens nur dann möglich ist, wenn man die Geschichte von Volk und Land kennt, sagt er doch selbst: »Die Historia, freilich, die Historia des Landes sollte man studieren. Die alte aus den Büchern, die neue aus dem Volksmunde und aus den Zeitungen⁴.« Was er von jedem Italienfahrer fordert, hat er selbst getan; er hat eifrig gelesen und studiert, bevor er seinen Fuß zum erstenmal auf den historisch so bedeutsamen Boden Italiens setzte. Darum ist ihm dann das Reisen und Wandern zu solch beseligender Schau geworden. Harry Maync berichtet in »Meine Erinnerungen an Heinrich Federer«: »In seiner sehr ansehnlichen Bücherei reihten sich die welt- und kirchengeschichtlichen Hauptwerke aneinander: Ranke, Gregorovius, Burckhardt, Hauck, und so weiter. Ludwig Pastors 'Geschichte der Päpste' kannte er fast auswendig vom immer wiederholten Lesen. Das Werk stand dauernd auf dem Schreibtisch⁵.« Hatten die Bücher ihm schon Kunde gebracht, was der Tiber für ein weltgeschichtliches Wasser sei, so hat er, da er an dessen Ufern steht, dies noch viel lebendiger erfaßt. Im Geiste schaut er jene Zeiten, da dieser Fluß gleichsam die Wiege Roms umspülte. Für Federer ist der Tiber jener unbestechliche Zeuge aus den Tagen des Romulus und Remus, der »aus der gleichen Lunge redet wie vor dreitausend Jahren, und er hat noch das gleiche, graubraune, dunkle Auge und führt noch die gleiche Hirtensprache und atmet noch den gleichen süßen, schweren Duft wie damals, als Ennius von den ersten Etruskern und Volskern ein Kapitel seiner Annalen begann⁶.«

Nicht minder machtvoll spricht die römische Campagna zu unserm Landsmann. Sie macht ihm die Schlachtenbücher des Livius lebendig, sie gibt die echte römische Stimmung und das Verständnis für die Märchen Ovids und die »schattensuchenden Strophen« des Horaz. Hier sieht er die Legionen des Scipio und »nur hier sieht man die Sklavenzüge, die schwitzenden, mückenverstochnen, welche mit der Sänfte ihrer Herrschaft auch die Götterbilder des Hauses, die Aschenkrüge und Weinschläuche, die Bibliothek und das Geräte der Küche hinauf in die Bergferien tragen...⁷. Und Federer denkt hier an jene furchtbare Heimsuchung der weltbeherrschenden Roma, die diesen Sümpfen entstiegen ist: Fieber, Seuche, Pest. Dunkle Blätter römischer Geschichte rauschen an ihm vorbei⁸.

Was ist natürlicher, als daß Rom, die alte, ewige Stadt, ihn unwiderstehlich in ihren Bann zog? Daß er sich dort heimisch fühlte, sagten wir schon. Rom ist ja wie keine andere die Stadt der Weltgeschichte. Dem Zauber, den dieses Zentrum des gewaltigen Weltgeschehens auf jeden Kenner alter Tage ausübt, ist auch Federer erlegen. »Ach, mit welch großartigem Phlegma lagerte die Stadt an den Schlingen des Tibers und ertrug die Axthiebe von fast drei Jahrtausenden, ohne merklich zu zittern oder ihre Gebärde zu ändern. Wie merkte ich hier noch die Beharrlichkeit des



Roma, Via Appia

Haas-Triverio, Roma

antiken Senats, das überlegene Zaudern des Fabius und den Stolz des Pompeius an. Noch mehr, ich spürte die Geduld ihrer dreihundert Katakombenjahre, ihr dutzendmaliges Bücken vor einer Tagesgröße und ihr dutzendmaliges Über-die-Leiche-Wegschreiten, das unverwüstliche Wartenkönnen der Päpste, das Umworbensein und das Körbeausteilen und das Genughaben an sich und an seiner schönen Langeweile⁹.«

Rom ist, so ist man versucht zu sagen, überhaupt der Inbegriff alles Weltgeschehens. In welchem Buche der Geschichte und in welchem Kapitel, ja, auf welcher Seite ist nicht auch von Rom die Rede? Wer kann sein Auge über die Jahrhunderte gleiten lassen, ohne nicht immer wieder nach Rom zu schauen? »Korinth schlummert und Karthago ist tot und Jerusalem ist müde und Babylons und Ninives Zyklopengebeine liegen tief in den verschütteten Gräbern. Nur du, lebensseliges, unverwüstliches Rom mit deinem Cäsarenblut, du denkst an kein Gestern und kein Morgen. Immer willst du das Heute haben, ein herrschendes, mächtiges, alleiniges Heute¹⁰.«

Welcher Ort wäre geeigneter, den Geschichtsfreund zurückblicken zu lassen in jene Stunden, da Roms Ruhm und Glanz bedroht waren, als jene Stätte, wo die Feinde der Weltbeherrscherin gefangen lagen! Der mamertinische Kerker erinnert Federer an Jugurtha, den »frechen, ehernen Kerl«, der hier ein klägliches Ende fand, und an den »gallischen Riesen Vercingetorix«, den der Hunger »zum Sterben elend machte«. Und an den Galiläer Simon Bar Jona denkt man hier, der nicht Rom, aber dessen Götter stürzte. Wie weit öffnet sich da dem Schauenden das Auge! Welche Tore gehen da auf in die Zeit und in die Welt!

Mit welcher wahrhaft souveräner Meisterschaft Federer Jahre stürmischen Weltlaufs überblickt, zeigt er auf den wenigen Seiten, die er betitelt: »Die gotischen Eichen«. Das Wogen und Brausen der Völkerwanderung tönt aus jenen Zeilen, in denen er erzählt, wie die alten Goten, »diese schweren, großen Schneeleute vom Norden, die der Süden lockte und die dann siebenmal nach Rom drangen und die weibischen, aber immer noch genialen Griechen in die Schiffe jagten und die siebenmal zurückflohen vom kleinen, magern, schmaläugigen Byzantiner Narses immer wieder besiegt¹¹.«

Es sind jene paar Seiten nicht nur eine köstliche Dichtergabe, sondern sie beweisen den kühnen Blick Federers für die großen Spieler auf der Bühne des Welttheaters. Es ist nicht, wie es vielleicht scheinen möchte, nur ein flüchtiges Hinschauen auf das Kämpfen und tragische Ende des nordischen Heldenvolkes, das in ungestümem Eroberungsdrang den Ruf des Blutes nicht hören will und ihm nicht folgt und so auf fremder Erde untergeht. Wer die Weltgeschichte zur Lehrmeisterin nimmt, dem sagen jene wenigen Seiten unendlich viel. Jene Eichen, die bei allem Unglück wuchsen, »überdauerten Goten und Griechen, deutsche und welsche Siege, der Weltwaage ewiges Auf- und Niedergehen und predigen dem heutigen Pilger nach anderthalb Jahrtausend in ihrer alten Sprache, diesem Gotenlatein, in dem Teyjas Eisen klirrt und Gotis Heimweh singt, predigen ihm die Tragödie der Vergangenheit in die Seele« (ebd.).

Aus jener sturmdurchtobten Zeit des Völkerwanderns leuchtet groß und mächtig eine Gestalt heraus, die dem Abendland zu unermeßlichem Segen wurde: Benedikt, der Mönchsvater. Von seiner providentiellen Sendung und der unschätzbaren Leistung

seines Ordens ist Federer zu tiefst überzeugt. Dieser Mann und seine Schule des göttlichen Dienstes hat den jungen Federer, da er noch Sarker Student war, also von den Söhnen des Heiligen von Nursia eingeführt wurde ins Reich der christlichen und antiken Kultur, so sehr begeistert, daß er sich entschloß, selbst Benediktiner zu werden. Ein Glied zu sein in der fast unzählbaren Schar der schwarzen Mönche, die 1400 Jahre nach dem Tod ihres Stifters nicht weniger die hohe Aufgabe haben, Kulturträger im edelsten Sinne zu sein, das war Federers Ideal. Sein Gesundheitszustand hat es ihm nicht erlaubt, seinen Plan auszuführen. Mit Verehrung schreibt er von seinen benediktinischen Lehrern am Gymnasium: »Indem sie Jünger des hl. Benedikts geworden, hatten sie sich ganz der Kultur der Seele versprochen, und da es keine Wildnisse mehr wie im alten Alemannien auszurotten und keine Drachen mehr zu töten gab, so wirkten sie um so fleißiger als Missionäre in den Wildnissen des Menschenherzens¹².«

Über Benedikts Größe und sein Verdienst um Kirche und Kultur macht Federer ernste Gedanken, als er eines Tages an jener Stätte weilt, die der Gottesmann in jahrelanger Einsamkeit geheiligt hat durch Gebet und Buße. In Subiaco ist unser Landsmann ganz im Bann des großen Nursiners. »In dieser Höhle, sagte ich mir, wurde die Kirchen- und Heiligengeschichte für viele Jahrhunderte vorausbestimmt. Von hier geht es in leuchtenden Spuren zu den gerodeten Wäldern Germaniens, zu den Taufen Winfrieds, zu den Altären Irlands, zu den Psalmen und Schreibkünsten St. Gallens. Von hier zur Erziehung und Veredelung der barbarischen Welt¹³.«

Aber auch in Norcia, der engsten Heimat des Heiligen, weilen seine Gedanken bei ihm. In tiefer Dankbarkeit gedenkt er des Mannes, der in drangvoll schwerer Zeit, im Getümmel der Völkerwanderung, »so viel Gold zu Staub und so viel Staub zu Gold werden sah«, der deshalb in die Einsamkeit floh und dann durch seinen Orden »unsere nordischen Länder urbar und gesittet machte, soweit nämlich die Erde sich urbar und der Mensch sich gesittet machen läßt«¹⁴.

Mit Freude und Begeisterung denkt Federer an Benedikt von Nursia, den großen Heerführer Christi, und an die unter seiner Regel kämpfenden Mönche, die dem Fürsten der Finsternis den Boden Europas abringen und ihn zum Reiche Christi umgestalten in Jahrhunderte langem, mühevollen und doch so segensreichem Schaffen und Beten, das ein unablässiger Kreuzzug ist zur Umwandlung der abendländischen Erde und ihrer Menschen.

Er denkt aber auch an die große Bedeutung jener Kreuzzüge, die den durch Christus selbst geheiligten Boden hätten zurückgewinnen sollen. Unser Dichter-Historiker übersieht jedoch nicht deren schlimme Auswirkungen in Europa und vor allem in Italien. Sie haben ferne Länder erschlossen und waren Anlaß, daß der Handel aufblühte, und mit ihm ein fieberhaftes Streben nach Reichtum. So ging nicht die Liebe auf Eroberung, sondern die Habsucht. »Luxus und Geiz, Prassen und Knorzen treten in bisher unerhörten Hitzegraden ins Leben¹⁵.« »Ha, es war eine großartige Zeit. Alles wollte Ritterburgen bauen, oder Marmordome errichten oder berühmte Gesänge schaffen, oder mit den schlaun Genuesen und kecken Venezianern auf reichen Handel ausgehen ... Besitz, Besitz! Der fängt jetzt an. Schwertehre und Amtstitel nehmen vor dem Kapital den Hut ab¹⁶.«

Federer wendet in seinen Geschichtsbetrachtungen sein Interesse hauptsächlich den Kampfzeiten zu. An solchen hat es in Italien wahrlich nicht gefehlt. Wir dürfen nun freilich von ihm nicht erwarten, daß er uns in jedes Jahrhundert führe und alle großen Kämpfer, alle Sieger und Besiegten vor Augen führe. Er öffnet uns den Schatz seines historischen Wissens wann und wie es ihm beliebt, er schweigt über Epochen und Gestalten ganz nach eigenem Gutdünken.

Vor allem sind es jene Männer, die den gigantischen Kampf zwischen Kirche und Staat geführt haben, die in das Blickfeld unseres Dichters rücken. Er ist in Italien oft an Gräbern gestanden, die in engem stillem Raum mächtige und laute Kapitel der Weltgeschichte in sich schließen. Im »wunderlich schönen Dom von Palermo« liegt so ein Grab. Es birgt das Sterbliche des genialsten Barbarossasohnes Heinrich VI., »der Streber, der nie genug bekam, der Jüngling, der nie jung war«, hat die normannischen Ritter und den bescheidenen Papst mit ungezügelter Gewalt gepackt und gezaust. Aber als der Tod mit knochiger Hand ihn selber unbarmherzig wegriß aus diesem Leben, in welchem er alles allein machen zu können glaubte, da rollte die Weltkugel von diesem Manne weg. Der junge Innozenz, der eben in Rom auf den Papststuhl stieg, ergriff sie mit beiden Händen und wurde der Vormund des kleinen, erst dreijährigen Friedrich. Federers Freund, Harry Maync, sagt in seiner bereits erwähnten Schrift, er habe wenige Wochen vor Federers Tod einen Brief von ihm bekommen mit der Versicherung: »Ich werde keine Ruhe bekommen, bis ich Ihnen einen ganz beseelten echten Heinrich-Roman (Heinrich VI.) vorlegen kann.«

Es geht in jene Zeiten, da »der gewaltigste Mann zwischen Caesar und Napoleon, sofern man an einen Fürsten denkt, und der großartigste Kirchenregent seit Gregor dem Großen« sich zum Hohenstaufenkampfe rüstet. Auf diesen Seiten der Geschichtsbücher weilt Federer am liebsten. Für Innozenz III. hat er eine ganz besondere Liebe. Das »Letzte Stündlein des Papstes«, jenes köstliche Geschichtlein, legt beredtes Zeugnis davon ab, wie glänzend es unserm Dichter gelungen ist, auch in diesem, alle überragenden Genie noch den Menschen, den lieben, hilfsbedürftigen Bruder zu sehen. Als der unerbittliche Tod ihn rief, hatte er schon achtzehn Jahre regiert und »beinahe alle Könige und Kaiser der damaligen Welt wegen seiner eisernen Gerechtigkeit in Zorn und Entsetzen gebracht«. Und nun wäre noch das Größte für ihn gekommen, der Kampf mit Friedrich II. »Nun käme der kühnste, gescheiteste, genialste von allen Söhnen dieses hohen Geschlechts — der Hohenstaufen — ein wunderbar vielseitiger Mann, ein Herrscheer, Denker, Dichter und kühler Jurist gerade wie Innozenz... Eine Tragödie sondergleichen scheint mir dieser frische zugreifende, unerwartete Tod zu sein. Er hat so etwas Unberechnetes und Zertrümmerndes an sich. Die ganze Historie der großen Welt nahm nun einen andern, kleinlichern und schwächlichern Verlauf... Wenn Innozenz am Leben geblieben wäre, welch ein Schauspiel zwischen diesen zwei Riesen an Talent, Kraft und Geist hätte man erlebt¹⁷.« Oder wäre es vielleicht doch nicht zum Kampfe gekommen? Hätte ein Genie das andere verstanden? Federer möchte es glauben. »Friedrich hätte nicht die melancholischen Liebeslieder der Mauren, sondern glühende Kreuzfahrerweisen gesungen.« Und wäre es trotz allem zum Ringen gekommen, dann hätte dies wohl titanenhafte Formen angenommen, »wäre ein an genialen Zügen reicher, rascher Feldzug geworden, nicht

ein dreißigjähriger, mühseliger Guerillakrieg, und man hätte nicht bloß die Tapferkeit Gregor VII., sondern auch die altrömische Festigkeit und weitschauende Politik Leos des Großen in einem und demselben Papste bewundern können¹⁸. — Wir werden von Innozenz später nochmals reden.

Sinnend sitzt Federer eines Abends vor der San Petroniokirche zu Bologna und schaut hinauf zu den Zinnen grauer Paläste. In einer der Mauerluken glaubt er den blonden Lockenkopf und die blauen Staufenaugen Enzios zu sehen. Und dann entrollt sich vor dem geistigen Blick unseres Dichters jene Tragödie des unglücklichen, natürlichen Sohnes Friedrich II. Er sieht ihn hier gefangen, mit groll- und gramerfüllter Seele seine Lebenstage verbringen. Nichts blieb ihm in seiner Kerkerhaft als das Lied. Er hätte singen wollen vom kühnen Rotbart, seinem großen Ahn, man verbot es ihm. Und wenn er von »der Herrlichkeit des Nordens sang, den er zwar nie betreten hatte, seinem Schnee, seinem veilchenfrohen Frühling, seinem amseldurchsungenen Buchwald und seinen blonden, schlichten Menschen«, verbot man ihm auch dieses Lied. Froh wurde dieser arme Gefangene erst, als ein Strahl beglückender Liebe hineinfiel in sein Gemach, als ein Minnelied, aus Mund und Herz einer schönen Bolognesin, ihm zulieb gesungen, wie eine süße Morgenröte ihm einen neuen Lebenstag ankündete, und in seinem Kerker und Herzen ein seliges Echo fand. Wir sind in jener Zeit des Minnesangs, aber auch der dunklen, tötenden Kerker. Federer hat gerade an diesem Enzo¹⁹ gezeigt, mit welch feinem Sinn er jene Epoche verstand, in der nebst rauhem Kriegslärm, nebst hartem Ringen auch so viel zartes Singen durch die Paläste und Burgen der italienischen Fürsten erklang.

In seiner »Römischen Ballade — anno 1208« gibt uns Federer ein dramatisch bewegtes Bild, wie eine von einem römischen Prinzen Entehrte aus niedrigem Stande in ihrer Seelennot Zuflucht nimmt zum mächtigen Innozenz²⁰.

Wer von der tiefen Verehrung und Bewunderung Federers für Franz von Assisi weiß, dem ist es verständlich, daß unser Dichter jene Zeit ausgezeichnet kennt, in die die Erdentage des Poverello fallen. Wir können ja eine in der Kirchen- und Weltgeschichte bedeutsame Persönlichkeit nur dann in ihrem Wesen und in ihrer Bedeutung ganz erfassen, wenn uns deren Mit- und Umwelt bekannt ist. Wir werden später noch sehen, wie tief Federer in Franzens Geist eingedrungen ist, wie sehr er mit ihm vertraut und verwandt geworden ist, ja, wie überhaupt seine ganze Italienschau nur vom »Bettelmann von Assisi« aus verstanden und richtig gedeutet werden kann.

Zu einem Genuß sondergleichen wird Federers Blick in die Geschichte vor allem dann, wenn er aus seinem reichen historischen Wissen eine Novelle, oder wie er es bescheidener nennt, »ein Geschichtlein« schreibt über eine ihn besonders ansprechende Persönlichkeit oder Epoche. Dann entstehen unübertreffliche Schilderungen. L. Rogger bekommt recht, wenn er meint, »Federer male mit gewaltigerem Pinsel Weltgeschichte als Schweizergeschichte, so ein Papst gelinge ihm besser als ein Schweizerbauer«²¹. Wie Rogger gesteht, erhält man dann wirklich den Eindruck, Federer sei besser zu Hause im Süden als in der Schweiz.

Diese Ansicht und Einsicht drängt sich vor allem auf, wenn man zur Novelle »Gebt mir meine Wildnis wieder« greift, die uns einen Blick tun läßt in die letzten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts. Vor unserm Geiste werden jene Zeiten wieder lebendig,

da die miteinander verfeindeten Kardinäle in ärgerniserregender Weise haderten um einen neuen Papst. Jenes »Trauerspiel zwischen der Härte der Politik und der Weichheit ihres Trägers« ersteht vor uns. Unser Dichter zeigt hier, wie er mit klarem Auge des Geschichtskundigen, aber auch mit feinsinniger Künstlerseele das zu deuten versteht, was uns Menschen von heute unverständlich scheinen möchte.

Er ruft jene Männer wieder auf den Plan des Weltgeschehens, die, in unheilvolle Parteipolitik verstrickt, die Kirche aufs äußerste gefährdeten. Hier wird es uns klar, wie die Geschichte der Päpste in jener Zeit gar nicht getrennt von der Weltgeschichte betrachtet und bewertet werden darf. Es war eine Zeit der schlimmsten Gefahren für Kirche und Christenheit, als nach Nikolaus' IV. Tod der purpurne Senat sich nicht auf einen Nachfolger einigen konnte. Er war »so tief gesunken, daß er mehr mit Maklern als mit Gottberatenen verglichen ward. Es kam zu keiner Wahl. Die graue Elster der Politik, nicht die weiße Taube des Heiligen Geistes schwebte über den Häuptern«.

Federer hält dafür, daß die nach so langen Wirren endlich zustande gekommene Wahl des Einsiedlers Pietro Morrone nicht nur für die Kirche ein Unglück bedeutete, sondern daß sich die Wähler dadurch selbst für alle Zeiten gerichtet haben. Was sie am meisten befürchteten, war das, was der Kirche in Wirklichkeit am meisten nottat: ein Papst, der in die Wirrnis und Verdorbenheit der Kirche wie ein anderer Elias gefahren wäre. Und so wurde ein Mann gewählt — nach mehr als zweijährigem Streiten —, »der Rom nie gesehen und es nie zu sehen wünschte«. Ein Heiliger, gewiß, aber auch ein Mann, der nur in der Einsamkeit der Bergwelt glücklich war und mit jubelnder Seele Gott gedient hatte bis zur Stunde, da man ihn mit Gewalt in den Hader des Weltgeschehens zerrte. Armer Petrus Morrone, mochte er sich immerhin Cölestin nennen, um damit gleichsam anzudeuten, wie sehr er sich sehne nach seinem verlorenen heiligen Berghimmel. Gar bald mußte er erkennen, daß die ihn umgebenden Höflinge piffige Kinder dieser Welt waren. »Die Einfalt dieses Kindes des Lichtes ward von den kniffereichen Weltkindern mißbraucht, und die Kirche Gottes litt mehr unter diesem betrogenen Papst als in allen papstlosen Zeiten.«

Als es schließlich König Karl von Anjou, der Konradins, des letzten Hohenstaufen, Haupt in den Sand rollen ließ, gelang, den schwachen Greis auf Petri Stuhl ganz in seine Gewalt zu bekommen, schrieb man eines der dunkelsten Blätter der Papstgeschichte. Nicht nur hatte der schlaue König den wehrlosen und hilflosen Papst an den Hof von Neapel gezogen, sondern er wollte sich auch »einen ihm genehmen sklaventreuen Papst als Nachfolger dieses Greises sichern«. Und so kam es, daß die einsichtigeren unter den Kardinälen es doch gestehen mußten, wie unheilvoll ihr Handeln gewesen, da sie aus Furcht vor einem starken Papst sich so sehr täuschen ließen und in blinder Eifersucht dem Mann die Tiara aufsetzten, der sie zu tragen nicht imstande war. »Und der sollte den christlichen Erdkreis tragen?«

Den Seelenkampf dieses Mannes, der seine Unfähigkeit klar erkennt und von unstillbarem Heimweh nach der Bergeinsamkeit gepackt wird und fliehen möchte aus der falschen, glänzenden Welt in die wahre, einfache der Gottesnähe, schildert Federer einzig schön. Der Mann, der wieder fort wollte von Purpur und Tiara, »um nicht in einer Lüge zu sterben«, ersteht vor uns in seiner ganzen menschlichen Armseligkeit

und zugleich in seiner ganzen, großen Heiligkeit. Er ist erst in dem Augenblick wieder wahrhaft glücklich, da er Kreuz und Krone, Stola und Ring, Seidenrock und Kette von sich legen darf, um wieder der schlichte Mönch zu sein. »In der Kirchengeschichte gibt es manchen genialen Augenblick. Diese Entkleidung vom Papst zum Waldbruder war einer der großartigsten, eine Gnade für die Christenheit, aber auch eine gewaltige Predigt. Die kirchlichen und weltlichen Regenten hatten es bitter nötig, nach so vielen gierigen Händen, die nach den Papstinsignien griffen, auch einmal zwei Hände zu sehen, die diese Kleinodien munter von sich taten . . . Cölestin ist vor- und nachher der einzige geblieben, der die Erhabenheit und Pracht der Tiara zwar gekostet, aber wie eine Last lächelnd von sich geworfen hat. Wie ein Erlöster stand er jetzt da²².«

Läßt sich ein größerer Gegensatz denken als zwischen den beiden Männern, die sich den Hirtenstab Petri reichen: Cölestin und Bonifaz VIII.? So kurz das Spiel des erstern auf der Papstbühne war, so heißumstritten ist der Weltruf des letztern, der, aus dem Stoff der Caesaren gehauen, »wohl den politischen Schwung und die eiserne Tatkraft eines Innozenz besaß aber nicht sein prachtvolles Genie der Praktik. Wäre Bonifaz wirklich groß gewesen, dann hätte er, so meint Federer, »nicht den schwachen Eremiten Petrus, sondern einen Karl von Anjou und Philipp den Schönen zeitig genug unschädlich gemacht. Den Vorgänger hätte er der Welt als Heiligen, als konkurrenzlose Größe vorgestellt«. So hat er wohl »geniale Züge, ohne ein eigentliches Genie zu sein. Sein Benehmen gegen Cölestin — dieser wurde in Gefangenschaft gehalten, um nicht Ursache eines Schismas zu werden — ist staatsklug und polizeilich mustergültig, aber es läßt das Weitblickende, Hellscherische eines Genies durchaus vermissen« (ebd.).

Nochmals stimmen wir Rogger zu, wenn er sagt, dieser arme Pietro Morrone werde noch leben, wenn die Gestalten aus »Berge und Menschen« und »Pilatus« schon vergessen sind. Man kann sich tatsächlich an diesem Stündchen Weltgeschichte, wie Federer sie als Dichter uns wieder lebendig werden läßt, nie genug ergötzen. Hätte er nur diese Gestalt, den unter der Tiara seufzenden Cölestin, wachgerufen und in unserer Zeit seine Klage wieder laut werden lassen: »Gebt mir meine Wildnis wieder«, wir hätten Grund genug, Federers großartige Schau in vergangene Tag zu bewundern. Da sehen wir den großen Geschichtsfreund der das Gestern zu deuten vermag, der deshalb das Heute versteht, und der dem Geschehen von Morgen den rechten Sinn geben wird.

Wir werden noch einmal auf Cölestin zu sprechen kommen, wenn wir im nächsten Kapitel Italiens Heilige, mit denen Federer besonders vertraut war, in unser Blickfeld rücken.

Ein gar wichtiges und wuchtiges Kapitel der Welt- und Kirchengeschichte hat Katharina von Siena geschrieben. Sie wird fortleben, »wenn alles Gold und aller Purpur vermodert ist«. Man weiß nicht, soll man bei dieser, ihr ganzes Jahrhundert weit überragenden Persönlichkeit mehr die wunderbare Heiligkeit und die zu jedem Dienst am kranken und sündigen Menschen bereite Liebe bestaunen, oder ihre weltgeschichtliche Bedeutung. Beides ist indes nicht zu trennen. Man kann nur staunen über dieses Mädchen aus der Färbergasse von Siena, das das 25. Kind der Benincasa

war, berufen, nicht nur seiner Vaterstadt eine Leuchte zu werden, sondern Lehrmeisterin und Patronin ganz Italiens. Nicht weniger bewundern wir Gottes Vorsehung, die so das Schwache stärkt und ein schlichtes Mädchen aus dem Volk zur Ruferin des Jahrhunderts werden läßt. Arg war die Zeit, in der Katharina ihre Stimme vernehmen ließ und in die sie ihre Briefe schrieb. Der Papst lebte in Avignon, immer noch im Bann des französischen Königs. Die unheilvollen Auswirkungen jener Bonifazpolitik waren noch nicht überwunden. Italien selbst war uneins. Nun kommt Katharina, von Gott gerufen, und greift mächtig ein in die Wirrsale ihrer Tage. »Sie hat Fürsten versöhnt, ganze Staaten dem Afterpapst entrissen, Pisa und Lucca Gregor zugeführt, und zuletzt auch das wilde Florenz und Neapel in den Frieden der Kirche geleitet²³.«

Den Mut dieser gotterfüllten Seele kann Federer nicht genug bewundern. Er spricht nur kurz von ihr, aber man spürt es aus seinen Worten, daß sie ihm aus innerster Seele kommen. Mit so wenigen Lebensjahren ein solches Werk zustandebringen, wie Katharina es vermochte, das ist wahre Größe!

Oft steht Federer an Gräbern, die großen Menschen zur letzten Ruhestätte geworden sind. Was kann es für den Kenner der Geschichte Köstlicheres geben, als Zwiegespräche zu halten mit den Großen im Grabe, als ihr Leben und Streben zu betrachten und sie und sich zu fragen: »Was ist von dir geblieben in den Tagen, die du nicht mehr sahst? Bist du wirklich ein Toter, oder lebt dein Geist, dein Werk noch fort unter uns?« Federer gesteht, es sei ihm »ein ehrfürchtiger Genuß gewesen, gerade dem Tode in seinen lautersten Formen nachzugehen: den alten Gräbern. Mir schien, ich hätte jedesmal dabei an Leben gewonnen«²⁴.

Wer vermöchte es, eindringlicher vom Sinn des Lebens zu reden als jene, die den wahren Wert alles Strebens erfaßt haben? Wenn wir ihre Sprache verstehen, sind die Gräber uns nicht Stätten des Todes, sondern sie weisen uns den Weg zum Leben voll Sinn und Zweck. Keckeis hat Federers Geschichtssinn fein erfaßt, wenn er sagt, daß unter dem Künstlerauge unseres Dichters die Geschichte lebendige Gestalten gebiert und daß sie herauswächst aus den »gesegneten Gründen der Vergangenheit herauf zu uns«²⁵.

Die größte Bedeutung für Federers Verhältnis zur Geschichte und für deren Verständnis kommt dem Papsthistoriker Ludwig v. Pastor zu. Für das herrliche Werk dieses Gelehrten ist unser Landsmann so begeistert, daß daneben jeder andere Historiker in den Hintergrund tritt. Er hat die Bände der Papstgeschichte aus Pastors Feder als seine liebsten Bücher betrachtet. Zu ihnen griff er immer wieder und vertiefte sich, von der Hand des nach Federers Meinung unübertrefflichen Meisters der Historie geführt, in das bunte Geschehen am Hofe der Päpste und auf all den Wegen, die von ihm weg zu den ungezählten Fürstenhöfen aller Länder führten und von dort zurück ins ewige Rom. »Pastors Papstgeschichte ist eines der wenigen Werke, die mich durchs ganze Leben begleitet haben, immer gleich alt an Wissen und Erzählen, immer gleich jung an Anregung und Erhebung«²⁶.

Federer steht tatsächlich ganz im Bann dieses Mannes und seines einzigartigen Werkes. Er ist über alle Maßen beglückt von dem, was Pastors Bücher ihm offenbaren. »Es verwirren sich in diesen Porträten Ewigkeit mit Weltlichkeit, Chrisam

mit Schießpulver, Weihrauch mit Parfüm, Heiligstes mit allen Gebrechen unserer Natur ... doch hinter den Äußerlichkeiten dieser Erscheinungen — und das ist Pastors Genie, und das ist der Uneingeweihten Geniemangel — steht das Ursprüngliche und Unveränderliche des Papsttums immer fest, und man hört die Fischerstimme Petri sogar aus den Borgiaanketten heraus und sieht das Menschennetz des christlichen Statthaltertums noch ausgespannt, wo andere nur noch ein Spinnweb von Diplomatie und persönlicher Intrige vermuten²⁷.«

Vor Pastor verblaßt Ranke, der sonst Federers Gewährsmann ist, und auch Gregorovius muß es sich gefallen lassen, auf die Seite geschoben zu werden. Auch der »vielfach so tüchtige Pöpstehistoriker Brosch« kommt nicht auf gegen ihn. Wenn Federer in Pastors Werk das Beste sieht, was über die Pöpste je geschrieben worden ist, so fügt er gleich bei, er, Federer, sei freilich kein »Fachmann, nicht einmal Hospitant in der Historie«, und er wolle es nicht wagen, auch nur in den Schatten eines Historikers von Pastors Gnaden zu treten. Er versucht, als unbefangener, rein aufs Menschliche abgestellter Liebhaber der Historie, die Helden aus deren Seele heraus zu verstehen.

Federer gesteht, daß Pastor für ihn eine unerhört interessante Schule gewesen sei und es bleibe. »Was für Stunden der Weltgeschichte sind das! Humanismus, Renaissance, der Türke über Europa, die französischen Invasionen in Italien, die Entdeckung neuer Welten, die spanische Hegemonie, die Glaubensspaltung und eine ganz andere Einstellung des europäischen Schachbretts in religiöser und staatspolitischer Beziehung, die Missionen, die Gegenreformation, der Jesuitenorden! Welche Legion von Mitspielern! Welche Berge von Briefen, Urkunden, Verträgen! Welche Fülle von diplomatischen Schlauheiten und kriegertischen Gewalten! Was für große Heilige! Welches Gelehrtentum! Welche Künstler! Wie laut und bunt geht es in der Welt zu, besonders aber um Rom und um den Papst herum! — Wie rinnt tief unter aller Welt- und Kirchenpolitik doch ununterbrochen das warme, apostolische Blut, wie rauscht es süß und innig durch die Gebete und Andachten jener Tage, wie singt es aus der Orgel, wie seufzt es erst und lacht dann aus tausend Reformen heraus ...« (ebd.).

In seliger Freude erinnert sich Federer seiner Kaplanenjahre, in denen Pastors Werk ihm Führer war in die großen Tage Roms und seiner Pöpste. Und er gesteht selbst, was wir früher schon angedeutet haben: »... es dünkte mich, ich sei bei jemand gesessen, der mir das ganze Weltbild aufgerollt, und indem er mir Vergangenheit erzählte, mich zugleich wie ein Prophet in die Zukunft geführt habe. Denn das ist ja das Große echter Geschichte, daß sie im tiefsten Grunde nicht rückwärts, sondern vorwärts schaut.«

Wenn man Federers Bestreben, möglichst selbständig zu einem Urteil zu kommen, kennt, und seine Freude an dieser Eigenwilligkeit, mag es sich um Sprache, Literatur oder Kunst handeln, so ist man nicht wenig überrascht, ihn hier ganz in Abhängigkeit Pastors zu sehen. Nun ist freilich zuzugeben, daß wir ja in der Geschichte mehr als in andern Wissenszweigen auf das Urteil anderer angewiesen sind. Bis zu einem gewissen Grade ist es zu verstehen, daß das Werk des zweifellos großen und sehr verdienstvollen Historikers der Pöpste auf Federer einen mächtigen Eindruck machte. Mit Spannung und Ungeduld wartete er auf jeden neuen Band. So kritisch Federer

auf den eben genannten Gebieten des Wissens ist, so kritiklos möchte man beinahe sagen, nimmt er die Bände aus Pastors Hand entgegen. Ja, er ist so freigebig im Lob, daß man sich unwillkürlich fragt, ob es denn wirklich gar nichts auszusetzen gebe an dieser Papstgeschichte. Selbst wenn Federer glaubt, dem einen oder andern Urteil Pastors etwas skeptisch gegenüberstehen zu sollen, oder es ablehnen zu müssen, muß er ihm schließlich doch recht geben. So zum Beispiel in der Savonarolafrage. »Savonarola bin ich lange in Florenz nachgegangen und habe mich hartnäckig gegen gewisse Folgerungen Pastors gesträubt. Aber jedes neue Forschen in den Schriften und Akten jener Zeit zwang mich, weiter und weiter nachzugeben bis zur völligen Kapitulation²⁸.«

Pastor ist imstande gewesen, dieses unvergleichliche Werk zu schaffen auf Grund seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, seiner glänzenden Stoffbeherrschung und vor allem wegen seiner inneren Beziehung, seelischen Verwandtschaft, geistigen Zugehörigkeit zum Objekt. Da stimmen wir Federer unbedenklich zu, daß »nur ein Katholik, der das innerste Wesen des Katholizismus kennt und mitlebt, dieses wahrhaft katholische Thema in seine letzten Nerven und Blutgefäße hinaus verfolgen kann«.

Bekanntlich hat Pastor unserem Landsmann den 10. Band seines genialen Werkes gewidmet und ihm hohes Lob ausgesprochen, Sixtus V. in der Novelle »Sisto e Sesto« richtig erfaßt zu haben. Federer meint zwar, er hätte auch ohne dieses Lob und diese hohe Anerkennung dem Pastorwerk die gleiche Sympathie entgegengebracht, und er hätte, sagt er, auch ohne diese Ehrung mit nicht geringerer Inbrunst von Pastors Büchern reden und schreiben müssen.

Dem mag so sein. Aber obschon Federer seine Überzeugung in begeisterter Weise darlegt, wird es vielleicht doch nicht jedem Leser der Pastorbücher gelingen, auf jeder Seite seines Werkes jene »herrliche Objektivität und absolute historische Verlässlichkeit« des Verfassers festzustellen. Ohne Zweifel hat Federer aus dem Studium dieser Bücher größten Nutzen gezogen. Und es ist gewiß dem Einfluß Pastors zuzuschreiben, daß Federer vor allem das Rom der Päpste sieht und seinen Geist hinschweifen läßt über den wechselvollen Lauf des großen Weltgeschehens, das im Papsttum seinen Angelpunkt hat.

Wenngleich Federers Auge mit Vorliebe auf dem päpstlichen Rom weilt, zeigt er doch auch reges Interesse und Verständnis für das Schicksal anderer Städte auf italienischem Boden. So zieht vor ihm das wechselvolle Bild der »Blumenstadt« am Arno vorüber. Er denkt vor allem an die Zeiten, da Savonarolas mahnende Predigerstimme ganz Florenz in den Bann zog und zur Buße hinriß. Da diese einzigartige Persönlichkeit sowohl auf kirchlichem wie auf staatlichem Boden von größter Bedeutung war, können wir den Bußprediger von San Marco hier nicht übergehen, auch wenn er uns im nächsten Kapitel nochmals begegnen wird.

Federers Blick ruht gerne auf politisch sehr bewegten Zeiten. Und eine solche war es in der Tat, als der wortgewaltige Prophet am Arno Florenz aus dem Sinnentaumel entfesselter Leidenschaften und grenzenloser Verweltlichung herausreißen wollte. Ein mächtiges Ringen mit den im Diesseitskult verkommenen Medicäern hub an. Savonarola hat das »verwöhnte und verweichlichte Volk mit seinem ewigen Fastnachtsblut in einen so plötzlichen, ersten Aschermittwoch getrieben«, daß in Florenz etwas ähnliches geschah, wie später im calvinischen Genf. Savonarolas Maßlosigkeit war sein

ganzes Unglück. Gewiß hatte er allen Grund, seine Stimme drohend zu erheben gegen Alexander VI. und die ins weltliche Treiben verstrickten Kardinäle und gegen die Regierung der Medici. Daß er in seinem glühenden Eifer nicht Maß zu halten verstand, darüber ist Federer erschüttert. Tief ergriff ihn die Schilderung der Hinrichtung des Revolutionärs von Florenz. Welche Tragödie! Unverständlich kommt es uns vor, daß Federer Savonarolas Weihe der Stadt Florenz an den dreieinigen Gott mit dem Vernunftsfest der französischen Revolution vergleicht. Freilich sagt er, es sei dies ein »unwürdiges, politisches Gegenstück«.

Dichterisch kühn, geschichtlich unhaltbar, schildert Federer die Sterbeszene Lorenzos im Beisein Savonarolas²⁹. Es ist, als möchte der Dichter seine, ohne Zweifel von Pastor beeinflusste Stellung gegen den Dominikaner rechtfertigen. Ist es denn denkbar, daß der um das Seelenheil des sterbenden Fürsten besorgte Priester diesem das ganze Unheil seiner verfehlten Politik vor Augen hält und zwar im Momente, da dessen Seele sich rüsten sollte zum Fluge in die andere Welt? War Savonarola nicht in viel edlerem Sinn der an Christi Stelle verzeihende Diener der Kirche, als der Mann, der den mit dem Tode Ringenden bis zum letzten Augenblick quält, um ein für sich günstiges Geständnis zu erhalten? Während der Fürst dem Tod ins Antlitz schaut, dringt Savonarola in ihn, auf die Herrschaft über Florenz zu verzichten und diesen Verzicht auch auf seine Nachkommen auszudehnen. Das aber kann ein Medici nicht! So zieht der Predigerbruder denn weg vom Sterbelager seines großen Gegners, ohne ihn mit der Kirche ausgesöhnt zu haben.

Diese Verzeihung des großen florentinischen Propheten ist sehr bedauerlich. Versöhnend wirkt jenes andere Bild, das Federer uns von diesen zwei Großen gibt. In der schon früher erwähnten Zusammenkunft der »Geister von Santa Croce« im nächtlichen Gotteshaus sieht unser Dichter am Ende des langen Wallens zwei Männer stumm und still nebeneinander einerschreiten. »Siehe, da naht noch ein Paar das dunkle Mittelschiff herauf. Hand in Hand verknüpft. Lorenzo der Prächtige und Savonarola. Sie kommen beide das gleiche zu sagen: Daß sie um ein goldenes Zeitalter sich bemühten, der mit aller Kunst des Lebens, und der mit aller Kunst der Ascese. Aber daß sie beide irrten, Lorenzo im zu wenig, Girolamo im zu vielen. ‚Das rechte Maß hast du allein, o Gott!‘ wollen sie sagen. Aber da alles schweigt, knien sie einfach nieder, der Mönch und der Herrscher. Und dieses Schweigen ist eine größere Demut, als wenn sie das demütigste Gebet gesprochen hätten³⁰.«

In jener visionären Schau sieht Federer auch den Verfasser einer »genialen Spitzbüberei«, Machiavelli, der seinen Irrtum eingestehend bekennt: »Es gibt nur ein Genie, die Menschen zu lenken, die Liebe, und nur eine Liebe, die göttliche.«

Wenn Savonarola, der geistvolle Kämpfer gegen den sittlichen Zerfall in der Renaissancezeit, von Federer nicht so dargestellt wurde, wie er es nach unserer Ansicht verdient hätte, so möchte man vielleicht glauben, unser Dichter schaue um so erfreuter auf jene Epoche des italienischen Lebens, die er bezeichnet als »die Kulturzeit, die unter Führung von Florenz und Rom das Glied zwischen dem steifen Mittelalter und der flüssigen Neuzeit bildet«.

Doch dem ist nicht so. Wohl ist auch Federer erfreut ob so manchem herrlichen Werk der Renaissance. Wir haben gesehen, wie das Schaffen der bedeutendsten Renais-

sancekünstler von ihm gewürdigt wurde. Aber es war im Grunde genommen doch eine Zeit, in der man zu lange und zu übertrieben in der Richtung eines schönheitlichen und genußhaften leiblichen Lebens gegangen war. Und es war eine Zeit (1492), in der nach zweihundertjähriger Ruhe vor äußern Feinden wieder die ersten Eroberer ins Land einfielen. Nun wird vierhundert Jahre lang das internationale Hineinregieren nicht mehr aufhören.

Die Renaissance ist nie etwas Volkstümliches gewesen. Auch in der Neuen Welt hat sie keine Triumphe gefeiert. Sie war nichts für das biedere und niedere Volk, denn sie ging nur dem Schönen, Anmutigen und Angenehmen nach, dem Behaglichen und Feinen. Den Armen und Kranken aber ist sie aus dem Wege gegangen. Zur Pestzeit floh sie aufs Land. Sie fürchtete die Särge, weil sie das traurige Ende des in jener Zeit oft so wenig erbaulichen Lebens bedeuteten. Sie liebte nur die Schleckereien des Lebens, nicht das gesunde, harte Brot des arbeitsamen Mannes. So trägt sie den Keim ihres Todes schon in sich, als sie noch in der Blüte zu stehen scheint.

Und wieder war sie die Zeit des äußern Glanzes der Kirchen und Villen und Säle, die Zeit des Marmors, des Goldes und der Seide. Aber es zeigt sich auch da, daß allem menschlichen Schaffen, auch dem genialsten, Grenzen gezogen sind, die nicht überschritten werden. »Gewaltiger als Michelangelo konnte niemand den Marmor schlagen, melodischer als Raffael niemand malen, weicher lieblosen als Correggio und bestrickender lächeln als Leonardo war unmöglich. Und auch der vornehme Verkehr ließ sich nicht mehr in feinere Formen gießen. Man stand auf einem Gipfel²¹.«

Schließlich ist die Renaissance auch die Zeit, in der man großen Verstand, aber wenig Herz hatte. Sie kannte nur den Menschen mit der offiziellen, gekünstelten Seele. Das wahre Herz hat sie nicht gekannt und nicht verstanden. Davon hat Franz von Assisi mehr begriffen als die ganze Renaissance zusammen. Sie hatte kein Herz für das Volk, wenn dieses in Seuchen und Elend darniederlag und an Teuerungen furchtbar litt. »Wo seht ihr es (das wahre Herz), als die Peitsche der Christen auf den Sklavenrücken Amerikas tanzte und furchtbar zu uns herüberknallte?« Sie hat das christliche Wort »anima« nicht gekannt, ihre Intelligenz war zu groß, aber ihr Herz zu klein.

So schaut Federer diese Epoche. Er versteht sie, liebt sie aber nicht. Die Tage des umbrischen Franz schätzt er viel mehr. Und auch jene Zeit, die durch das Konzil von Trient eingeleitet wurde und ein herrliches Blühen, besonders auf religiösem Boden, brachte, beglückt ihn weit mehr. Es ist die Zeit, in der das Volk wieder im Vordergrund steht, nicht die wenigen Fürsten, die diesen Namen in kaum einer Hinsicht wirklich verdienen, die das Volk jahrhundertlang schmählich ausgesogen haben.

In seinen Besprechungen des Manzoni-Romans zeigt Federer, wie sehr er mit dem unterdrückten Volk mitfühlt und dessen Drang nach Einigung versteht und begrüßt.

Er weiß auch die Größe Napoleons zu schätzen, der zuerst die vielen kleinen Staaten und Städtchen der Halbinsel zu einer größern Einheit zusammenschlug. In diesem Mann hat, so meint Federer, das Genie Italiens seinen höchsten Triumph gefeiert. »Dieses Genie, das so kühl denken, so heiß handeln, das sich so herzlich gebärden und dabei doch nie das Schauspielerische verleugnen kann, dieses Genie, das berechnet wie ein Venezianer, schwärmt wie ein Neapolitaner, arbeitet wie ein Mailänder und

träumt wie ein Römer³².« Federer ist überrascht, wie lebendig dieser Name in Italien geblieben ist.

Ein Mann, der ebenfalls größtes Verdienst hat, das italienische Volk einig und stark gemacht zu haben, ist Cavour. Es ist sonderbar, wie Federer für diesen heißblütigen Kirchenstürmer eingenommen ist. Er sieht in ihm wohl etwas zu sehr den Urenkel des hl. Franz von Sales, und schreibt es der Fürbitte jenes großen Gottesmannes zu, daß Cavour nach einem so stürmischen Leben doch im Frieden mit Gott von diesem Welttheater schied. So läßt er den sterbenden Italiener sprechen: »Ich bin kein Staatsmann, kein Politiker, kein Einiger Italiens mehr, denn das ist ja alles, alles Nebensache: ich bin jetzt nur noch ein Einiger der armen Seele mit Gott, meinem Vater, und mit meiner Mutter, der Kirche³³.«

Eine Geschichtsstunde ganz eigener Art ward Federer in Orvieto zuteil, da ihm Nazio Massi, der bettelnde Krüppel, Signorellis Jüngsttagbild erklärt und ihm dabei erzählt von den Schrecken des Krieges gegen Menelik, von den furchtbaren Tagen von Adua³⁴.

So hat Federer, wo immer er in Italien weilte, Menschen und Bauten getroffen, die ihn im Geiste zurückgeführt haben in die Zeit, die nunmehr stillesteht. Er hat großen Nutzen gezogen aus dem, was er sah und hörte. Wir können hier nicht weiter auf Einzelheiten eingehen. Für jeden aufgeschlossenen Italienfahrer, der das Vergangene kennt, ist Federer ein geradezu ideales Vorbild, wie man die Geschichte eines Landes mit unschätzbarem Gewinn studiert, um so zu begreifen, was heute vor uns steht, was kulturell und wirtschaftlich, ja überhaupt in jeder Beziehung von Belang ist.

Religiöses Leben

Heinrich Federer war katholischer Priester. Um seine Beziehungen zu Italien verstehen und würdigen zu können, darf man dies nicht vergessen. Er fühlte sich in Italien religiös beheimatet, denn es ist das katholische Land wie kaum ein anderes, die Heimat ungezählter Heiligen, der Boden, der so viel Märtyrerblut getrunken, die Erde also, die jedem gläubigen Christen über alles teuer und heilig ist.

Federer liebt die italienische Landschaft und fühlt sich glücklich beim italienischen Volk; er ist begeistert für das Kulturschaffen aller Zeiten und vertieft sich mit größtem Interesse in dessen Geschichte. Nirgends aber ist seine Feder so beredt, wie wenn sie die größten Glaubenshelden des wahrhaft christlichen Volkes zeichnen darf. Wir werden bald das Bild des heiligen Franz, von Federers Meisterhand dargestellt, vor uns erstrahlen sehen. Lassen wir uns von der Hand unseres Dichters führen durch die religiöse Entwicklung des italienischen Volkes.

Nannten wir schon im vorausgehenden Kapitel Rom das Zentrum alles Weltgeschehens, so können und müssen wir das erst recht tun, wenn wir im Begriffe sind, uns einen Einblick in das religiöse Wachsen in Italien zu verschaffen. Rom ist die Stadt der Apostelfürsten. Mehr als die stolzen Ruinen, die stumm und doch so beredt Zeugnis ablegen von der einstigen Herrlichkeit und Größe der alten Weltstadt, beglückt ein anderer Gedanke unsern Dichter: Im Lateran ruht jenes Haupt, auf dem einst »die Hand Christi lag, das mit Christus sprach und ihn brüderlich küssen durfte. Das Haupt eines Fischers und des Ahnherrn der erhabensten Fürstenreihe der Welt. Und neben ihm jenes andere Haupt, in dem das Feuer und die Denkertiefe von Jahrtausenden wohnen, eine Schale, so überreich, daß heute noch die Welt sich an ihrem Weine satt trinkt, der mutigste Kopf der Christenheit, so gewaltig und so inbrünstig, daß er nicht einmal neben der ersten Gestalt der Weltgeschichte, Jesus Christus von Nazareth, verliert, der größte Jünger des größten Meisters«¹.

Wie vielen Heiligen ist Federer in Rom begegnet! »Auf jedem Schritt trifft man das Grab eines Heiligen.« Die meisten von ihnen sind wahre Helden des blutigen Glaubensbekenntnisses gewesen. Christen, die man den wilden Tieren vorgeworfen oder auf jede nur denkbare Art gequält und in den Tod gehetzt hat, tapfere Soldaten Christi, die die Palme des Martyriums als siegreiche Kämpfer gegen Tod und Teufel errangen.

Mag Federer nun an Laurenzius denken, der »zuerst in die furchtbare Zeit der Urchristen ein heiliges Späßchen zu werfen gewagt«, oder an die reine Agnès oder Cäcilia, an Sebastian oder an wen immer aus der großen Schar derer, die diesen Boden geheiligt haben, der anderseits durch so viel Greuel besudelt ward, immer ist

es für Federer ein wundervoller Gedanke, hier an jener Stätte zu weilen, die die Wiege des katholischen Lebens ist.

Mächtig ergriffen ward Federer von den Katakomben. Es ist nicht anders denkbar. Schon als Knabe zogen sie sein reges Interesse an. Sie bergen ja den Samen des lebendigen Heldentums. »O große, einzig hohe Zeit der Katakomben.« Er hat sich tief in den Geist und in die heilige Atmosphäre jener Jahrhunderte hineingelebt. Zeuge davon ist sein »Tarzisiusgeschichtlein«². Man kann nicht an Federer denken, ohne sich nicht sofort dieses Kleinods erzählender Kunst zu erinnern und sich stets aufs neue daran zu erfreuen. Je öfter man die prächtige Erzählung vom tapfern römischen Märtyrerknaben liest, um so mehr ist man ergriffen ob der Tatsache, mit welcher Vollendung Federer uns diese Plauderei vorträgt, und wie sehr das Geschichtlein Ausdruck ist von der innigen Beseeltheit unseres Dichters ob diesem Heldentum. Kinder sind ihm ja die liebsten Menschen. Und wenn sie Kind und Held zugleich sind, wie es bei Tarzisius der Fall ist, dann wächst auch Federers Begeisterung und darstellerische Kraft. Es wird nicht manche Erzählung geben, die jenen Heldengeist der Katakombenzeit so lebensvoll und dichterisch verklärt wiedergibt, wie es bei unseres Meisters »Geschichtlein« geschieht³.

Wir sprachen früher davon, wie mächtig das Spiel vom heiligen Alexius auf der Kollegibühne zu Sarnen ihn einst beeindruckte. »Es gibt nichts Lebenswertes als solchen Alexiusmut, Alexiusschmerz, Alexiusruhm«⁴. So ruft er noch in spätern Jahren begeistert aus, da er sich erinnert an jene Stunden beseligenden Theaterglücks in seiner Jugendzeit. Der Mut und die Kraft, das Heldentum der ersten christlichen Jahrhunderte fesseln ihn und entflammen in ihm die Liebe zu jener heiligen Mutterkirche, die solche Heldensöhne ihre Kinder nennt.

Auch die herrliche Gestalt Leo I. begeistert ihn. Er sieht in ihm den Mann, der mit starkem Arm gegen Attila und Geiserich das verteidigt, was in den Jahrhunderten blutiger Verfolgungen gerettet worden war: das unverfälschte, heilige Glaubensgut. Zugleich rettete Leo dem Christentum den durch soviel Märtyrerblut geheiligten Boden Roms.

Im vorhergehenden Kapitel wurde die große Bedeutung des heiligen Benedikt für die Kultur des Abendlandes erwähnt. Wir wissen, wie sehr Federer die Sendung des Mönchsvaters von Monte Cassino zu würdigen verstand. Er sieht im Ordensstifter aber nicht nur den einzigartigen Kulturträger, sondern vor allem den Heiligen, der im schweren Kampf sich durchgerungen hat, bis er war, was ihn vor Gott und den Menschen wahrhaft groß machte. Dieses heroischen Kampfes im jungen Benedikt wird sich Federer bewußt, da er in der Höhle von Subiaco weilt. Ernste Ewigkeitsgedanken beschäftigen ihn. »Mich drückte das tief zu Boden, es vernichtete mich und nichts als Scham blieb mir übrig. Ihn aber, den spätern Abbas, erhob diese Einsamkeit und machte ihn groß genug, um wie ein Erzengel an der Scheide zweier Epochen zu stehen, die alte begrabend, die neue hervorschaufelnd«⁵.

Daß dieses Alleinsein mit Gott für Benedikt ausschlaggebend wurde, bevor er daranging, »eine klassische Zeit der Seele zu begründen«, ist auch unserem Federer ganz klar. »Alle irdischen Späßchen erlöschen hier glanzlos, und Fragen, grau und groß wie die Felsen, wachsen vor dir auf: Mensch, woher ... Mensch, wohin«^{6/7}?

Nicht nur in Subiaco ist Federer dem benediktinischen Mönchtum in Italien begegnet. Er weiß auch um die Größe des Johannes Gualbertus, der in der Einsamkeit von Vallombrosa sein ganzes Leben lang für jene Gnadenstunde dankte, da Gott ihm die Kraft gegeben hatte, seinem Todfeind zu verzeihen und ihn, den Ritter, zu sich rief, um als Soldat Christi Kriegsdienste zu tun in der Verborgenheit des Schattentales, wo er »ein prunkhaftes und gieriges Volk wieder lehrte bescheiden zu werden«. »In siebzig Jahren eroberte das Stillschweigen, die Buße und Frömmigkeit des Vallombrosers ganz Italien. Tiara und Kaiserkrone beugten sich ihm⁸.«

Aber auch Romuald, der Schweiger und Büsser von Camaldoli, »der einem geschwätzigen Jahrhundert wieder das Stillschweigen einschärfte«, ist ein Mann aus benediktinischer Schule, der die Milde des Nursiners allerdings ganz bedeutend verschärfte und in seiner Art eine wundersame Idealgestalt geworden ist.

So wie dieser strenge, mit sich und seinen Brüdern harte Mann, hat auch Petrus Coelestinus die Ordensregel von Monte Cassino in den Klöstern der von ihm gegründeten Kongregation zur Richtschnur genommen. Auch er hat sich jedoch nicht mit der weisen Mäßigung des heiligen Benedikt zurechtgefunden. Er hat das Pflichtmaß an Gebeten und Abtötungen bedeutend vermehrt und hat, wie der schweigende Gründer von Camaldoli, dem Eremitenleben den Vorzug gegeben. Wie glücklich wäre dieser Mann gewesen, hätte man ihn in seiner Einsamkeit gelassen, in die er vor den Menschen floh, wodurch er sie aber nur um so mehr anzog. In der Erzählung »Gebt mir meine Wildnis wieder« ist es Federer nicht nur darum zu tun zu zeigen, wie dieser greise Mönch nicht geschaffen war, Träger der Tiara zu sein, sondern er will uns eine große Gestalt vor Augen stellen, die in ihrer zu Gott führenden Einsamkeit und Entsagung einen denkbar scharfen Gegensatz bildet zu dem bedauerlichen Lebenswandel so vieler Kirchenfürsten jener Zeit. So wie Benedikt einer verdorbenen Welt den Rücken kehrt, um mit Gott zu sein, so findet auch Pietro da Morrone seinen Seelenfrieden nur, indem er flieht, was der verweltlichte Klerus sucht und liebt.

Im gleichen Städtchen Aquila, in dem der Welt und Tiara fliehende Mönch und Papst begraben liegt »bei den andern Stillen und Stummen«, steht Federer auch am Grabe eines Mannes, der unendlich viel und gern gewandert ist in seinem Leben: Bernardin, der Rufer von Siena, hat dort ebenfalls die letzte Ruhestatt gefunden. Wie kommt es denn, daß dieser wortgewaltige Kündler der Wahrheit hier in diesem einsamen Städtchen liegt, während er doch nur glücklich war vor den großen Volksscharen in den größten Städten Italiens?

Dieser »Demokrat in der Kutte« ist eine Lieblingsgestalt Federers, weil er, wie wenige seiner Zeit, ein wahrer Volksmann war. Das hat er zum erstenmal bewiesen, als in seiner stolzen Vaterstadt Siena im Jahre 1400 die Pest ausbrach. »Bernardino lief ihr entgegen, umarmte sie gleichsam, wusch ihre Eiterwunden, salbte ihre Narben, heilte, heiligte sie.« Und doch war er damals noch »der kluge und feine Edelmann, an der Universität der erste Student, ein prächtiger Gesellschafter und lebenswürdiger Plauderer⁹.«

Dann folgt er dem Ruf der Gnade und wird Franziskaner, wird ein ganz hervorragender Kanzelredner. Aber er muß jahrelang dem »Landvolk und kleinen Bürger-

tum« predigen. Seine Sprache wächst ganz aus dem Volk heraus, das er mit ganzer Seele liebt und bis in die letzten Tiefen kennt. Er ist nicht der Mann, den die Obern an die Fürstenhöfe schicken können. »Ein Mann, der vor dem Ferrareser Herzog und den Medici in Florenz und selbst vor dem Piccolomini, einem so anders gearteten Sienesen, bestehen mochte, mußte das Evangelium ästhetischer verkünden, mußte griechische Dichter zitieren, Ciceros Perioden nachahmen, sangvolle Satzkadenzen formen und sich in der Mythologie fast so gut wie in der Christologie auskennen... die feine Welt hätte seine Blitze und Donner nicht ertragen« (ebd.).

Federer schildert den nun anhebenden Siegeszug Bernardinos, dieses herrlichen Volksmannes. Mailand ist, nach langen Jahren des Wartens, die erste große Stadt, in der man des Rufers Stimme mächtig erschallen hört. Wer hat je so gesprochen? Wann war ein solcher Herold des Königtums Christi durch die italienischen Städte gezogen? »Es gab keinen Fürstenhof, der ihn nicht hörte. Der Doge von Venedig, der junge, grausame Tyrann von Siena, sein Anbeter, der gewissenlose Machiavelli in Florenz, die leidenschaftlichen Este, die kühlen Medici, die Egoisten von Mailand, die harten Herren von Verona und Modena, die Bürgerschaft von Perugia und Bologna: alle verließen erschüttert die Predigt« (ebd.).

Wir möchten hier der Vermutung Raum geben, Federer habe ein so besonders feines Empfinden für diesen Mann, weil er, wie wir eben sagten, ein echter Volksmann war, der nur für den Mitmenschen lebte. Aber nicht nur deshalb. Fühlte sich Federer vielleicht nicht doch etwas verwandt mit ihm als mit einem Schicksalsgenossen? Gewiß, unser Dichter war kein Apostel des Wortes wie Bernardino. Es hat jedoch auch in diesem Leben, wie in dem des Predigers aus Siena, eine Zeit gegeben, in der sie beide jene paulinische Erfahrung von den falschen Brüdern zu spüren bekamen. Wem bliebe sie übrigens ganz erspart? Man trachtete darnach, dem Wortgewaltigen den Mund zu schließen. »Es waren Schwächlinge der Sünde, aber auch Schwächlinge einer weichlichen Güte, einer alten aristokratischen Tradition, eines humanistischen Schwindels, moralische Furchthänse, Hasen des geistlichen Lebens, Schemeldiener und Hörige der Menschenfurcht. Bischöfe befanden sich in der Zahl, selbst Kardinäle« (ebd.). Denkt Federer nicht auch an seine dunklen Lebensstunden, wenn er mit dem verleumdeten Predigerbruder ein so inniges Mitgefühl zeigt? »Bernardino hatte großartig geredet. Noch viel großartiger schwieg er jetzt... er ist das Vorbild aller Edeln geworden, denen von dort, wo das Recht kommen mußte, Unrecht geschieht.«

Die Demut und das stille Ertragen aller Unbill des verfolgten Mönches wurden glänzend belohnt. Schließlich erlaubte der Papst ihm, wieder auf alle Kanzeln zu steigen, und so zog er in einem wahrhaft königlichen Siegeszug durch das obere Italien bis Florenz. An Ferraras Fürstenhof schwang er das evangelische Wort noch einmal »mit der Schärfe eines zweischneidigen Schwertes«, und dann zog er in den Süden und wollte Neapel zu Christus, dem König, führen. Da ruft ihn dieser plötzlich vom Schauplatz ab. Und eine Stimme verstummt, wie es nicht jedem Jahrhundert vergönnt ist, einer solch machtvollen zu lauschen.

Aber 30 Jahre später steht Savonarola auf der Kanzel des Florentiner Domes. Seine Mutter hat den Donnerer Bernardino noch gehört und ihrem Sohne von der gewal-

tigen Wucht seiner Predigt erzählt. Es lebte tatsächlich das Bild Bernardinos, des redemächtigen Mahners, im Jünger. »Hätte er doch auch das andere Bild Bernardinos gekannt: des heiligen Schweigers!« Es wäre nie zur Savonarola-Katastrophe gekommen.

Obschon Bernardino so plötzlich abberufen wurde von seiner Tätigkeit, soll er doch mit einem Lächeln gestorben sein. »Nun ja, die Heiligen wissen zu sterben. Sie verstehen, noch dabei zu lächeln.« Warum wohl dieser plötzliche Tod in der Gebirgseinsamkeit? Wollte ihm vielleicht der Herrgott zeigen, daß er seiner nicht bedarf, dann schon gar nicht, wenn er nicht alles in heiliger Selbstlosigkeit vollbringt. Oder wollte er, daß »dieser Held des lauten Lebens und lärmenden Volkes, dieser Demokrat der Kanzel, dieser Mönch ohne Zelle, ohne schweigsame Stunde, ohne Ruheplätzchen, wenigstens für den wichtigsten Augenblick seines irdischen Wandels einen friedlichen stillen Ort finde. Da zog er ihn denn zwischen die höchsten und einsamsten Berge des ganzen Landes, um ihn ja recht sicher zu haben. Und hier ward dem großen Prediger von einem noch größern gepredigt: Stille sein!«

Reichen sich so Bernardino und Savonarola zeitlich fast die Hand, so steht der erstere ungefähr im gleichen Abstand von der heiligen Katharina, seiner Mitbürgerin von Siena. Wer wie Federer jene Zeit überblickt, in die Gott diese Glaubenshelden und unerschrockenen Kündler der Wahrheit gestellt hat, den freut es zu sehen, wie es nie an idealen, wahrhaft großen Persönlichkeiten gefehlt hat. Auch in die dunklen Zeiten der Kirchengeschichte leuchten immer wieder helle Strahlen göttlichen Lichtes durch besonders begnadete Menschen hinein, um hell und warm zu machen, was im Dunkeln liegt, oder erkaltet ist oder gar abgestorben unter dem Frost der Sünde und unter der Gewalt der gottfeindlichen Mächte. Es fällt unserm Dichter auf, wie jung beide Heilige aus Siena dem Wirken hier auf Erden entrückt wurden. Wie ganz anders zählt der Lenker aller Schicksale die Erdentage des Menschen, als wir es zu tun gewohnt sind! Er schickt seine Arbeiter, wann es ihm paßt, und ruft sie wieder, wann es ihm gut scheint. Wertvoll ist in der Tat diese Schau der Dinge, wie Federer sie besessen hat!

Will man Bernardinos Wirken recht würdigen, so muß man bedenken, in welcher arger Zeit des religiösen Niedergangs seine Stimme erschallte. Wenn die Geschichtsschreiber von einer ekelerregenden Unsittlichkeit berichten, die eine Begleiterscheinung der einseitigen Schwärmerei für die heidnische Antike war, so ist es um so bedauerlicher, daß selbst Päpste und Kardinäle es übersahen, wie die kirchliche Wissenschaft verachtet wurde, während die Bannerträger des Humanismus sich in eine maßlose Begeisterung für die heidnischen Gelehrten verirrten. Ein Glück war es, daß diese verderbliche Lebensauffassung nie ganz ins Volk eindrang, sondern mehr die Fürstenhöfe und Gelehrtenkreise erfaßte.

Es beginnt die Zeit, in der man nur noch von »gentilezza« und »bellezza«, von Anmut und Schönheit, zu reden weiß, in der der »Cortegiano« maßgebend ist, jenes Leibbuch der Renaissance, das den lombardischen Aristokraten Castiglione zum Verfasser hat. Es stellt uns das italienische Ideal eines in jeder Hinsicht verweltlichten Menschen vor Augen. Es ist die Zeit, in der man von den Musen, nicht vom Heiligen Geist spricht, vom Olymp, nicht vom Kalvarienberg, in der man nur ans Zeitliche, nicht ans Ewige denkt.

Und die Päpste jener Tage? Wir geben Federer recht, wenn er sagt: »Gewiß verhüllen wir vor manchem Abschnitt (der Papstgeschichte) trauervoll das Haupt¹⁰.« Aber es ist auch wahr, was er weiterhin sagt: »Was kann das der Wahrheit des katholischen Wesens anhaben? Haben wir geglaubt, eine Papstgeschichte sei eine Heiligenlegende?«

Mag man indes nach Entschuldigungsgründen suchen für jene Männer, die damals am Steuer des Schiffleins Petri standen, sie sind eben doch weitgehend verantwortlich für die so beklagenswerte Zeit der Glaubenspaltung und Glaubenskriege.

Und doch bricht Federer auch über diese Zeit nicht den Stab, auch wenn er sie nicht liebt. Er ist ein zu verständnisvoller Sohn seiner Kirche, als daß er von ihr nicht lernen würde, so zu urteilen wie sie selbst. Soviel indes die Renaissancezeit dem religiösen Leben geschadet haben mag, sie hat auch viel Gutes geschaffen. Federer hat ihr Wesen trefflich umschrieben in seinem früher zitierten Aufsatz: »Der Tod der Renaissance«. Überrascht sieht er, daß die »Dame Renaissance« auf ihrem Grabhügel ein schlichtes, christliches Kreuz erhält, und daß Papst Paul III. ihr sogar ein frommes »Requiescat in pace« wünscht und erfleht. »Trotz aller rigorosen Schelte, als seiest du im Leben und Sterben eine Heidin gewesen, dennoch dieses barmherzige, katholische Kreuz.«

Ja, sie hat es trotz allem verdient, denn sie gab Italien die schönsten Kirchen und den herrlichsten Schmuck der Gotteshäuser, sie setzte auf das Meisterwerk aller Meisterwerke, auf die kühne Kuppel von St. Peter zu Rom, auch ein Kreuz als Krönung. Freilich, die Renaissance hat sich gar zu »nichtig und tyrannisch und gewissenlos« benommen, aber sie ist zu ihren Fehlern gestanden, wollte nicht besser scheinen als sie war, sie war keine Heuchlerin. Und in der letzten Stunde sind eben doch die meisten zurückgekehrt zu Gott, »diese Lauten, Starken, Großartigen, diese Spötter, Zweifler, Rechner, die Zügellosen und Halbheiden, diese Gewalttätigen und Gesetzlosen«. Im Heimweh der letzten Stunde konnte die Kirche sie in ihre Arme schließen, sie auströsten und bekreuzen.

Federer gibt jener großen Zeit der katholischen Restauration den Vorzug, die eingeleitet wurde durch die Kirchenversammlung von Trient. Hier findet er jene Männer, Päpste und Gottesgelehrte, »die mit der Erneuerung des katholischen Lebens bitter Ernst machten«. Nun besann man sich wieder auf das Wesentliche, auf die gründliche Seelsorge, einen innigern Glauben und ein besseres Leben. Nach diesen Gütern schreit man nun »wie ein Kind«.

Ein religiöser Frühling bringt neues Leben. Neue Orden werden gegründet für die Armen, Kranken, Unwissenden, Gefangenen und Sklaven, für Galeerensträflinge, für Waisenkinder, für das niedrige und wilde Volk. Während die Renaissance nach dem Genie gerufen hat, sucht die Kirche das Volk. Sie sucht es, indem sie gerade die besten Männer, die großen Reformer, zum Volke schickt, so zum Beispiel den »liebenswertesten und fröhlichsten Heiligen« Philipp Neri, dem das Sterben »ein letzter Sprung ins echte Leben ist«, oder den großen Heiligen aus Mailand, Karl Borromäus, der für die Erhaltung des Glaubens im Volk so unendlich viel getan hat.

Wir wollen nun die Frage zu beantworten suchen, wie Federer das religiöse Leben des italienischen Volkes sah, mit dem er jenen Teil seines Lebens zubrachte, der

wohl der glücklichste seines reifern Lebens war. Auch hier müsen wir bedenken, daß er als Seelsorger jahrelang mitten im katholischen Volke gestanden hat. Dabei, wie auch später auf dem Journalistenposten in Zürich, hat er tiefen Einblick bekommen in die seelischen Bedürfnisse seiner Mitmenschen. Sein Schrifttum legt ein zu klares Zeugnis davon ab, wie tief Federer im Glauben seiner Väter wurzelte, als daß es hier unsere Aufgabe sein müßte, in dieser Hinsicht auf Federer ein besonderes Licht zu werfen. Freilich ist er — und gerade hierin zeigt sich sein kernkatholisches Herz — von einem beglückenden Edelsinn beseelt gegen seine im Glauben getrennten Brüder.

Wenn auch sein Gesundheitszustand ihm die eigentliche Seelsorge unmöglich machte, dürfen wir doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß er von echt priesterlicher Gesinnung war. Es ist selbstverständlich, daß nur ein Mann von edelster Denkart so über Priestertum und Heiligenkult, über Papsttum und Kirche, ja überhaupt über alles religiöse Leben sich äußern kann, wie Federer es getan. Es gehört nicht in diese Darstellung, darüber zu reden. In einer Federer-Biographie ist davon zu handeln. Soweit aber sein religiöses Fühlen und Denken sich offenbart in Berührung mit dem italienischen Volk, sei es hier in entsprechender Weise beleuchtet. Noch tieferen Einblick gewährt uns in dieser Hinsicht sein wunderbar tiefes Erleben des heiligen Franz von Assisi.

Wir haben früher darzulegen versucht, in wie mannigfacher Weise die Menschen im Süden ihn seelisch bereichert haben. Bei all dem Gesagten darf aber nicht übersehen werden, daß Federer sich in allererster Linie glücklich fühlt, weil er bei einem Volk weilen darf, dessen größtes Erdengut eine tiefe, überzeugende Gläubigkeit ist. Natürlich ist ihm auch in dieser Hinsicht Umbrien das Ideal. Einem großen Teil jener Menschen »unter südlicher Sonne« kommt er deshalb so brüderlich nahe und liebt sie so herzlich, weil sie ihm ihr katholisches Herz, ihren gläubigfrohen Sinn in ganz beglückender Art kundtun.

Unser Landsmann hat einmal eine Wallfahrt nach dem Monte Santissima Trinità mitgemacht. Die Opferfreudigkeit, mit der die Pilger den überaus beschwerlichen Weg in stundenlangem Beten zurücklegten, ergreift ihn. Er bedauert es, daß seine Feder nicht imstande ist, jene Eindrücke der einzigartigen Nacht wiederzugeben. Soll er sich mehr freuen an dem nicht ermüdenden Gebetseifer der Pilger, an ihren geradezu stürmischen Andachtsbezeugungen, oder an dem unerschütterlichen Vertrauen, mit dem ein edler Marchese seinen sterbenskranken Sohn zum Wallfahrtsorte schleppen läßt, um von der Madonna ein Wunder zu erleben¹¹?

Und doch erlebte Federer damals kein Wunder. Kann man aber vom religiösen Leben der Italiener sprechen, ohne sich der großen Bedeutung der Marienverehrung in diesem Volk bewußt zu werden? Es möchte beinahe überraschen, wie selten Federer den Madonnenkult erwähnt. Indes steht in seinem Meisterwerk »Sisto e Sesto« die Mutter des Herrn so sehr im Mittelpunkt des ganzen Geschehens, daß unser Dichter ihre Bedeutung nicht besser hätte beleuchten können, auch wenn er in vielen Erzählungen von ihr gesprochen hätte. Wo findet sich ein Geschichtlein, in dem Menschliches und Göttliches, Erde und Himmel einander so nahe gebracht werden durch die Vermittlung der Gottesmutter? Das im katholischen Glaubensleben

der Italiener zu tiefst verwurzelte Vertrauen auf die Fürbitte der Madonna findet hier den feinsten und reinsten Ausdruck.

Sixtus V. will als gestrenger Papst in die Geschichte eingehen. Er räumt mit starkem Arm und scharfem Schwert auf unter den Banditen, die den Kirchenstaat und ganz Italien unsicher machen. Und mag es selbst seinem Halbbruder Sesto und dessen Sohn Poz'do das Leben kosten, er will der harte Mann der unbestechlichen Gerechtigkeit bleiben. Da tritt, gleichsam als Werkzeug der Madonna, der geriebene Römeradvokat Mione mit dem Schreiben des Don Dia, des Pfarrers von Paritondo, woher Sesto stammt, auf. Was nun seine schlaun Worte als Kommentar des Briefes schon zur Hälfte vermögen, den starren Sinn des Papstes zu beugen, das vermag schließlich ganz der wundervolle Madonnenschleier, den er mitgebracht hat. Gewiss, es ist auch dieser Schmuck der Himmelskönigin ein Raubstück der Banditenschar, die Sesto einst angeführt.

»Jedoch aus dem Schleier der Madonna lächelt es immer himmlischer, als wäre die holdselige Gottesmutter selbst dahinter, so süß und heilig wird die Musik dieses Lächelns. Wie kann sie nur so lächeln? Müßte sie denn nicht auch verhärtet dreinblicken, stumm, richtend? Man hat ihr den Schleier genommen, ach was, den eigenen Sohn hat man ihr genommen. Müßte sie nicht die ganze Erdschaft darum mit Zorn heimsuchen? Nein doch, sie lächelt. Sie hat trotzdem nicht Mutter der Härte, sondern Frau der Barmherzigkeit heißen wollen. Sie will uns nicht erschrecken, sondern erfreuen, nicht töten, sondern lebendig machen. Und keineswegs das Schwert von ihrem Diener Michael, sondern die Lilie vom Erzengel Gabriel wollte sie tragen. Niemals hat sie: Schuldig, immer nur Gnade! gesprochen. Gratia plena heißt sie ja.

O mein Gott, Grazia ist wohl mehr als Justitia. Durch Gerechtigkeit geht die Welt wie im Schnee unter, aber durch Gnade blüht sie auf und wird schön und heilig wie im Maien. Und die ganze Weltregierung von Adam bis heute war doch die reinste Gnade immer. Da sollte denn ich, der kleine Winzerbub, den Globus zurückdrehen und sagen: jetzt hört das auf mit der Gnade, jetzt beginnt wieder die graue Ordnung der Gerechtigkeit?

Ei, ei, wie der Schleier webt und lebt, wahrhaft wie von einer herrlichen Gestalt getragen, hin und her, her und hin, und musiziert sich am Ende gar in ein aller schönstes Finale aus:

Mein Lächeln, hörst du's schattiger Mensch, mein Lächeln bringe du sogleich dem Bruder und seinem Kind, daß auch sie wieder lächeln, und daß dann auch du vielleicht, unfröhlicher Diener meines Sohnes, ein Glütlein dieses Lächelns bekommst. Ich bin das große Lächeln des Himmelreiches. Ohne mein Lächeln ein wenig mitzulächeln geht da niemand ein^{11*}.

Ein besonderes Lob spendet Federer dem Gebetseifer der Venezianer. Er hält sie geradezu für die frömmsten Italiener. »Die gewöhnlichen Leute haben einen festen und tiefen Glauben. Das rührt noch von den alten, geprüften Zeiten her. Jahrhundertlang war Venedig in Gefahr vor fremden Gewalthabern. Ganz nahe rumpelten die germanischen Barbaren vorüber. Da lernte man beten. Dann blitzte der Halbmond der Türken über das Meer. Die Mönche predigten den Kreuzzug. Und

wieder wurde gebetet wie vielleicht in keiner Stadt der Welt. Einmal trat das Meer aus und drang wie eine gnadenlose Mörderin in die Stuben und Kammern. Einmal war der ärgste Widersacher der Stadt nur noch einige Meilen fern, Genua drohte bei Chioggia das Meer zuzuriegeln. Zweimal tobte die Pest wie ein stiller, durch alle Türen wehender, tötender Wind und neben dem hundertjährigen Tizian sank der Ruderknecht an der Riva degli Schiavoni und das einzige Töchterlein des Dogen dahin. Dann wieder schrie man Verrat durch die Gassen, vornehme Familien befehdeten sich und rissen die halbe Republik in ihre Rache. Niemand schlief sicher. Freunde der Volksfreiheit mußten zum Henkerblock wandern, und die Faust eines hochadeligen Schreckensregiments beugte das gemeine Volk tief in den Staub. Da wurden denn die Kirchen nicht mehr leer¹².«

Wie ganz anders zeigt sich das religiöse Leben jener einsamen Bewohner des »letzten Dorfes« hoch in den wilden Abruzzern, jener von aller Kultur und Unkultur fernen Menschen, die nicht nur eine völlig unverständliche Sprache reden, sondern auch in ihrem Verkehr mit Gott so eigen geartet sind. Gerade hier zeigt sich die wunderbare Einfachheit der evangelischen Gebetsprache. Das beseelte und beseligende Betrachten der Gleichnisse Jesu ist ja das sinnvollste Gebet. Bei diesen Menschen, die da »an der Stiege des Himmels wohnen«, dringt der evangelische Same auf besten Grund und bringt die reichste Frucht. Hier ist das Wort Gottes die einzige geistige Nahrung, hier ist es frohe Botschaft im schönsten und wahrsten Sinn. »Zur gleichen Stunde singt es der Archidiakon in der größten Kirche der Welt, verkündet es der deutsche Pfarrer an der Ostsee, ruft es der Hofprediger vor dem Kaiser, rezitiert man es im Westminster zu London und geht es in der Neuen Welt von Kathedrale zu Kathedrale. Aber auch hier oben hört man die ganz gleichen Worte, ohne Sammet und Gold, aber im gleichen lichten Messiasrock. Das Evangelium ist hier oben, wo man nichts vom Zar und von der Schlacht am Yalu und von der Krönung Georgs in Indien weiß, die Weltsprache, die Weltkenntnis¹³.«

Im Buch seiner Jugenderinnerungen erzählt Federer, wie sehr ihm der Gottesdienst in der Sachsler Pfarrkirche stets gefallen habe. Auf den für alles Schöne und Feierliche empfängliche Knaben hatte die sonntägliche Weihestunde im Gotteshaus, die die Grabstätte des heiligen Schweizers Nikolaus von Flüe birgt, erhebend gewirkt und mit inniger Freude erfüllt. »Ich meinte in den Himmel zu schauen¹⁴.«

Der Gottesdienst im Süden, scheint ihm, habe nicht die gleiche innere Wärme wie der in seiner Heimat. Er vermißt hier die »Heimlichkeiten unseres viel gemütvolleren germanischen Gottesdienstes, besonders der herrlichen Vesper mit den ewig grünen, in die Gewölbe emporjauchzenden Hirtenpsalmen«¹⁵. Es ist selbstverständlich, daß der Unterschied zwischen beiden Völkern auch in der religiösen Haltung, ja, dort ganz besonders, in die Augen fällt. Gewiß hat Federer in seiner Heimat nicht immer und überall ideale Zustände angetroffen. Man erinnere sich an einige Seiten seines Buches »Jungfer Therese«. Im ganzen gesehen, wird man aber doch sagen können, daß die religiöse Einstellung seiner Landsleute ihm besser entsprach als die der Italiener.

An ein geordnetes Pfarreileben gewohnt, vermißt er hier vor allem die gemeinsame Feier des Sonntagsgottesdienstes, der in den Kirchen seiner Schweizer Heimat immer

in erhebender Weise die Zusammengehörigkeit der christlichen Gemeinde zum Ausdruck bringt. »Am Tag stehen die Kirchen Roms meist leer. Selbst an Sonntagen trifft man kein großes Volk in den Basiliken. Ein Hochamt mit Orgel und festlichem Kirchenchor ist eine Seltenheit. Der fromme deutsche Ordnungssinn vermißt hier seinen Sonntagvormittag in der Kirche¹⁶.«

Angenehm überrascht aber ist Federer, wenn er abends in die Kirche tritt und dort Menschen in frommer Andacht und heiliger Sammlung findet. »Unbewegliche Matronenschleier, eng gefaltete Männerhände, weiche demütige Kinderknie und eine innige weltentrückte Andacht. Es ist, als ob der Geist des Urchristentums in hundert kleinen Kirchlein Roms fortlebe. Das sind die Katakomben des modernen Rom. Ein wenig Weihrauch, ein paar Tropfen Weihwasser und das große alte Glauben und Lieben der ersten christlichen Brüdergemeinde tragen sie in die Straßen hinaus¹⁷.«

Nicht immer empfängt unser Landsmann einen so günstigen Eindruck vom Gehen der Gläubigen in den Kirchen. Gar oft benehmen sie sich so, daß er nicht erbaut ist. Es herrscht zuviel Bewegung in diesen Menschen, sie gehen auf und ab, reden laut und leise, stehen in kleinen Gruppen zusammen und schwatzen von Dingen, »die nicht nach Weihrauch duften«. Dieses allzu freie Sichgehenlassen berührt ihn an heiliger Stätte recht unangenehm. Es ist eben doch nicht das, was man in einer »stillen deutschen Betgemeinde« findet.

Anderseits ist wieder nicht zu übersehen, daß man in einer großen italienischen Kirche doch ganz ungestört beten kann. Gerade weil diese weiten Gotteshäuser nie ganz gefüllt sind, ja, weil die verhältnismäßig wenigen Kirchenbesucher »vom Dom eigentlich verschlungen werden«, glaubt jeder für sich allein zu sein, »jeder den Dom für sich allein zu besitzen, seine Stille, seine Weite, seine fromme Dunkelheit. Ich kniete mich nieder, und es ging mir das Beten, das oft so unersprießlich ist, leicht und warm vom Munde«¹⁸.

Das Gotteshaus ist ohne Zweifel der Ort, an dem sich der religiöse Eifer, oder das Gegenteil davon, die religiöse Gleichgültigkeit, am offensichtlichsten zeigt. Indessen offenbart sich die innerste Einstellung gegen Gott auch außerhalb der Kirche in mannigfacher Weise. Auch in der Erziehung der Kinder, ja, dort ganz besonders. Federer hat dieses Problem in seiner ganzen Tiefe und Tragweite erfaßt. Er beweist damit von neuem, wie oberflächlich und leichtfertig jene Leser über sein Italienverhältnis urteilen, die im ganzen nur eine etwas romantisch angehauchte schöngeistige Schwärmerei sehen wollen. Nein, so verhält es sich tatsächlich nicht. Er hat das Senkblei in die Tiefen der italienischen Seele hinabgelassen. Seine oft sehr fein empfundenen und wohlüberlegten Urteile beweisen, daß er tiefer geschaut als sein plaudernder Ton, in dem er seine Betrachtungen wiedergibt, ahnen lassen möchte. Immer wieder kommen wir zur gleichen Feststellung: Federer ist tiefer in seinem Blick und träfer in seinem Urteil, als man beim ersten Lesen seiner, oft in ein so köstlich duftendes Gewand gehüllten Plaudereien glauben möchte. Das zeigt sich in glänzender Weise in der Charakterzeichnung jenes »himmelfernen Weltknaben Ximenes«, dem er in einer stürmischen Abruzzennacht sein Tarzisiusgeschichtlein erzählt. Die folgenden Worte — wir führen sie ihrer großen Bedeutung wegen ausführlich an — lassen uns die Klarheit der Menschenkenntnis unseres Dichters erkennen. »Ich überlegte die

Situation. Das war also eines der unzähligen vornehmen Früchtlein, die am Baume der religiösen Gleichgültigkeit unter der schönen südlichen Sonne reiften. Seltsames Volk! Entweder sind die Kinder der reichen und gebildeten Familien wahre Kirchenengelchen, die man gleich neben einen Tabernakel stellen könnte, oder aber die reinsten lustigsten Heiden. Das macht die italienische Mutter. Betet sie, so tut sie es auch so herrlich, daß das ganze Haus und das letzte jüngste Mäulchen mitbeten muß, ja, daß sogar der ungläubige Gemahl von Zeit zu Zeit in einer Abendstunde die Antworten der Lauretanischen Litanei mit einem heimeligen Heimwehschauer nach einem verlorenen Paradies ihr abnimmt. Aber wenn sie nicht betet, da ist es, als sei das ganze Haus und sein Glauben und überweltlich Sinnen vergletschert. Selbst was in den Kindern noch ein wenig grün und blumig treiben möchte, erstarrt im Nu. Das sind dann jene Knaben, die verwundert oder gar spöttisch den Kopf schütteln, wenn Wörtchen an ihr Ohr pochen wie Herrgott, Himmel, Engel, Sonntag, Gebet. Und das sind jene kleinen Mädchen, hübsch und knisternd in Seide und Schleifen, mit einem so zierlichen Schnäbelchen, mit einem so flink klopfenden Herzen unter dem Brusttuch, woher das Lachen und Weinen noch so natürlich hervorsprudelt — ach, so wunderbare Menschenblümchen sind das, auf zarten Stengeln sitzend und mit blitzsaubern Kelchen glühend. Aber riechst du daran, so duften sie nicht. Sie haben keinen himmlischen Odem. Bei so schönen Blumen ist das furchtbar schade¹⁹.

Es ist zu verstehen, daß Federer nicht oft von Menschen spricht, die ihr Leben nicht aus dem Glauben gestalten, ja, dem Glaubensleben überhaupt gänzlich fernstehen. Er sieht diese so überaus gefährliche Wunde am Volke und er weiß gar wohl, welches Unglück es ist, wenn Männer die geistige Führung eines Volkes, das an sich tief christlich ist, inne haben, die nicht auf christlichem Boden stehen. Daß aber oft auch in solchen Menschen, die sich religiös in keiner Art betätigen, doch ein Funken christlichen Denkens und Fühlens unter aller Schlacke erstorbenen Lebens weiter glimmt, zeigt er in seiner Erzählung »Eine sonderbare Silvesternacht«. Der Arzt des kleinen Spitals ist antiklerikal, er gehört, nach dem Geständnis der Krankenwärterin, zu jenen, die nichts von Religion wissen und noch weniger sich darnach betätigen wollen. »Er geht nie in die Messe. Ich glaube nicht, daß er noch das Kreuzzeichen richtig machen könnte.« Daß er aber eine geradezu rührende Nächstenliebe übt an einer alten Kranken, die einst seine Amme gewesen und die er nun in den Tagen ihrer letzten Armut ins Spital genommen hat und für den Unterhalt aufkommt, ist ein Beweis, daß er doch ein edeldenkender Mann ist.

Es ist eine eigene Gabe — und Federer hat sie in hohem Maße besessen — im irrenden Menschen auf das Gute hinzuweisen, das ja überall sich findet, mag es auch noch so sehr den Anschein haben, es sei ein Mensch der Schöpferhand Gottes schlecht geraten. Seine wahrhaft apostolische Liebe zum Irrenden, nicht zum Irrtum, tut kund, wie unser Dichter, trotz der bitteren Erfahrungen im eigenen Leben, ein gütiger und wohlwollender Optimist geblieben ist in seinem ganzen Leben und Schaffen.

Noch unvergleichlich sympathischer tritt dieses Bestreben Federers in Erscheinung in der Charakterzeichnung der »Frau Agnes«, seiner Wirtin zu Assisi²⁰. Es ist ein köstliches Zuhören, wenn er von ihren Fehlern plaudert, wenn er in ihre Krämerseele

recht tief hineinleuchtet und deren Mängel und Fehler, ihre Gewinnsucht und Gehässigkeit, ihre Zungenfertigkeit und Fabulierkunst, ihr ganzes, allzu erdgebundenes Gehaben zeigt, das alles den gewinnsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen versteht. Mit welcher Feinheit wird dann an allen diesen Fehlern gearbeitet, um mit herrlicher Geduld das Bild eines wahrhaft edlen Menschen zu gestalten.

Es macht in der Tat den Eindruck, Federer habe in seinen Charakterbildern nur deshalb oft mit so dunklem Stift gezeichnet, um daneben um so glänzender die Lichtseiten erstrahlen zu lassen, die uns seine Gestalten dann so unvergeßlich und wertvoll machen. Das gilt auch von jenen Persönlichkeiten, mit denen er nur durch Erzählungen vertraut geworden ist. Mit geradezu unübertrefflicher Meisterschaft stellt er uns die innere Umwandlung des Alonzo Brigone vor Augen²¹, oder die des Agostino²², oder des Giorgio von Gubbio²³. Alonzo wandelt sich vom weitherum gefürchteten Banditen in der Kerkerhaft an der Hand seines Weibes in einen so erdgelösten Menschen um, daß er sagen kann: »Ade, Erde, ich habe jetzt mit dem Himmel zu tun.« Auch die Erzählung »Das Wunder von Bolsena« läßt uns Federers Gestaltungskraft erkennen. Daß er im Schaffen solcher Seelengemälde den Höhepunkt seines ganzen künstlerischen Wirkens erreicht hat, zeigt sich vor allem in »Sisto e Sesto«²⁴.

Öfters hat es Federer erfahren, daß von der vielfach zu naiven Gläubigkeit des Volkes nur ein kleiner Schritt zu machen ist bis zum Aberglauben. Es kann dieser Aberglaube allerdings oft recht harmlos sein und verdient wohl nicht immer diese Bezeichnung. Oder kann man das Geplauder der schon erwähnten Frau Agnes wirklich als abergläubisch betrachten? Sie ist ja gewiß nicht so einfältig, alles zu glauben, was sie den Leuten vorschwatzt. »Den Gletschermenschen vom Gotthardgebirge schmolz die harte Seele bei solchen Offenbarungen. Droben bei ihnen redete der Herr mit Lawinen und Felsstürzen, aber hier ist es noch die alte, goldene Sprache der Wunder²⁵.« So verdiente nun sicher das zungenfertige Feilschen und Markten der Krämerin nicht genannt zu werden. Aber unser Dichter hat erkannt, daß seine Landsleute, die dort dem wort- und lügenreichen Schwatzen der Verkäuferin der tausend Wunderdinge mit halbem Ohre lauschten, ihr nicht glaubten, was sie auch immer mit kühner Phantasie erfinden mochte und mit einem frommen, wunderähnlichen Mäntelchen bekleiden wollte.

Wie sieht Federer seine priesterlichen Amtsbrüder in Italien? In verschiedenen seiner auf italienischem Boden sich abspielenden Erzählungen finden wir Priester gestalten. Sie gehören aber mehr der Geschichte an als den Tagen Federers. Freilich ist er mit manchem Priester auch persönlich bekannt geworden. Im umbrischen Land und in den Abruzzen ist ihm ein einsamer Dorfpfarrer oft lieb und vertraut geworden. Am besten bot sich ihm einst in Florenz die Gelegenheit, den Charakter der Geistlichen im Süden zu studieren. Pfarrherren aus Stadt und Land trafen sich täglich im gleichen Haus, in dem auch Federer sich aufhielt. Und da gelingt es ihm, die Charaktere dieser Priester mit klugem und scharfem Blick zu prüfen. »Die Rusticani waren höflich, so gut als die Städter, und das heilige Amt hatte, so wenig gepflegt das Haar und so verbrannt die Haut aussah, doch auf eine unerklärliche Weise durch alle Fältchen und Wärzchen hindurch ihr Gesicht verfeinert, geläutert und gleichsam geistig geadelt. Sie berührten mich sympathischer als die Brüder von der Stadt²⁶.« Eine

wahrhaft edle Gestalt ist auch der nicht mit Namen genannte Priester Roms, von dem er in »Unbekannte Heilige« spricht ²⁷.

Nicht vorübergehen dürfen wir an dem, was Federer vom Oberhaupt der katholischen Kirche sagt. Es ist selbstverständlich, daß der Papst auf ihn, der ja ein ausgezeichnete Kenner der Papstgeschichte ist, einen ganz außerordentlichen Eindruck macht. Er sieht in ihm nicht nur den Stellvertreter Christi, den Nachfolger Petri. Pius X., der in den Jahren, da Federer in Italien weilte, der Steuermann der Kirche Christi war, ist ihm auch der Repräsentant jener großen Reihe der Männer, die auf Petri Stuhl saßen und so gewaltige Kapitel der Welt- und Kirchengeschichte geschrieben haben.

Wie er den Heiligen Vater vor sich sieht, »ich ließ kein Auge von ihm ab, um sein Antlitz mir für immer einzuprägen«, da wird es Federer von neuem klar, welche Bürde auf diesen Schultern liegt. »Das war Pius, der meistbesorgte in allen Sorgen der Christenheit, der interessierteste in allen Interessen seiner Gläubigen, der meistverletzte in allen Leiden seiner Millionenfamilie, der schlaflöseste unter den vielen schlaflosen Priestern, Pius, den man an allen Ecken und Enden der Erde anrief, für dessen Vatersinn es wirklich keine Ferne, keine Fremde, keine Stiefkinder gab ²⁸.«

In seiner feinen Abhandlung »Der Jubelpriester auf Petri Thron« ²⁹ zeichnet er das Bild des ihm so überaus sympathischen Papstes. Wir kennen Federers Liebe zum italienischen Volk, und so ist es uns auch leicht verständlich, daß er mit Bewunderung zu diesem höchsten Pontifex emporschaut, der, einfachen Verhältnissen entstammend, die Nöte des ihm über alles lieben Volkes kennt. Er stand ja als bescheidener Landpfarrer mitten im Volk. »Andere Päpste haben sicher das niedrige Volk auch gut gekannt. Aber des Volkes Schicksal im Guten und Bösen so miterlebt, hat doch kaum einer der Vorgänger.« Die Hirtensorge, die Pius X., als er noch Seelsorger war, in rührender Weise zur Cholerazeit 1873 zeigte, macht ihn in Federers Augen so recht zum guten Hirten. Das ist ein Mann aus dem Volk und für das Volk. Die ganze Laufbahn, vom ärmlichen Kaplanenhaus bis zum Einzug in den Palast des Patriarchen von Venedig und bis zur triumphalen Besitzergreifung des Vatikans, ist für unsern Landsmann ein klarer Beweis, wie wundervoll Gott Männer auswählt auf die oberste Warte, um dort zur rechten Zeit Rufer zu sein und Helfer, Fürst aller Fürsten und doch zugleich Diener der Diener Gottes.

Der Heilige von Assisi

Die bisherigen Ausführungen versuchten zu zeigen, wie tief Federer in den Reichtum der landschaftlichen Schönheiten des Südens und in das innerste Wesen des italienischen Volkes, seiner Sprache und Kunst, seiner Geschichte und Religion einzudringen vermochte. Wenn es für ihn höchstes Glück bedeutete, Land und Volk Italiens kennen und lieben gelernt zu haben, da er hier, wie wir darzulegen uns bemühten, die Kraft und den seelischen Schwung wieder gewann zu einem wertvollen Schaffen, so darf bei all diesen Erwägungen nicht übersehen werden, daß ihm die glücklichste Stunde damals schlug, als er mit dem größten Sohn Umbriens bekannt und vertraut zu werden begann. Es war in der Tat ein überaus bedeutungsvolles Zusammentreffen. Wer hätte es geahnt, daß der Mann, der der schweizerischen Erde entstammte und so tiefe Wurzeln schlug im heimatlichen Boden, dazu berufen war, die herrlichsten Seiten zu schreiben über den »wunderbaren Franz«¹.

In seiner »autobiographischen Skizze«² äußert sich Federer über seine Beziehungen zum glücklichsten Bettler: »Der heilige Franz von Assisi gefiel mir immer, und ich schrieb zu den Bildern von Fritz Kunz den Text, weil da ein Mensch war, der auf allen Zwang der Kultur lachte und beinahe wieder den Zusammenhang des alten Adam mit der Natur fand.« Mannigfach sind die Wege, auf denen Federer zu Franz von Assisi gelangte. Die Kunst zeigte ihm dessen Bild, in der Literatur fand er ihn wieder, im Bettler und im schlichten Umbrier, vor allem aber in den Söhnen des Heiligen, die nicht nur den braunen Habit ihres Ordensstifters tragen, sondern auch in dessen Geist weiterleben, soweit immer die Ideale höchster Selbstlosigkeit und frohen Lebens mit und für Gott entsprechend der erhabenen Gesinnung ihres Vaters sich verwirklichen lassen und noch immer treu verwirklicht werden.

Als Federer nach Umbrien kam, traf er dort seinen Landsmann, den Farbenkünstler Fritz Kunz, der Bilder aus dem heiligen Leben des Poverello schuf und mit Geschick und großer Hingabe den Mann von Assisi unserer Zeit zu deuten versuchte. Federer entschloß sich, zu diesen Meisterbildern von Kunz »einige Kapitelchen« zu schreiben³. Er war sich dessen wohl bewußt, daß er keiner leichten Aufgabe gegenüberstand, denn »über Franzens Bettelkutte hinweg ist unendlich viel in die Nachwelt geschrieben und fromm geplaudert worden. Es haben glückliche, wortselige Erzähler und scharfe Seelenprüfer sich mit gleicher Lust an die Untersuchung seines Lebens gemacht, und manches ist Poesie und manches klassische Kunst, was sie über den großen reichen Bettelmann von Assisi zutage förderten«⁴. Ja, er ist sogar der Meinung, es habe wohl

keine historische Persönlichkeit neben Christus und Paulus »ein solches Maß von menschildernder Bedeutung und damit von weltgeschichtlichem Wert zugemessen bekommen«.

So war es denn für unseren Dichter gewiß nicht leicht, Originelles zu schaffen und zugleich Gedankengut zu vermitteln, das Anspruch auf bleibenden Wert machen kann. Um vom seraphischen Mann ein möglichst objektives Bild zu erhalten, vertraut Federer sich nicht so sehr der Poesie an als vielmehr der Malerei, die zwar, wie er glaubt, auch viel gefrevelt hat am armen Franz, aber doch etwas wahrhaftiger geblieben ist als das Lied und die Legende. Das wahrheitstreueste Bild hat, wie Federer ausführt, uns Giotto hinterlassen. Der beneidenswerte glückliche Giotto, »der noch fast die nämliche Luft geatmet hat wie Franz, der noch fast die Kinder sah, die Franz auf die Arme genommen hatte«. Ihm ist es deshalb so meisterhaft gelungen, das **L e b e n** des herrlichen Bettlers in den Bildern wiederzugeben, das ja damals noch in aller Erinnerung war, während es Kunz gelungen ist, durch sein Schaffen mehr das **W e s e n** zu erfassen, also »weniger den Franz des 13. Jahrhunderts oder gar der kurzen Jährlein zwischen 1182 und 1226, als vielmehr den Franz aller Zeiten ... den Franz der ganzen ins Evangelium Christi gerichteten und daran sich erlabenden Welt«.

Es ist Federer ohne weiteres klar, daß Franz nur als das Kind Umbriens verstanden werden kann, das er immer geblieben ist in seinem ganzen Leben. Um sich ganz in den Geist des Heiligen vertiefen zu können, reiste Federer, wie er an Kunz schreibt ^{4*}, eigens nochmals nach Umbrien. Er gab sich alle Mühe, den Mann von Assisi wirklich zutiefst zu ergründen. »Wie Sie unvergleichlich die Seele des Franz von Assisi darstellten, lockten Sie mich, vor allem ein Seelenporträt zu schaffen«, schreibt er im eben erwähnten Brief. Und wir finden im Schreiben an seinen Malerfreund einen Satz, der uns bei Federers großer Bescheidenheit fast etwas sonderbar vorkommt: »Vieles, was ich schrieb und vorher ausfindig machte im Psychologischen das Santo, steht wohl noch nirgends sonst auch nur angedeutet.« Unser Dichter ist also — und zwar sehr mit Recht — überzeugt, etwas Neues gesagt zu haben, etwas Wertvolles, Bleibendes. »Sicher hoffe ich, auch der Text werde behagen«, lesen wir im selben Brief. Und in einem spätern Schreiben äußert er sich: »Mein Beiwort ist und bleibt nur ein plaudernder, harmloser Weggenosse des Betrachters, das erzählt, selten erklärt, Interesse entfacht und immer wieder mit allen Fingern zum Künstler zeigt.«

Beim Studium der umbrischen Volksseele ist er stets tiefer in das wahre Wesen Franzens eingedrungen. »Also einfach, genügsam und sanft wie die Umbrier sind, aber beharrlich und zähe und voll Energie. Dazu ein naturfreudiger, frischer, fröhlicher Charakter, leicht zu begeistern, liederfroh, bilderreich, nie um ein glückliches Wort oder einen guten Scherz verlegen, klangvoll, melodiös durch sein ganzes Wesen⁵.«

Es ist ergötzlich zu sehen, wie Federer das Leben des gottvollen Tuchhändler-sohns von Assisi studiert und mit welcher inneren Ergriffenheit er das wiedergibt, was ihm beim Betrachten dieses Menschenlebens reicher Gewinn geworden ist. Hier tritt ihm ein Mann entgegen, der alles von sich wirft, was ihm im Wandel mit Gott und zu ihm hinderlich ist, der selbst dem Vaterhaus den Rücken kehrt, da es ihm

nicht den Frieden und das Glück der Seele zu geben vermag, das ihm seine Braut, die Königin Armut, verschafft.

Wo hat Federer je in der Geschichte von Welt und Kirche eine glücklichere und beglückendere Menschengruppe gefunden als den heiligen Habenichts mit seinen ersten Jüngern? Wann sind Menschen seliger über diese dornentragende Erde gegangen? Es sind Menschen, die nichts fürchten auf dieser Erde, deren Dornen sie freilich mit einem Fuß spüren, mit dem andern aber stützen sie sich bereits auf Paradiesesboden. Dies ist nur dann möglich, wenn man sich losschält von aller irdischen Habe und den Mut hat, als lachender Bettelmann mit einer Jüngerschar von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zu ziehen, ja selbst vor Päpste und Kaiser hinzutreten im Gewande äußerster Armut. Denn Franz will die vollendete Armut. Er nimmt sie nicht gezwungen auf sich. Er bittet die Päpste flehentlich darum, mit seinen Jüngern arm leben zu dürfen. Die Devise von Franzens Zeit war freilich eine andere: »Viel glänzen, viel haben, viel gelten.« Mit diesem Grundsatz hat Franz gebrochen. Das war denn auch in der Tat das Große, und mit nichts hat er so sehr seine Zeitgenossen aufgerüttelt und gewaltig ergriffen wie durch seine Liebe zur Armut. Ihm war es dabei bitter ernst. Es war ihm nicht darum zu tun, mit der Armut Theater zu spielen wie Diogenes⁶.

Der Ruf des Heiligen nach der Armut hat in eine Zeit und Welt hineingeklungen, die wir uns vielfach zu ideal vorstellen. Es scheint noch frommes Mittelalter zu sein, aber wer näher zusieht, »stellt von 1200 an immer deutlicher den religiösen, geistigen Zerfall fest, der auch durch das Genie und den Glanz der Innozenz-Regierung nicht aufgehalten, ja vielleicht unbewußt sogar beschleunigt wurde«⁷.

Es beginnt nun jene furchtbare Krankheit der Menschen sich zu zeigen, die immer verderblicher sich auswirkt: die Geld- und Goldsucht. Leider ist es so, daß Franz »den ungelehrigen Invalidengang der Menschheit« nicht stark ändern konnte. Dadurch wird freilich das Verdienst Franzens nicht geschmälert, denn es bleibt doch wahr, was Federer mit Freuden feststellt: daß durch den heiligsten und vollkommensten Habenichts ins Menschenherz eine Sehnsucht kam nach Höherem als dem Wäg- und Meßbaren. »Tausende von Franziskanerklöstern entstanden. Aus jedem läutete das Glöcklein täglich 4-5mal und noch in der Nacht: es lebe die fröhliche Armut.« »Es hieße die Geschichte des Ordens schreiben«, sagt Federer, »wollte man den ungeheuren, wahrhaft himmlischen Armutssegen schildern, der durch die sieben Jahrhunderte ging seit Franzens seligem Tod«⁸.

Eindrucksvoller hätte unser Dichter des lachenden Bettelmannes Armutsliebe nicht darzustellen vermocht, als in seiner Erzählung »Das letzte Stündlein des Papstes«⁹. Der große Papst Innozenz III. liegt in Perugia in den letzten Zügen. Niemand kann ihm mehr helfen. Der Tod begehrt gebieterisch Einlaß ins Papstgemach. In seinen letzten Minuten, die ihm noch zu leben gegönnt sind, erinnert er sich des armen Franz, der mit seinen Gefährten einst in Rom vor ihm gekniet war mit der dringenden Bitte, arm, bettelarm sein zu dürfen und das Glück der heiligen Armut auch den andern Menschen zeigen und predigen zu dürfen. Diesen Mann möchte er nun am Sterbebett haben. Man läßt ihn rufen. Aber Franz muß zuerst noch einem armen Blinden ein Töpfchen Suppe reichen und ihm zugleich die weit köstlichere Nahrung



Hl. Franziskus von Assisi. Haas-Triverio, Roma

der Seele geben, muß erst noch einer Schar Gassenkinder wundervolle Geschichten aus der Bibel erzählen, dann einer armen Spinne das zerrissene Netz flicken, dann kommt er endlich vor das Sterbezimmer des hohen Herrn. Er betritt es aber nicht. »Mich blendet die Erde allhier.« Erst nachdem man die Krone entfernt und all den glänzenden irdischen Tand, tritt Franz über die Schwelle. »Vielglücklicher Heiliger Vater, nun sagt Ihr: fahr wohl Welt. Aber da knistert und rauscht und schmeichelt sie immer noch um Euch, so daß der Himmel nicht recht herzu kann¹⁰.« Dann erkühlt sich der arme einfache Franz, dem sterbenden Papst das seidene Schulterröcklein und die goldene Kette und die golddurchwirkte Stola abzunehmen und ihm dafür seinen eigenen verstaubten Bettelmantel umzulegen. Und nun zeigt er dem bis vor wenigen Stunden so mächtigen Papst, wie nichtig aller Erdenglanz und alle Pracht und Macht ist im Vergleich mit dem, was ewig bleibt. »Seht, Herre Papst, es bleibt Euch nichts von allem Rom- und Weltreich. Ja, von allem großen Spinnen und Weben und Sorgen über Alpen und Meere hin bleibt Euch weniger als meiner Schwester Spinne drüben in den Weinlauben.«

Unter solchen Worten aus dem lächelnden Mund des Bruder Sorglos entflieht das Leben des Papstes. Da richtet sich Franz an die Umstehenden: »Seht einmal da unsern lieben Herrn Papst. Er hat seinem Nachfolger nichts hinterlassen, als dieses Lächeln auf der Stirn und die paar Spinnfäden im Haar. Aber das ist genüg¹¹.«

Wer das köstliche Geschichtlein, das so knapp und doch so ungemein reich ist an hohem Wert, recht zu verstehen vermag, der wird mit Freuden feststellen, wie fein Federer den unschätzbaren Wert des Christuswortes erfaßt hat: »Selig sind die Armen im Geiste«. Denn Franzens ganzer und einziger Reichtum ist Gott, das Gut aller Güter.

Der Geist franziskanischer Armut tut unserer Zeit bitter not. »Ist das Geld nicht seit Jahrhunderten fast an allem Elend schuld? Herrschsucht, Haß, Sinnlichkeit haben gewiß auch derb und wüst in die Weltgeschichte gegriffen, aber die Habsucht doch unvergleichlich mehr¹².« Die für die Europäer oft so tief beschämende Ausbeutung der neuentdeckten Länder, die furchtbaren Greuel des Weltkrieges, die klassenkämpferischen Umsturzversuche und Revolutionen, die klaffenden Gegensätze zwischen Luxus und bitterem Elend, sie alle sind in letzter Linie auf die Macht des Geldes, des Besitzes zurückzuführen. »In diesem chaotischen Wirrwarr kann ich mir keinen besseren Boten Gottes vorstellen als den heiligen Franz von Assisi.«

Wohl gibt es auch in unsern Tagen Menschen — und ihre Zahl ist nicht klein — die begeistert sind ob dieser franziskanischen Armut, ja, geradezu für sie schwärmen. Aber wie sehr täuschen sich die meisten in der Vorstellung der echten Armut des großen heiligen Bettlers. Federer hat tiefer geschaut. Ihm ist es nicht verborgen geblieben, wie der Mann von Assisi mit den Seinigen oft unter der Armut schwer gelitten hat, wie man sie fortgejagt und sie verdächtige Faulenzer gescholten hat, wie bitter oft die Not und wie sauer ihr Bettelgang war. Und doch: »Auch die Armut war ihm nicht Selbstgefälligkeit und Selbstzweck, sondern nur Weg und Mittel zu Gott¹³.«

Federer hat sich auch die Frage gestellt, ob Rousseaus Armutsideal mit dem des heiligen Franz verglichen werden könne. Mögen sich die beiden Männer in ihrer

Naturliebe und Einfachheit auch in etwa nahekomen, so ist das doch nicht der Fall im wesentlichsten Punkt: in der innersten Einstellung gegenüber der Armut. Rousseau kann sich der Armut nicht so aufrichtigen Herzens freuen, denn sie ist eine »philosophisch erkünstelte«. »Er stirbt im Zerwürfnis mit der Welt und mit seiner eigenen Lebenslage.« Wer aber ist je glücklicher gestorben als der heilige Poverello?

Ebensowenig kann Franz verglichen werden mit Tolstoi, »dem düstern, graubärtigen Russen mit den schweren Stirnfurchen, den grüblerischen tiefen Augen und der wilden slavischen Schwermut über dem ganzen Wesen. Franz ist dagegen wie ein lächelnder Lichtengel voll Trost und Segen«¹⁴.

Indessen ist die Armut des wunderbaren und tapferen Heiligen, so sehr sie im Vordergrund des franziskanischen Lebens steht, doch nicht das einzige, was uns diesen großen Mann so überaus liebenswert macht. Aufs engste verbunden mit der Losschälung von aller irdischen Habe ist seine uns wahrhaft beglückende Einfachheit. Auch da gewinnt er wieder Federers ganze Liebe und Begeisterung, denn »so wie er hat sicher seit Jahrhunderten niemand den Zusammenhang des Menschen mit der Einfachheit der Natur und der Einfachheit Gottes herausgefühlt«¹⁵. Deshalb trieb es ihn immer wieder in die Natur hinaus, zu Steinen, Pflanzen und Tieren, weil er fühlte, »daß hier noch fast alles ist, wie es aus Gottes Hand kam, daß hier noch nicht die Torheit eines Dämmern die Weisheit des erhabenen Schöpfers zu verschlimmbessern suchte (ebd.). Gerade in dieser uns oft unverständlichen Einfachheit ist Franz der echte Sohn seines umbrischen Volkes gewesen und stets geblieben. Und fortwährend darauf hinzuweisen, wird Federer nicht müde. Doch diese Einfachheit ist nicht nur das Erbe heimatlicher Erde, es ist auch der zur herrlichen Frucht heranreifende Samen evangelischer Lehre. »Christus ist das einfachste aller erdenwandelnden Wesen gewesen. Franz von Assisi ist einer seiner vollkommensten Apostel der Einfachheit (ebd.).«

Das Leben der großen Zeitgenossen des Umbriers Franz war nicht so. Die Adligen auf den Ritterburgen strebten nach Prunk und Pracht. »Alles wollte Ritterburgen bauen oder Marmordome errichten, oder berühmte Gesänge schaffen, oder mit den schlaun Genuesen und kecken Venezianern auf reichen Handel ausgehen«¹⁶. Die Verfeinerung des Lebens und seine Bereicherung schmeichelten dem Sinn der Zeitgenossen Franzens ganz anders, als der Ruf des heiligen Vagabunden zur Einfachheit und Schlichtheit in der Lebensführung. Sein Leben ist nicht das Ergebnis philosophischer Begründungen und Berechnungen oder eines tiefgründigen Studiums, sondern es baut sich auf der Erfahrung auf, auf dem Erleben, das sich Tag für Tag folgt. »Aus dem Empfinden seines Herzens hat Franz immer das Beste und Sicherste und Liebste getan.«

Wenn Federer recht hat mit seiner Ansicht — und es ist dies ohne Zweifel der Fall —, es könne nur jener Maler uns den einfachen Franz wesenstreu wiedergeben, der selbst mit einfacher Seele ihn schaut und erlebt — Federer sagt Giotto und Kunz haben das getan —, so dürfen wir auch sagen, es könne nur der Mensch dem Bruder Sorglos innerlich nahen, der selbst von wundersamer Einfachheit ist in seiner Lebensgestaltung. Das ist gewiß das große Verdienst der Umbrier, die unserm Dichter, wie schon öfters bemerkt wurde, diese Einfachheit vorgelebt haben.

Man könnte übrigens die Lebensschau und Lebensführung des Herumstreifers und Herumschweifers des lieben Gottes auch Einfalt nennen. Es wird in unserer Zeit das Wort wohl gar zu oft falsch gedeutet und der Dummheit gleichgesetzt. Das darf bei Franz nicht sein, denn gerade seine Weisheit ist hohe, ja höchste Weisheit, führt sie ihn doch aus all den tausend kleinen Dingen des Alltags geraden Wegs zu Gott. Gibt es höhere Weisheit als die: Gott überall finden, ihn grüßen und ihn lieben? Die Art, wie Franz den Weg zu Gott findet und geht, mag freilich manchen befremden. Es haben lang vor ihm Männer des geistlichen Lebens gezeigt, wie man zum letzten Ziel gelangt, aber keiner hat es auf diese Weise getan. »Seit jenem Tage, da Franz ein solches abweichendes Leben begann, da er Verpestete küßte und vor der Schwelle von San Pietro in Rom sein Kleid mit einem Bettler tauschte, da er für die sonderbarste aller Bräute, die Armut, schwärmte, in Höhlen wohnte und mit seinen Jüngern allerlei fromme Kindlichkeiten trieb, seit jenem Tage ist dieser Franz in den Augen der gesetzten, klugen, braven Spießbürger ein vollendeter Pazzo, ein unvergleichlicher Tor. Aber dieser Narr hat eine bezaubernde Liebe und originelle Art. Man muß ihn gern haben¹⁷.«

Federer hält dafür, Franz habe sich nur ungern entschlossen, gelehrte Männer in seinen jungen Orden aufzunehmen, denn es sei die schwierigste Aufgabe dieses einfachsten Menschen der Welt gewesen, die »Schulgelahrtheit« derselben zunichte zu machen und dafür Herzensweisheit zu bilden. »Die fromme Torheit der Kinder des Lichtes sollte in seiner Familie herrschend bleiben. Mit einer gewissen Scheu hat er den großen Antonius betrachtet, der einen mächtigen Doktorhut in seinen Orden trug.« Und doch ist Franz, eben weil er das Evangelium lebte und sich nicht mit dem Studium desselben begnügte, dessen herrlichster Prediger gewesen. Seine Predigten waren das reinste Echo der christlichen Bergpredigt. Der enge Raum erlaubt es uns nicht, hier die eine oder andere Ansprache des Heiligen, wie Federer sie uns so köstlich wiedergibt, anzuführen¹⁸.

Diese Herzenseinfalt ermöglichte es dem sonnigen Mönch in der staubigen Kutte, zur Natur einzigartige Beziehungen zu hegen. Es ist Federer nicht entgangen, daß eigentlich der Grund liegt zur Einfachheit und Sorglosigkeit des heiligen Franz. Wer so wie er sich Freund und Bruder fühlt zu allen Wesen im Reich des Geschaffenen, dem kann in der Tat nicht bange sein vor dem, was der nächste Tag bringen mag. »Wenn Schnee in den Höhen fiel, ging er hin und küßte seinen keuschen Bruder Schnee. Und wenn er irgendwo Asche fand, so küßte er die gier- und sündenlose Schwester Asche. Vetter Specht und Base Drossel kannten ihn wohl, und er nannte nicht bloß die Banditen, sondern neben Hase und Fuchs auch den gefräßigen Wolf seinen Bruder¹⁹.«

Aber für Franz ist das alles nicht die Hauptsache, »nicht der Spatz und Fuchs und Sonne und bunte Erde, sondern der Mensch. An einen einzigen Menschen gäbe er alle Sterne des Nachthimmels. Jedoch nicht einmal dieser Mensch ist die Hauptsache, sondern Gott und der in Gott vollendete, in Gott ruhende Mensch«²⁰. Das ist Franzens große Weisheit, daß er sich aus dem Geschaffenen hinaus zu Gott hinauf denkt. Nur wer das kann, ist wahrhaft fröhlich. Der heilige Leichtsinn von Assisi hat jedoch seine Fröhlichkeit nicht aus eigener Hand. »Er ist nichts als ein schöner, ernster, milder

Mond der Sonne Gottes. Auf dem Weg zu Gott stellt der heilige Mann von Umbrien eine leuchtende Station vor. Er ist ein Wegweiser, und das Lächeln auf seiner braunen Stirn glänzt wie ein vorausgesandtes Morgenrot der Ewigkeit²¹.« Es ist selbstverständlich, daß Franz im Kreise seiner Jünger kein anderes Ziel verfolgt, als seinen Söhnen den Weg des frohen Gehens zu Gott vorzuleben. »Was nützt es, mit Händen und Füßen zu den Heiligtümern des Herrn zu zappeln, wenn das Herz nicht mitgeht?«

Ausfluß der maßlosen Gottesliebe ist die Liebe zum Mitmenschen. Für Federer war gerade hierin der heilige Franz ein ungemein wertvoller Lehrmeister. Es fiel auch Federer nicht immer leicht, das Gebot der Bruderliebe in dem von Gott gewollten Sinn zu erfüllen. Er hat es gelernt von Franziskus, von jenem Mann, auf dessen Lippen immer wieder die Worte waren: »Diese lieben guten Menschen, diese lieben guten Menschen!« Ja, wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir sagen, daß der umbrische Mystiker gerade hier für unsern Dichter von allergrößter Bedeutung war. Ohne diese frohgemute Gesinnung den Mitmenschen gegenüber, hätte Federer nie das zustande gebracht, was er in Wirklichkeit geschaffen hat. Man hat den köstlichen Humor Federers gar oft gepriesen, aber es will uns scheinen, daß er eigentlich nicht in Federers Wesen begründet war, sondern daß er sich erst durch seine Beziehungen zum frohen Franz durchgerungen hat, das menschliche Leben in seiner ganzen Vielgestaltigkeit von der Sonnenseite her zu betrachten, und trotz aller menschlichen Armseligkeit, trotz aller Gebrechen und Krankheit, trotz aller Leiden und Nöte mit frohem Auge aufzuschauen zum Herrgott.

Den wundervollsten Niederschlag dieser franziskanischen Fröhlichkeit hat uns Federer vermittelt in dem »heilig-zierlichen Geschichtlein«, das so fein und duftig ist, daß er es uns am liebsten vorsingen möchte, wenn ihm »genug Musik dazu auf der Lippe säße«. Er will die Legende einst zu Subiaco in schlafloser Nacht in einem vergilbten Büchlein gefunden haben. Man spürt es der Wiedergabe an, mit welcher Freude Federer dieses Geschichtlein niederschrieb, da sich ihm der arme heilige Bettelmann darin wieder von seiner menschlich so liebevollen Seite offenbarte.

Mit einigen seiner Gespanen kam Franz eines Tages an die Klosterpforte zu Subiaco, ward gastlich aufgenommen und saß bei Tisch zur Seite des Herrn und Vaters der Abtei. In Minne sprachen sie vom heiligen Erzvater Benedikt. Weniger friedlich jedoch waren die Dispute zwischen den Söhnen des Poverello und den jungen schwarzen Kuttenmännern, die, im Erstlingseifer ihrer Berufung, sich an dem gar so muntern Benehmen der sogenannten Minderbrüder eher ärgerten als erfreuten. Die tugendeifrigen Jünger des Heiligen vom Cassinoberg wußten Leben und Lehre ihres großen Meisters nicht genug zu rühmen. Von seinem Schweigen und Beten, von seinen Geißelstricken, von seinem Fasten und seinem heiligen Ernst und seligen Sterben ward gesprochen.

Liebevoll plaudert Federer weiter über die Schwarzen und Braunen, die alle auf ihre Art ein Leben führen möchten, das sie zu Gott bringen sollte, zur letzten Vollendung. Damit die lebensfrohen und wohl etwas überlustigen Minderbrüder künftig doch mit mehr Ernst an ihre Heiligung dächten, fand es der ehrwürdige Senior der Benediktusjünger ratsam, jedem von ihnen ein Zweiglein spitzer Dornen mitzugeben,

daß auch sie des Lebens Härte etwas besser zu spüren bekämen. Und wie nun Bruder Franz sich vom Wildbusch ein Ästlein bricht, da blüht auf einmal der ganze Strauch von einer Unzahl roter Rosen. »Da erfaßten es auch unsere verbohrtesten Rigorosi, daß dem lieben Gott viel genehmer, als alle Strengheiten der Disziplin, eine freie, gottfrohe Seele sei, und daß dieses einzigen Franz' Lächeln mehr wiege vor dem Himmel als zwölf Abteien voll schattiger Heiligengesichter« (ebd.).

Aus Federers innerster Seele scheinen uns die Schlußworte der hübschen, sinnvollen Legende zu kommen: »Du aber, frommer Legendenleser, mögest hierfür immer ein Schoß von Franzens wundersamem Rosenbäumchen, will sagen, ein kleines Lächeln mit dir durchs unzarte Leben in die ewigen Urständ tragen.«

Man mag das Leben des Umbriers Franz betrachten von welcher Seite man will, es ist immer liebenswürdig. Seine kindliche Freude an der Natur — sein Sonnengesang ist ja deren herrlicher Ausdruck — die Freiheit, die er sich allen Geschöpfen gegenüber wahrte und auf alles verzichtete, was er nicht durchaus zum Leben benötigt, seine Einfachheit und immer neu beglückende Einfalt, sein Leben zwischen Einsamkeit und buntem Weltgetriebe: all dies ist jubelvolle Harmonie in Franzens Erdentagen.

Das Letzte und Größte aber ist damit noch nicht gesagt. Die tiefste Bedeutung des seraphischen Mannes liegt — von Federer sehr mit Recht betont — »in der großen Liebe, die Franz immer zu Gott treibt«. Wohl hat Dante, der dem Armutsideal des Heiligen ein unvergängliches Denkmal geschaffen hat, »die Armut des Heiligen in würdigste Poesie gekleidet«. Ergreifender noch ist, daß der Dichterkönig »auch arm zu leben verstand und arm und weltflüchtig im Habit eines Franziskaners gestorben ist«.

Den tiefsten Sinn und die beste Deutung bekommt also das Leben des großen Sohnes unserer Kirche, wenn man es von dort aus deutet, wo es alle Kraft geschöpft hat, vom Quell der Gottesliebe aus. Es ist Federers nicht zu unterschätzendes Verdienst, entgegen einer vielfach so schwärmerischen Franziskusverehrung, mit aller Klarheit darauf hingewiesen zu haben, daß man nur dann den wunderbaren und tapferen Heiligen versteht, wenn man auch weiß, was ihn immer wieder angetrieben hat zu predigen und Märchen und Legenden und Geschichtlein zu erfinden und Lieder zu dichten »und einen so goldsprühenden, liebeglänzenden Hymnus wie den Sonnengesang« zu schaffen. »Eine Macht, die stärker ist als andere Dichterinspiration, die Liebe, half ihm mühelos dazu. Daher kommt es, daß er auch die einfachsten und tiefsten Gebete, die man seit dem »Vaterunser« im Evangelium gehört hat, ersinnt, und daß ihm alles Übel- und Geplagt- und Verachtetsein und sogar die Notwehr gegen die eigenen Freunde und Helfer nichts gilt und nicht lange weh tut, denn die Liebe entschädigt für alles. Daher kommt es auch, daß er die Menschen so gern hat, wie vielleicht kein Mensch seit jener Zeit wieder einen andern Menschen, auch nur einen einzigen, zu lieben vermochte. Aber Franz liebt alle aufs innigste. Denn an jeder Stirne, auf jeder Lippe, aus jedem Wort erkennt er ein, wenn auch noch so feines und kleines, so doch echtes Fünkchen der göttlichen Kindschaft, der in Christus überkommenen Bruderschaft²².«

Franz sieht die göttlichen Umrisse in den Menschen, in den Ereignissen, im Weben und Leben der Natur. Aber nicht wie ein Pantheist, der alles vergöttert, sondern wie

ein Geschöpf, das das erschaffene Sein als eine unbeschreibliche Gnade empfindet, und den Spuren der Gotteshand in allen Werken nachgeht. Deshalb gab es für ihn wohl kaum ein anderes Buch als die Frohbotschaft seines göttlichen Meisters, »wo nur Liebe schrieb und nur Liebe geschrieben steht«. Wir müssen Federer zustimmen, wenn er sagt, nichts habe den Heiligen so beschäftigt als Christi alles überragende Liebestat, sein Leiden und Sterben. In das hat er sich stunden- und tagelang, ja schier unablässig in warmherzigem Mitleiden vertieft, bis ihm in erdentrückter Schau und mystischer Vereinigung der größte Beweis göttlicher Liebe zuteil wurde. Er ward gewürdigt, seines lieben Herrn und Meisters Stigmata am eigenen Leibe zu tragen. So litt er in etwa mit, was Christus für ihn gelitten, als er am Kreuz verblutend starb. Und damit klingen in Franzens Leben, das ja nichts anderes ist als ein wundervoller Minnesang auf die göttliche Erbarmung, Akkorde heiliger Gottverbundenheit. »Es sind Töne, die Heimweh machen. Man fängt an zu suchen, nach etwas Verlorenem auszugreifen. Man blickt in sich hinein und über sich hinaus wieder einmal in die stillen Gegenden, wo die Sonne leuchtet und die Nachtsterne ihre frommen Lichtlein leuchten lassen. Man faltet unwillkürlich die Hände und möchte anders sein, schöner, besser, reiner. Man möchte einen Ton in der großen, franziskanischen Harmonie bilden, wenn auch nur einen kleinen, dünnen, sterblich schwachen Ton in diesem wunderbaren himmlischen Konzert, wo Reden, Denken und Tun einen einzigen vollen Akkord ausmachen. Man sucht nach Franziskus Spuren, und wo man ihn in irgendeinem verkannten Menschenkind, in einem braven Werke, oder in einem freundlichen Bruderwort findet, glaubt man ein umbrisches Lüftchen zu verspüren, eine Falte der freundlichbraunen Franziskuskutte wehen zu sehen und ein Stündchen goldnerheiliger Franziskuszeit zu erleben. So wirkt der Heilige noch in Millionen Herzen²³.«

Zu diesen feinsinnigen Überlegungen gelangte Federer vor den prächtigen Franziskusbildern seines Landsmanns Fritz Kunz. Diese Inspiration offenbarte ihm in herrlicher Weise das innerste Wesen des großen und reichen Bettelmannes von Assisi.

Werke, die zeitlich in großem Abstand diesem ersten Buch über Franz folgten, legen dar, daß Federer in all den Jahren seiner Verbundenheit mit Italien, ja überhaupt sein ganzes Leben lang, dem guten, verständnisvollen Heiligen innig ergeben blieb. Wir halten uns jeder Übertreibung fern mit der Ansicht, nichts habe ihn so sehr nach Italien gezogen wie der heilige Poverello. Von ihm schreibt er immer mit besonderer Liebe und Wärme und Hingabe. Auf seinen Spuren ist er in Perugia und Assisi und im ganzen Umbrierland manchen seligen Tag gewandert mit frohem Sinn. Vom hilfreichen Mann von Assisi wird ihm erzählt in vielen traulichen Plauderstunden, denken wir nur an die prachtvolle Geschichte »Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio«²⁴.

Aber auch in seinem eigenen »Alleinsein mit der Seele« hat Federer Zeit gehabt, über den unvergleichlichen Ritter von Habenichts nachzudenken. Und er erinnert sich, daß auch Goethe das umbrische Land und auch Assisi betreten hat, daß er aber Franz zu wenig kannte, als daß der Heilige dem Alten von Weimar hätte zu einem seelischen Erlebnis werden können. Wer in Franz nur einen Eiferer sieht, »den Vater aller dieser oft so häßlichen geistlichen Krambuden und frommen Prellerei in den Gassen

der Wallfahrtsstadt«, der schaut freilich am wahren Heiligen von Assisi ganz und gar vorbei. Vielleicht würde Goethe heute anders urteilen, vielleicht käme auch er zur Einsicht, daß Bruder Franz der Mann ist, »der die Heiligkeit poesievoll und die Poesie heilig machte«.

Es entspricht durchaus dem Charakter Federers, daß er den Spuren des bescheidenen, volksverbundenen, schlichten Mannes im Bettlergewand immer wieder nachging. »Wer das Franziskusleben betrachtet, wird voll Melodie. In seinem Ohr klingt das Sonnenlied, sein Auge sieht nichts als Harmonie. Er fühlt es sozusagen bis in die Fingerspitzen, wie dieses arme Heiligenleben in lauter Akkorden dahinfließt²⁵.«

Karl Wick schrieb, als Federer seine Augen im Tode geschlossen hatte, sinnvoll und treffend: »Künstler und Mensch sind eins in Federer. Das war in der heutigen Zeit nur möglich durch eine ganz und gar asketische Lebenshaltung, durch ein Entrücktsein aller Betriebsamkeit des modernen literarischen Lebens. Aus dieser Einsamkeit heraus wuchs Federers Schaffen, diese Einsamkeit schuf seine innere Gemeinschaft mit einem Franz von Assisi, mit einem Nikolaus von Flüe²⁶.«

Besser läßt sich Federers glückliches Verhältnis zu Italien, zu Umbrien, und vor allem zu dessen größtem Sohn kaum darstellen. Es ist in der Tat eine Gesinnungsgemeinschaft zwischen Franz und Federer da, die erst dann im vollen Licht sich zeigen wird, wenn Federers Leben auch nach dieser Seite hin betrachtet wird. Maync hat sich einmal dahin geäußert, daß im Mittelpunkt von Federers Leben der — nunmehr heilige — Einsiedler vom Ranft gestanden habe. Wir möchten uns in dieser Frage eher Wagner anschließen, der der Meinung ist, der Heilige von Assisi habe größeren Einfluß auf Federer ausgeübt. Richtiger aber ist, die beiden Heiligen nicht gegeneinander, sondern nebeneinander zu stellen. Beide haben Federer geholfen, das zu werden, wodurch er uns so sehr lieb geworden ist und immer bleiben wird²⁷.

Eines muß hier noch festgehalten werden: Franziskus ist unserm Dichter nicht nur lieb als Sohn der umbrischen Erde (also des »wahren Italiens«) und unvergleichlicher Freund und Bruder aller Geschöpfe, sondern vor allem, weil er immerfort ein so treuer, eifriger Sohn der heiligen Kirche Christi war. In dieser Kirche Christi hat denn auch Franz seine bleibende, echte Verehrung gefunden, »von keiner Zeit und Zeitkultur behindert«. Hier ist es, »wo er wirkt und segnet wie einst, und wo man von seiner Einfalt gewinnt und von seiner Fröhlichkeit heimträgt. Das bist du, o große, weise, liebe Mutter Kirche, du katholische Kirche, die du allein solche Söhne zeugt und durchaus allein ihr Andenken echt und recht bewahrt. In deiner mildherben Luft wird kein Götzenbild, kein vergoldetes Kulturstück, kein interessantes wissenschaftliches Objekt daraus, es bleibt der gesunde, begnadete Mensch. Er sinkt auch nicht zum bloßen Naturschwärmer, Philanthropen oder Poeten herab. Er bleibt das, was er in deinem hohen Sinn und Gesetz, das heißt in Christi Spuren, aus sich selbst gemacht hat, zuerst ein Liebhaber und Liebling Gottes, dann — aber zeitlich gibt es da kein Nacheinander, sondern geht organisch zusammen! — dann ein inniger Menschenfreund, ein göttliches Naturkind, ein Prediger und Sänger des Ewigen. Er bleibt Katholik, der an seiner Kirche hängt, sich vor dem Papste kindlich beugt, die Sakramente gläubig ehrt und mit Inbrunst empfängt. Er bleibt der Held, der die verwahrloste Welt durch Glaube, Gehorsam, Güte und Bedürfnislosigkeit zum Heile führen

will. Nur der Katholik kann Franzens von Assisi Wesen voll und richtig verstehen. Denn es ist vom katholischen Kirchenglauben so im Tiefsten und Feinsten durchtränkt, daß, wer diesen nicht gründlich kennt — und wer kennt ihn gründlich, ohne ihn gründlich zu üben? — auch den Heiligen in den entscheidenden Vorgängen seines Lebens nicht kennt. Daher geht für uns auch der Klassiker Sabatier am eigentlichen Kern schönredend vorbei«²⁸.

Es kann nicht anders sein, als daß der gottvolle und gottfrohe Heilige, der den menschlichen Nöten so nahe war, auch heute, in der Glorie der Gottesschau, ein mächtiger Fürbitter und Helfer geblieben ist. Am Grabe Franzens hat Federer gesehen, mit welchem Vertrauen dort gefleht wird, wie der Heilige fortlebt im Glauben seiner Landsleute, im Glauben aller guten Katholiken. »Eine Welt voll Sorgen schüttet man auf dieses Grab²⁹.«

Franziskus und Heinrich Federer. Sie sind nicht mehr voneinander zu trennen.

Rückblick

Heinrich Federer und Italien. Was ergibt sich aus der vorliegenden Arbeit? Schon in jungen Jahren hatte Federer, so wurde gezeigt, einen offenen Sinn für Land und Leute im Süden. Mögen widrige Umstände ihn während der Studienjahre abgehalten haben, nach Italien zu reisen, so weilte er doch schon zu jener Zeit im Geiste oft jenseits der Alpen. Mit Sprache, Kunst und Geschichte seines Sehnsuchtslandes machte er sich früh vertraut, ohne allerdings auch nur entfernt daran zu denken, daß die Halbinsel im Süden des Gotthards für ihn später das Land der wichtigsten Entscheidungen, der bedeutsamsten Entwicklung und künstlerischen Reife sein werde.

Das ist Italien unserm Dichter geworden, indem es den durch harten Schicksalsschlag gedrückten Mann aufnimmt, ihn durch die reichen Schätze landschaftlicher Reize beglückt und ihn neu zu den Quellen irdischer Freude führt, zu einem geradezu begnadeten Erleben der Mutter Erde. Ihre Geheimnisse lernt er verstehen, ihre Macht und Pracht fängt er zu bestaunen an. So wird er zum Kunder der Schönheiten der italischen, besonders der umbrischen Erde, aus der es ihn zwar trotz allen Wohlbehagens immer wieder in den Norden zieht, von der er aber auch stets aufs neue angelockt wird. Das südliche Landschaftsbild bewirkt, daß er auch die Eigenart seiner Schweizer Heimat immer besser und tiefer erfaßt und begeisternd besingt.

Die Natur bleibt nur eine schöne Stumme ohne die Menschen, sagt Federer. Er aber sucht frisches, munteres Leben. Das vermitteln ihm die Menschen im Land der südlichen Sonne. Zu ihnen geht er, wie gezeigt wurde, in einem Zeitpunkt tiefster seelischer Niedergeschlagenheit. Es ist in sehr hohem Grade das Verdienst der Südländer, unsern Dichter schwerster Verbitterung entrissen zu haben. In allen Erzählungen aus dem Süden finden wir, daß Federer im vertrautesten Verkehr stand mit dem Volk. Seine Liebe zu den Kindern und zum kleinen Mann hat sich hier wundervoll vertieft. Die wahre Brüderlichkeit dieser unverdorbenen Menschen, ihre Vertrauensseligkeit und ihr menschenfreundliches Wesen, die Gastfreundschaft und wahre Liebe, mit der er überall aufgenommen wird, wecken in ihm aufs neue den gesunden Humor und den Glauben an das Gute im Menschen. Selige Plauderstunden bilden sein köstlichstes Talent, das des Erzählens, bis zur Vollendung aus. Federer wird hier bei den von keiner Unkultur verbogenen Menschen wieder Optimist, nimmt die wertvollsten Schätze dieses Volkes, Legenden, Sagen und allerhand Geschichtlein in sich auf, die er dann in seinem Idiom ins große Land der deutschen Sprache weiterklingen läßt. Mit offenem Auge lernt er Tugenden und Fehler der Italiener kennen, liebt das Gute bei ihnen und entschuldigt liebevoll das

Mangelhafte. Dieser überaus wohlthuende Einfluß auf unsern Dichter, in geistiger und seelischer Beziehung, wurde bisher nie genügend beachtet, kann aber in der Tat kaum überschätzt werden.

Von großer Bedeutung sind sodann Federers Erörterungen über die Gegensätze zwischen Norden und Süden, die sich besonders klar auf sprachlichem Gebiet zeigen. Obschon er höchst begeistert ist für die Schönheit der italienischen Sprache, und trotz der persönlich so herzlichen Beziehungen zum Südländer, stellt er eine tiefe Kluft zwischen den Völkern zu beiden Seiten der Alpen fest. Da sich in der Sprache weitgehend der Charakter eines Volkes offenbart, zieht er aus ihrer gründlichen Verschiedenheit den Schluß, daß Germane und Romane immer Gegensätze bleiben werden. Aber auch italienische Dichtungen können in ihrem ganzen Wohllaut nie ins Deutsche übertragen werden, nicht nur der sprachlichen Schwierigkeiten wegen, sondern weil der Deutsche nicht in die italienische Seelengemeinschaft einzudringen vermag. So bleibt uns Menschen deutscher Zunge manches unaussprechlich, wie anderseits auch der Italiener nie, oder nur äußerst selten heimisch wird im germanischen Wesen. Zu bedauern ist diese Kluft vor allem in Hinsicht auf Manzoni, dessen Leben und Werk Federer höchste Bewunderung zollte.

Italien hat unsern Dichter auch in den Bann der größten Kunstwerke gezogen. Was Meißel und Pinsel, was Genie und Fleiß in diesem gesegneten Land geschaffen haben, wird für Federer Gegenstand fast unaussprechlichen Staunens. Die Stätten gewaltiger Bauten ziehen ihn nicht minder an als die Museen mit ihren Skulpturen und ihrer Farbenpracht. Das alles ist ihm eine Offenbarung göttlichen und menschlichen Geistes, wie sie nur wenigen Menschen zuteil wird und wie nur wenige sie zu deuten vermögen.

Groß zeigt sich Federer auch, wenn er im Buche der Geschichte seines lieben Italiens blättert. Gestalten und Zeiten werden wieder wach und so lebendig und kraftvoll vor die Seele gestellt, daß Italien uns zu einem neuen Erlebnis wird. Die Geschichte wurde ja auch ihm Lehrmeisterin, indem sie ihm zeigte, neues Geschehen vom Blickfeld versunkener Tage aus zu betrachten und zu wägen.

Daß Federer für die Helden des Glaubens aller Jahrhunderte und auch seiner Zeit ein klares Auge, ein warmes Herz und klugen Sinn besaß, verstehen wir, wenn wir wissen, welchem Boden er entstammte.

Wer jedoch Federer zutiefst erfassen und auf den Grund seiner Seele blicken will, der überdenkt sein Verhältnis zum heiligen Franz von Assisi, zu dessen Land und Leuten, zu dessen Zeit und Bedeutung. Dann wird es jedem klar, was unsern Dichter in letzter Linie immer wieder in den Süden zog. Und wir begreifen schließlich, wenn wir all das erwogen haben, wie sehr J. Nadler recht bekommt, wenn er sagt, Federer sei »erst spät und hinter geläufigen Vorbildern« zur Dichtung und zu eigenem Stil gekommen. »Mit einem Ruck saß der Italienfahrer im eigenen Sattel, als er Umbrien in sich aufgenommen hatte. Kleine, bis aufs letzte Körnchen des Überflüssigen ausgedrehte Novellen wie ‚Sisto e Sesto‘ 1913 und ‚Das letzte Stündlein des Papstes‘ 1914 sagen seine Vollendung an.«

So ist Federer nicht zu verstehen ohne Italien, durch das er ein Großer geworden ist in der Reihe unserer Dichter, wo er sich für immer seinen Platz gesichert hat.

Anmerkungen

Vorwort.

- ¹ Hermann Odermatt in »Neue Zürcher Nachrichten«, 30. April 1928, 24. Jg., Nr. 117.
- ² Maria Waser in »Neue Zürcher Zeitung«, 20. Mai 1928, Blatt 3, Literarische Beilage.

Italiensehnsucht.

- ¹ Am Fenster, S. 53.
- ² Am Fenster, S. 45.
- ³ Am Fenster, S. 53.
- ⁴ Am Fenster, S. 127.
- ⁵ Brief an H. H. Kommissar Rohrer, Sachseln, vom 17. Februar 1928.
- ⁶ Am Fenster, S. 106.
- ⁷ Mätteliseppi, S. 25.
- ⁸ Mätteliseppi, S. 409.
- ⁹ Mätteliseppi, S. 408.
- ¹⁰ Mätteliseppi, S. 448.
- ¹¹ Am Fenster, S. 142.
- ¹² Am Fenster, S. 153.
- ¹³ Am Fenster, S. 125.
- ¹⁴ Mätteliseppi, S. 319 ff.
- ¹⁵ Am Fenster, S. 276 ff.
- ¹⁶ Brief an H. H. Kommissar Rohrer, Sachseln, 17. Febr. 1928.
- ¹⁷ Aus jungen Tagen, S. 130.
- ¹⁸ Franz Wagner, Heinrich Federer, der Mann und das Werk, S. 31.
- ¹⁹ Maurus Carnot, Die römischen Münzen. »Gedichte«, S. 63.
- ²⁰ Brief an Anton Stockmann, vom 31. Dezember 1886.
- ²¹ Am Fenster, S. 393.
- ²² Aus jungen Tagen, S. 157.
- ²³ Brief an Anton Stockmann, vom 17. Februar 1926.
- ²⁴ Brief an Anton Stockmann, vom 31. Dezember 1886.
- ²⁵ Brief an Anton Stockmann, vom 12. Februar 1892.
- ²⁶ Brief an Anton Stockmann, vom 7. November 1893.
- ²⁷ Brief an Anton Stockmann, vom 13. Januar 1900.
- ²⁸ Brief an Frau Dr. X., vom 18. September 1902.
- ²⁹ Hans Oser: Heinrich Federer, S. 70.
- ³⁰ Oswald Floeck: Heinrich Federer, Leben und Werk, S. 39.

- ³¹ »Wo schlafen?« Essay von Heinrich Federer, Weihnachtsalmanach 1928, Verlag Grote, Berlin.
 Dieselbe Arbeit erschien auch in »Neue Zürcher Zeitung«, 20. Mai 1928, Blatt 3, Lit. Beilage.
³² Brief an Anton Stockmann, vom 3. April 1903.
³³ Brief an Anton Stockmann, vom 20. August 1903.

Das Land der »leichten Erde«.

- ¹ Am Fenster, Widmung.
- ² G. H. Heer: Das Naturerlebnis Heinrich Federers, S. 10.
- ³ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 35.
- ⁴ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 38.
- ⁵ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 159.
- ⁶ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 396. Machiavellis Vorbild des »Principe« in Siena ist der dortige Tyrann Pandolfo Petrucci, der Schrecken seiner Zeit.
- ⁷ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 397. Wenn Federer sich in einigen Städten Italiens längere Zeit und wiederholte Male aufhält, so ist es seinem großen Interesse an Kunstwerken zuzuschreiben und auch dem Umstand, daß die bedeutendsten Städte für ihn geradezu Bilderbücher der Geschichte sind, die zu bestaunen er nicht aufhören kann.
- ⁸ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 557.
- ⁹ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 431.
- ¹⁰ Federer: Von Heiligen, Räubern und von der Gerechtigkeit, S. 24.
- ¹¹ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein, »Im Felsenstädtchen Narni«, S. 387 ff.
- ¹² Federer: Am Fenster, S. 142.
- ¹³ Federer: Unter südlichen Sonnen und Menschen: »Einer, der Steine sucht und Menschen findet«, S. 127.
- ¹⁴ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Agostino und Roberta«, S. 157.
- ¹⁵ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Aquila«, S. 248.
- ¹⁶ Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Nachgeplauder«, S. 303. — Hier vor allem zeigt Federer, wie sehr nicht nur die Städte, sondern auch die Landschaft ihn in den Bann vergangener Tage zu ziehen vermochte.
- ¹⁷ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »In Franzens Poetenstube«, S. 11.
- ¹⁸ Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Nachgeplauder«, S. 299.
- ¹⁹ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Wasserspiele von Terni«, S. 363.
- ²⁰ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Wasserspiele von Terni«, S. 364.
- ²¹ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Über den umbrischen Tiber«, S. 3.
- ²² Federer: Durchs heißeste Italien, S. 597. — Auch der Landsmann Federers, C. F. Meyer, ist dem Zauber der römischen Brunnen erlegen; er sagt:
 »Einmal noch, o könnt ich lauschen,
 Halb entschlummert, halb erwacht,
 Was in Rom die Brunnen rauschen
 in dem Schoß der Mitternacht.«
 Siehe: Wilhelm Waetzold: »Das klassische Land«, S. 22.
- ²³ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Aquila«, S. 246. — Hier erreicht Federers Landschaftsdeutung wohl den Höhepunkt.
- ²⁴ Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Alonzo Brigone«, S. 20.
- ²⁵ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Im Felsenstädtchen Narni«, S. 380; vgl. Heer: Das Naturerlebnis Federers, S. 57.
- ²⁶ Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Nachgeplauder«, S. 311.

- 27 Federer: Zwischen grünen Hügeln und Träumen, S. 28.
- 27* Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Die umbrische Ziege«, S. 50. — Wie sehr nicht nur der Mensch, sondern auch die vernunftlose Schöpfung den Humor in Federers Dichterseele weckt, zeigt dieses Kapitelchen in erfreulichster Weise.
- 28 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »In Franzens Poetenstube«, S. 14.
- 29 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Die Katzen von Pantheon«, S. 421.
- 30 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 391.
- 31 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Weihnachten in den sibyllinischen Bergen«, S. 93 f.
- 32 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Eine Nacht in den Abruzzen«, S. 315.
- 33 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Weihnachten in den sibyllinischen Bergen«, S. 135.
- 34 Federer: Brief an Anton Stockmann, vom 10. Juli 1904.
- 35 Federer: Brief an Fritz Kunz, vom 12. November 1908.
- 36 Federer: Von Heiligen, Räubern und von der Gerechtigkeit, S. 28.
- 37 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Gebt mir meine Wildnis wieder«, S. 289.
- 38 Federer: Zwischen grünen Hügeln und Träumen, S. 7.
- 39 Federer: Am Fenster, S. 142.

Die »Neue Zürcher Zeitung« brachte im Jahre 1923 einen Essay von Federer: »Heimkehr in die liebe alemannische Schweiz«. Dort lesen wir: »Man mag den Süden noch so innig verehren und sich etwa in Mittelitalien noch so heimatlich, ja für manche Eigenheiten seines Wesens dort am heimatlichsten fühlen: trotzdem, was aus echt alemannischen Knochen geschnitzt und mit echt alemannischem Blut durchsaftet ist, das bekommt oft auf der antiksten Piazza der Romagna und unter der rassigsten Olive der Toskana ein verschämtes, zartes, doch tiefes, kurz gesagt, ein nordisches Heimweh.« »N. Z. Z.«, 1923, Nr. 1479.

Der Südländer.

- 1 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 32; vgl. G. Keckeis: Heinrich Federer, ein Büchlein für seine Freunde, S. 7. »Ja, der Mensch, der dunkeln Dranges erfüllte, irrende, strauchelnde und doch ewig sehnsüchtige Pilgrim Gottes, ruft ergreifend aus Federers wahrhaft altruistischem Schaffen.« Deshalb wandert, wie Keckeis treffend bemerkt, »Federer nicht in die Fremde, sondern in die Heimat anderer«.
- 2 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Weihnachten in den sibyllinischen Bergen«, S. 96.
- 3 Federer: ebenda: »Nachgeplauder«, S. 289.
- 4 Federer: ebenda: »Nachgeplauder«, S. 290.
- 5 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 158.
- 6 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Nach Amerika«, S. 267 ff.
- 7 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Aquila«, S. 249.
- 8 Federer: ebenda, S. 251.
- 9 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 192.
- 10 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Nachgeplauder«, S. 294.
- 11 Federer: ebenda, S. 295 ff. — Es lohnt sich, »Sisto e Sesto«, vor allem in Hinsicht der psychologischen Meisterschaft Federers, zu betrachten, die sich in der Darstellung der Banditen zeigt. Hier können wir Keckeis nicht recht geben, wenn er die Urschweiz-Geschichten denen aus dem Süden vorzieht.
- 12 Federer: Von Heiligen, Räubern und von der Gerechtigkeit, S. 23.

- 13 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Weihnachten in den sybillinischen Bergen«, S. 133.
 - 14 Federer: Unter südlichen Sonnen und Menschen: »Der Wilderer Augusto Sarti«. — Die sechs Erzählungen dieses Buches sind bekanntlich die einzigen, denen unser Dichter den Titel »Novellen« gab, »weil sie mit großer Miene und starker Wirkung« aus der Gewöhnlichkeit unseres Lebens heraustreten. — Siehe: Oser, Heinrich Federer, S. 60 f. Oser hat von allen, die bisher über Federers Beziehungen zu Italien sprachen, am besten darüber geschrieben, wenn er es auch nur in wenigen Sätzen getan hat.
 - 15 Federer: Unter südlichen Sonnen und Menschen: »Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio«, S. 191.
 - 16 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Das Wunder von Bolsena«, S. 179.
 - 17 Federer: Von Heiligen, Räubern und der Gerechtigkeit: »Auf den Spuren des Poverello«, S. 25.
 - 18 Federer: Unter südlichen Sonnen und Menschen, S. 122.
 - 18* Federer: Brief an Fritz Kunz, vom 7. Januar 1906: »Liebe ich doch nichts so sehr wie die Kinder.«
 - 19 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 557.
 - 20 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Dante«, S. 251.
 - 21 Federer: Unter südlichen Sonnen und Menschen: »Einer, der Steine sucht und Menschen findet«, S. 135.
 - 21* Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Alonzo Brigone«, S. 79 ff. — Vgl. Dr. Viktor Ott, Studien zur Darstellung des Kindes in der modernen Schweizer Erzählliteratur.
 - 22 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Glückliche Faulenzer«, S. 241.
 - 23 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Deutsch und Latein«, S. 195.
 - 24 Federer: Unter südlichen Sonnen und Menschen, S. 173.
 - 25 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Was der Hausierer Marcote erzählt«, S. 227.
 - 26 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Weihnachten in den sybillinischen Bergen«, S. 119.
 - 27 Federer: Unter südlichen Sonnen..., S. 173.
 - 28 Federer: ebenda, S. 175.
 - 29 Federer: ebenda, S. 193.
 - 30 Heer: Das Naturerlebnis bei Heinrich Federer, S. 58.
 - 31 Es ist hier besonders an »Sisto e Sesto«, »Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio«, »Alonzo Brigone« zu denken, um nur einige zu nennen.
 - 32 Federer: Unter südlichen Sonnen... »Zwei Christbäume in Rom«, S. 47.
 - 33 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Ein behagliches Nachgeplauder des Erzählers«, S. 285.
 - 34 Federer: Unter südlichen Sonnen... »Die Buchbinderin Mala Gozzi«, S. 228.
 - 35 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 116.
 - 36 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 70.
 - 37 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 158.
 - 38 Federer: ebenda, S. 158.
 - 39 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Deutsch und Latein«, S. 192.
 - 40 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Romam versus«, S. 402.
 - 41 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 25.
- Franz Michel Willam (siehe »Hochland«, 30. Jahrg., 1933, Band 2) glaubt in unserm Dichter einen Nachkommen der »Räter« sehen zu müssen und hält sich zur Annahme berechtigt, Federer habe aus diesem Grunde sich in den Abruzzen beheimatet gefühlt, da er sich selbst in diesem Sinn geäußert habe. Aus dem Gesamtwerk Federers geht aber klar hervor, daß er

nur eine Heimat hatte, seine »liebe, alemannische Schweiz«, wie A. H. Schwengeler in seiner Arbeit: Heinrich Federer, der Mensch, der Künstler, überzeugend darlegt; s. S. 28 ff.

42 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 309.

43 Federer: ebenda, S. 158.

44 Federer: ebenda, S. 116.

45 Federer: Brief an Anton Stockmann, vom 31. März 1928.

46 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Wo liegt Italien?«, S. 208.

47 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 231.

48 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Im Felsenstädtchen Narni«, S. 396.

49 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Nachgeplauder«, S. 317.

50 Federer: ebenda, S. 292. —

C. Ch. Bry schrieb in Literar. Echo (1912/13), das von Federer entworfene Bild der Italiener sei Profil, seine Züge entsprechen der Wirklichkeit, aber es enthalte nicht alle Züge. War Bry damals vielleicht noch in etwa zu dieser Feststellung berechtigt, so ist dies gewiß nicht mehr der Fall, wenn man heute das ganze Italienerlebnis Federers einer Prüfung unterzieht. —

51 Federer: Brief an Stockmann, vom 15. Januar 1924. Das Urteil Bernhard Achtermanns in »Hochland« (11. Jahrgang, Band 1, 1913/14) diene hier als Abschluß: »Die italienische Psyche alter und neuer Zeit steht, möchte man sagen, dem Dichter schon fast so willig und bequem zur Verfügung wie die Geige im Kasten ... dem Volk, vor allem den Gedrückten und Geschupften, gehört sein Herz mit allen Fasern.«

Und noch einem Kenner der Werke Federers geben wir das Wort, Sigmund Stang. »Zur Höhe der Dichtung erhebt sich Federer, der bewunderungswürdige Meister der Skizze und kleinen Erzählung, in seinen Wandergeschichten. Da ist alles in stimmungsgesättigte Farben und Klänge gebannt, die den urpersönlichen, liebenswerten Charakter Federers tragen. Seine geniale Erzählkunst setzt er an die Nachschaffung von Legenden und Geschichten, die er dem Volk der Apenninen abgelauscht hat. Goldene Poesie — und doch sind diese Wandergeschichten ein treuer Spiegel des Landes und der Menschen.« »Stimmen der Zeit«, 111. Bd., 1926, S. 478.

Sprache.

1 Federer: Brief an Anton Stockmann, vom 3. April 1903.

2 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 279.

3 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »In den Bergnestern«, S. 60.

4 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Alonzo Brigone«, S. 23.

5 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Eine sonderbare Silvesternacht«, S. 183.

6 Wagner: Heinrich Federer, »Der Mann und das Werk«, S. 69.

6* Mario Andreis: »Novelle Umbre di Enrico Federer«, behauptet, ohne aber den Beweis zu liefern: »Nelle novelle di soggetto italiano la lingua è notevolmente diversa da quella dei suoi racconti svizzeri. L'espressione raggiunge quivi purezza, finezza e musicalità grandissime.« S. 16.

Auch Hermann Aellen, auf den sich Andreis übrigens stützt, urteilt ähnlich: »Federer hat sich mit erstaunlicher Anpassungsfähigkeit in die neue Aufgabe gefunden ... er hat in die harte Sprache der Germanen soviel Wohlklang Dantes hineingebracht, als möglich war. Der Dichter vermochte sich ganz in die italienische Welt und Sprache hineinzufühlen.« Siehe: Hermann Aellen: »Heinrich Federer«. Eine Einführung in das Werk des Dichters, S. 66.

7. Irmgard Förster: »Mittel der Darstellung bei Heinrich Federer«, S. 89.
Nach ihrer Ansicht liegt das Bedeutsame von Federers Italienerlebnis darin, »daß ihm die Poesie zum Mittel des Weltverständnisses überhaupt wird«. —
8. F. B. Birnbach: »Heinrich Federer, seine Persönlichkeit und seine Kunstform«.
9. Sr. Hildegard Jud: »Zur Wortkunst Heinrich Federers«.
10. Federer: »Glossen zum Jubiläum eines Romans«, in: »Der kleine Bund«, Sonntagsbeilage des »Bund«, vom 20. Mai 1923.
11. Ebenda.
- 11* Eduard Engel beurteilt Heyses Übersetzungen allerdings günstiger, nennt er ihn doch einen der »vorzüglichsten Übersetzer«. S. Engel: »Geschichte der deutschen Literatur«, 2. Band, S. 903.
12. Federer: Glossen...
13. Federer: ebenda.
14. Federer: Brief an Anton Stockmann, vom 31. März 1928.

Dichtung.

1. Federer: »Plauderei über Alessandro Manzoni« in: Der Lesezirkel, Jahrg. 1922/23.
2. Ebenda.
3. Ebenda.
4. Federer: »Zum 50. Todestag Al. Manzonis, 1785—1873«, in: »Neue Zürcher Nachrichten«, 1923, Nr. 140—142.
5. Federer: »Glossen zum Jubiläum eines Romans«. Dieser Arbeit Federers sind auch die folgenden Zitate, die nicht eigens numeriert sind, entnommen.
- 5* Federer: ebenda.
6. Federer: ebenda.
7. Federer: ebenda.
8. Federer: ebenda.
9. Antz Josef: »Vom prosaepischen Stil im allgemeinen und den Anfängen Heinrich Federers im besonderen.« In: »Die Bücherwelt«, 1912, Nr. 9/10, S. 172 ff.
10. Federer: Plauderei über Manzoni, »Gli Inni sacri«.
11. Federer: ebenda.
- 11* Federer: Zum 50. Todestag Al. Manzonis.
12. Federer: Plauderei über Al. Manzoni.
13. Federer: ebenda.
Daß unser Dichter mit Manzoni sehr nahe verwandt ist in der Wesensart, zeigt Mario Andreis in seinem Werk über Federer; s. Kapitel: Sprache, Nr. 6*, S. 53.
14. Federer: Durchs heißeste Italien, S. 310.
15. Oswald Floeck: »Heinrich Federer, Leben und Werk«, S. 256.
16. Federer: Glossen zum Jubiläum eines Romans.
17. Federer: »Alte und Neue Welt«, 1908, S. 669 ff.: »Der Weltbrief Pius' X. und die Weltliteratur«.
18. Federer: ebenda, S. 706.
19. Federer: »Zwei sentimentale Gipfeltouren«, in »Illustrierte Monatshefte«, 2. Jahrg., 3. Heft, März 1926; s. Floeck, S. 269. — Andreis gibt diesen Essay italienisch wieder, in: »Novelle umbre«, S. 144.

- ²⁰ Andreis: Im eben genannten Werk, S. 26. — Die Ausführungen von Andreis sind mit Vorsicht zu lesen, da er nicht überall gut orientiert ist, so sehr andererseits sein Versuch, das Schaffen Federers in Italien bekannt zu machen, zu begrüßen ist.
- ²¹ Federer: *Durchs heißeste Italien*, S. 312.
- ²² Giovanni Pappini: »Dante«, Ein ewiges Leben, S. 166. Dante und die Kinder.
- ²³ Federer: *Durchs heißeste Italien*: »Die Geister von Santa Croce«, S. 349 f.
- ²⁴ Federer: *Glossen zum Jubiläum eines Romans*.
- ²⁵ Korrodi E., in: »Die Literatur«, 30. Jahrg. 1927/28, S. 586.
- ²⁶ Federer: »Der Tod der Renaissance, in: »Renaissancegespräche«, Zeitschrift des Verbandes Schweizerischer Renaissance-Gesellschaften, Heft 2, Februar 1937. Der Vortrag wurde in der »Renaissance« im Sommer 1910 gehalten.

Im Banne der bildenden Künste.

- ¹ Federer: *Durchs heißeste Italien*, S. 310.
- ² Federer: *Wander- und Wundergeschichten*, S. 261.
- ³ Federer: *Von Heiligen, Räubern ...*, S. 51 ff.
- ⁴ Federer: *Durchs heißeste Italien*, S. 396.
- ⁵ Federer: ebenda, S. 430.
- ⁶ Federer: Brief an Stockmann Anton, vom 11. September 1905. — In seinen unveröffentlichten Reiseerinnerungen: »Unvergessliches aus Italien«, die mir Herr C. Kindlimann gütigst zur Verfügung stellte, schreibt Federer über den Dom von Pisa: »Still und einsam ist es da wie vor einem erhabenen Gletschergebirge. Diese herrlich gebauten Marmorhoheiten leuchten und schweigen ja auch so wunderbar wie die Schneemajestäten im Berner Oberland oder hoch am Berninapaß ... was sind alle Plätze und Tempelfronten Roms, ja der ganzen Welt, neben dieser Riesenstille und Riesenpracht schneeweißen Marmors? O Würde, o Ernst, o Schauer des Genies, o hohes Haupt, o tiefes Herz, hier kniet und betet: wie bin ich klein! In diesen scheinbar so schläfrigen Monumenten lebte die Ewigkeit...«
- ⁷ Federer: *Durchs heißeste Italien*, S. 349.
- ⁸ Federer: ebenda, S. 560.
- ⁹ Federer: ebenda, S. 58.
- ¹⁰ Federer: ebenda, S. 158.
- ¹¹ Federer: ebenda, S. 279.
- ¹² Federer: ebenda, S. 35.
- ¹³ Federer: ebenda, S. 117.
- ¹⁴ Federer: ebenda, S. 310 ff.
- ¹⁵ Federer: Brief an Anton Stockmann, vom 11. September 1909.
- ¹⁶ Federer: *Durchs heißeste Italien*, S. 311.
- ¹⁷ Federer: ebenda, S. 349.
- ^{17*} Federer: *Unter südlichen Sonnen und Menschen*: »Einer, der Steine sucht und Menschen findet«, S. 125. — Hans Oser hält diese Novelle für die beste des Buches. Sie ist in der Tat ein würdiges Gegenstück zur Dantenovelle im Sammelband: »Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden«. Durchaus zutreffend ist Osers weitere Feststellung, es hebe diese Novelle wohl am besten den Unterschied zwischen Federer und C. F. Meyer hervor. Es ist hier Federer unübertrefflich gelungen, »die unhistorische Menschlichkeit aus der heroischen Figur der Historie« herauszuschälen.
- ¹⁸ Dr. Viktor Ott: »Studien zur Darstellung des Kindes in der modernen Schweizer Erzählliteratur«, vgl. S. 84.

- 19 Federer: Unter südlichen Sonnen..., S. 151.
- 20 Federer: Brief an Anton Stockmann, vom 21. März 1928.
- 21 Federer: Unter südlichen Sonnen..., S. 187.
- 22 Federer: In: Jahresbericht der akad. wissenschaftl. Gesellschaft Renaissance, Zürich. Prolog: »Michelangelo«. (Von dem 10strophigen Gedicht führe ich hier die 4. und 5. an.)
- 23 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 118.
- 24 Federer: ebenda, S. 152.
- 25 Federer: ebenda, S. 116.
- 26 Federer: ebenda, S. 190.
- 27 Federer: ebenda, S. 190.
- 28 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 31.
- 29 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein, S. 410. — Gewiß ist jenes Grab für Federer eines der bedeutendsten, das die Inschrift trägt: »Ille hic est Raffael quo sospite vinci rerum magna parens et morienti mori«. »Raffael ist's, der hier ruht, dem, als er gelebt, zu erliegen fürchtete Mutter Natur, und zu vergehn, da er ging.« (Das lateinische Epigramm ist von Pietro Bembo.)
- 30 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 235.
- 31 Federer: ebenda: S. 236.
- 32 Federer: ebenda, S. 272.
- 33 Federer: ebenda, S. 349.
- 34 Federer: »Ein Tag bei Leonardo da Vinci«. Unveröffentlichte Novelle aus dem Nachlaß Heinrich Federers. In »Gral«, 24. Jahrg., Jubiläumsheft, S. 85.
- 35 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 310.
- 36 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Im Felsenstädtchen Narni«, S. 394.
- 37 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 397.
- 38 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 57.
- 39 Federer: Wander- und Wundergeschichten, S. 260.

Blick in Italiens Vergangenheit.

- 1 Federer: Brief an Anton Stockmann, vom 31. März 1928.
- 2 Wagner Franz: Heinrich Federer, S. 31. — Wagner weist auch darauf hin, daß Federer, obwohl er sich in der italienischen Geschichte glänzend auskannte, sich doch nicht zu einem historischen Roman entschließen konnte, weil er sich trotz aller Verbundenheit mit Italien nur als dessen Gast fühlte.
- 3 Irmgard Förster: »Mittel der Darstellung bei Heinrich Federer«, S. 87. — Vgl. auch E. Korrodi, »Gral«, 3. Jahrg., S. 497.
- 4 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 189.
- 5 Harry Maync: »Meine Erinnerungen an Heinrich Federer«. In: »Der kleine Bund«, Jahrg. 1928, Nr. 24.
- 6 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein, S. 1.
- 7 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 475.
- 8 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Romam versus«, S. 400 ff.
- 9 Federer: Unter südlichen Sonnen und Menschen, S. 9.
- 10 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 75.
- 11 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Die gotischen Eichen«, S. 376.
- 12 Federer: Aus jungen Tagen, S. 119.
- 13 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 518.

- 14 Federer: Wander- und Wundergeschichten, S. 97.
- 15 Federer: Der heilige Habenichts, S. 27.
- 16 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »In Franzens Poetenstube«, S. 12.
- 17 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 44. — Carl Albrecht Bernoulli schreibt in seinem Aufsatz: »Heinrich Federers Kunst«: »Außer in den Süden ist Federer da auch in dessen dreizehnten Jahrhundert geflüchtet und hat dort die Gestalten der Kirche aufgesucht, die am meisten zur poetischen Abbildung lockten; der erfolgreichste und streitbarste aller Päpste und der ohnmächtigste aller Päpste, der arme Einsiedler und oberstes Kirchenhaupt in einem sein mußte, sind ihm gleich willkommen und vertraut. Ich darf hier wohl erwähnen, daß beide kürzlich an mir selbst ebenfalls vorübergezogen sind, aber in der strenger Form einer Universitätsvorlesung über das Papsttum im Hochmittelalter, wo die kritische Sichtung der Quellen maßgebend zu sein hatte. Allzugroß ist die Verschiedenheit zwischen Popularisierung und genauer Forschung freilich nicht ausgefallen; Federers Bildnisse sind auch für den Historiker noch erkennbar und zuverlässig, denn dafür hat er selbst eine zu sichere Kultur und historische Schulung in sich, als daß er anders als sinngetreu historische Stoffe mit seinen Poetenhänden berührte...« In: »Der Lesezirkel«, 14. Jahrg., 1. Heft, Oktober 1926. Zürich.
- 18 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 45.
- 19 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 194.
- 20 Federer: »Römische Ballade« in: »O mein Heimatland«, 1919.
- 21 Rogger L.: »Federers kleine Büchlein«, in: »Schweiz. Rundschau«, 19. Jahrgang, 1918/19, S. 149 ff.
- 22 Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Gebt mir meine Wildnis wieder«, S. 283. — Vgl. Harry Maync, in: »Literarisches Echo«, 20. Jahrg., Spalte 745. Er nennt Federers Reisebilder nicht Heinescher, eher Eichendorfscher Art, und hebt auch seinerseits hervor, wie sehr Federer ein Künstler von gar feiner Art sei. Sonderbar genug, daß Franz Eichert im »Gral« sich bei Besprechung dieser Erzählung »einen kleinen Schmerz« vom Herzen zu schreiben genötigt fand, weil Federer eine allzumenschliche Auffassung vom Papsttum zeige. Das könne für »einfältigfromme Leser ein Stein des Anstoßes, für minderfromme ein Quell von Zweifeln und Vorurteilen werden«. — Diese Seufzer und die ihnen folgenden Ratschläge werden unsern Dichter gewiß nicht gerührt haben! Die Leser haben Federer verstanden. Siehe »Gral«, 12. Jahrg., S. 157.
- 23 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 398.
- 24 Federer: »Tod und Leben in Italien«, in: »Annalen«, eine schweizerische Monatsschrift, 1. Jahr, 1. Heft, Dezember 1926, S. 26.
- 25 Keckeis G., Heinrich Federer. Ein Büchlein für seine Freunde, S. 9 ff.
- 26 Heinrich Federer über Pastors Papstgeschichte, im eben genannten Büchlein von Keckeis, S. 13. Diese Ausführungen Federers erschienen auch als Separatdruck.
- 27 Ebenda.
- 28 Ebenda.
- 29 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 355.
- 30 Federer: ebenda, S. 350.
- 31 Federer: In: »Tod der Renaissance«; siehe Dichtung, Anmerkung 26.
- 32 Federer: Durchs heißeste Italien, S. 114.
- 33 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 160.
- 34 Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Der Krüppel von Orvieto«, S. 259 ff.

- ¹ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 560.
- ² Federer: Umbrische Reisegeschichtlein. Eine Nacht in den Abruzzen: »Mein Tarzisius-geschichtlein«, S. 311.
- ³ Vgl. Werner v. d. Schulenburg, in: »Literar. Echo«, 19. Bd.
- ⁴ Federer: Mätteliseppi, S. 401.
- ⁵ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 518.
- ⁶ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »San Benedettos Dornen und San Francescos Rosen«, S. 296.
- ⁷ Vgl. S. 106 ff. dieser Arbeit.
- ⁸ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 394.
- ⁹ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Der Demokrat in der Kutte«, S. 254 ff.
- ¹⁰ Federer: Über Pastors Papstgeschichte. — Es ist leider im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, näher auf alle Besprechungen der Pastorbände einzugehen, die Federers hervorragende Kenntnisse auf diesem Gebiet beweisen. —
- ¹¹ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Santissima Trinità«, S. 303.
- ^{11*} Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Sisto e Sesto«, S. 65 ff.
 Franz Wagner schreibt in seiner Federer-Dissertation über dieses Werk: »Wenn man das Gesamtwerk überblickt, so sind die kleinen Erzählungen wohl die schönsten, und von ihnen unstreitig »Sisto e Sesto«, dem man wohl den Titel »schönstes Buch« zusprechen darf, sofern man damit auch das künstlerisch Wertvolle meint«, S. 78 ff.
 Nicht weniger klar sagt Hans Bloesch in »Wissen und Leben 1913/14, S. 746: »Seine Meisternovelle »Sisto e Sesto« wiegt eine mehrfache Jahresausbeute des ganzen deutschen Büchermarktes auf, und wir müssen schon auf Mörikes »Mozarts Reise nach Prag« zurückgreifen, um dem schmalen Bändchen ein Werk von ebenso fein ziselierter, liebenswürdiger Kunst an die Seite zu stellen. Es ist unstreitig das beste, was Federer bisher geschrieben hat und charakterisiert seine künstlerische Eigenart am treffendsten: sein außerordentlich fein kultiviertes Sprach- und Stilgefühl, sein warmes, aller Kreatur entgegenschlagendes Herz, seine durch innere Kämpfe geläuterte Weltanschauung, seinen goldenen Humor, diese feinste Blüte inneren Reichtums.«
 Andererseits meint Boerries Freiherr von Münchhausen, in den beiden Novellen »Sisto e Sesto« und »Das letzte Stündlein des Papstes« habe Federer nur noch C. F. Meyer neben sich; »zweifellos steht Federer heute an der Spitze der eidgenössischen Erzähler, und in Deutschland haben wir wohl Spärlische seinesgleichen, aber keinen, der über ihm steht an Künstlerschaft.«
 Federer selbst hat sich dahin geäußert, daß »Sisto e Sesto« ihm am besten gelungen, Autobiographische Skizze in »Lit. Echo«, XV. Band.
- ¹² Federer: Durchs heißeste Italien, S. 60.
- ¹³ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Das letzte Dorf«, S. 201.
- ¹⁴ Federer: Am Fenster, S. 81.
- ¹⁵ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Eine Nacht in den Abruzzen«, S. 316.
- ¹⁶ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 594.
- ¹⁷ Federer: ebenda.
- ¹⁸ Federer: ebenda. S. 194.
- ¹⁹ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Eine Nacht in den Abruzzen«, S. 318.
- ²⁰ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Frau Agnes«, S. 29.
- ²¹ Federer: Wander- und Wundergeschichten: »Alonzo Brigone«, S. 1.
- ²² Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Agostino und Roberta«, S. 157.

- ²³ Federer: Unter südlichen Sonnen und Menschen: »Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio«, S. 193.
- ²⁴ Wenn Hermann Aellen in seiner Einführung zu den Werken Federers glaubt feststellen zu können, es »führen von den italienischen Novellenschätzen eines C.F. Meyer sichtbare Wege zu den römischen Novellen ‚Sisto e Sesto‘ und ‚Das letzte Stündlein des Papstes‘«, so muß ich gestehen, daß mir solche Wege durchaus nicht sichtbar geworden sind, —
- ²⁵ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Frau Agnes«, S. 36.
- ²⁶ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 350.
- ²⁷ Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 89 ff.
- ²⁸ Federer: Durchs heißeste Italien, S. 559.
- ²⁹ Federer: ebenda, S. 905.

Der Heilige von Assisi.

- ¹ Sämtliche Namensbezeichnungen des heiligen Franz — es sind ihrer mehr als dreißig —, die in diesem Kapitel folgen, entstammen Federers Werken. Der Einfachheit wegen führen wir sie künftig nicht eigens als seine Prägungen an.
- ² Federer: Autobiographische Skizze, in: »Lit. Echo«, XV. Band.
- ³ Federer: »Der heilige Franz von Assisi«, 1908.
- ⁴ Federer: ebenda, S. 1.
- ^{4*} Brief Federers an Fritz Kunz, vom 4. Mai 1908: »Ich war extra nochmals in Umbrien.«
- ⁵ Federer: »Der heilige Franz«, S. 8.
- ⁶ Federer: »Der heilige Habenichts«, S. 21.
- ⁷ Federer: ebenda, S. 26.
- ⁸ Federer: ebenda, S. 28. — Sigmund Stang schreibt in den »Stimmen der Zeit«, 1927, 112. Bd., S. 159: »Durch alle Dichtungen Federers geht die Sehnsucht, sich und den Leser aus dem Bann einer mammonistischen Zivilisation zu lösen und zu einem bedürfnislosen fröhlichen Leben mit der Natur und mit Gott zu führen.« — Nirgends zeigt sich die Berechtigung dieser Worte besser als in dem, was Federer über Franziskus schreibt. —
- ⁹ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »Das letzte Stündlein des Papstes«, S. 17. Vgl. Robert Faesi, in: »Wissen und Leben«, Bd. 14, 1914.
- ¹⁰ Federer: Das letzte Stündlein des Papstes, S. 24 f.
- ¹¹ Federer: ebenda, S. 28. — Vgl. Mario Andreis, S. 43, Siehe Anm. 6* zu Kapitel »Sprache«.
- ¹² Federer: Der heilige Habenichts, S. 23.
- ¹³ Federer: Von Heiligen, Räubern..., »Das Lächeln des hl. Franz«, S. 5 ff.
- ¹⁴ Federer: Franz von Assisi, S. 18.
- ¹⁵ Federer: ebenda, S. 44.
- ¹⁶ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »In Franzens Poetenstube«, S. 12.
- ¹⁷ Federer: Der heilige Franz von Assisi, S. 20.
- ¹⁸ Man vergleiche: »Der heilige Franziskus«, S. 25 ff., sowie: »Von Heiligen, Räubern...«, S. 32 ff. — Diese Seiten machen tiefsten Eindruck, weil sie dartun, wie tief Federer in Franzens schöner Seele zu lesen und lernen verstand. Sie sind ein würdiges Gegenstück zu den »Fioretti«.
- ¹⁹ Federer: Umbrische Reisegeschichtlein: »In Franzens Poetenstube«, S. 9.
- ²⁰ Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 5.
- ²¹ Federer: ebenda, S. 10.
- ²² Federer: Der heilige Franz von Assisi, S. 38.
- ²³ Federer: ebenda, S. 48.

- 24 Federer: Unter südlichen Sonnen..., S. 192.
- 25 Federer: Der hl. Franz..., S. 47.
- 26 Karl Wick, in »Vaterland«, vom 1. Mai 1928.
- 27 Wagner: Heinrich Federer, S. 74.
- 28 Federer: Der heilige Habenichts, S. 18.
- 29 Federer: Von Heiligen, Räubern..., S. 61.

Rückblick.

- 1 Nadler Josef: Literaturgeschichte der Deutschen Stämme und Landschaften, 4. Bd., S. 830 ff.

Literatur-Verzeichnis

Die Werke Federers über Italien.

- »Durchs heißeste Italien«, Reisebriefe, in: »Alte und Neue Welt«, 1908.
- »Der heilige Franz von Assisi«, Verlag »Christliche Kunst«, München, 1908.
- »Michelangelo«, Prolog für die erste Festversammlung der Renaissance am 25. Juni 1905. Erschienen in: Jahresbericht der akad. wissensch. Gesellschaft Renaissance Zürich. St. Paulusdruckerei. Freiburg 1916.
- »Der Tod der Renaissance«, Vortrag in der Renaissance-Gesellschaft Zürich, 1910. Im Druck: Renaissance-Gespräche, Zeitschrift des Verbandes Schweizerischer Renaissance-Gesellschaften. Heft 2. Februar 1937. St. Paulusdruckerei, Freiburg.
- »Sisto e Sesto«, Erzählung aus den Abruzzen, 1912 in den »Süddeutschen Monatsheften«, 1913 im Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.
- »Umbrische Reisegeschichtlein«, in: »Der Aar«, Illustrierte Monatsschrift, Pustet, Regensburg, 2. Jahrg., Band 1: »Über den umbrischen Tiber«, »Das letzte Stündlein Innozenz' III.«, »Franzens Poetenstüblein«, »In den Bergnestlein«, »Die umbrische Ziege«, »Italiener und Germanen«, »Das letzte Dorf«, »Aquila«. — Band 2: »Der Demokrat in der Kutte«, »Nach Amerika«, »Gebt mir meine Wildnis wieder«, »Auf den sibyllinischen Bergen« (»Alonzo Brigone«), »Eine Flohgeschichte«, »Die drei Punischen Kriege«, »Gebirgssoldaten«. — 3. Jahrgang, Band 1: »Die Wasserspiele von Terni«, »Evviva la Principessa!«, »Die gotischen Eichen«, »Glückliche Faulenzer«, »Im Felsenstädtchen Narni«, »Die Nähe Roms«, »Eine Gewitternacht im Abruzzenkirchlein«, »Was ich dem kleinen Heiden erzählte«, »Mein Tarzisiusgeschichtlein«.
- Von diesen »Geschichtlein« erschienen in Buchform: »Das letzte Stündlein des Papstes«, Verlag Salzer, 1914, nebst genannter Erzählung enthaltend: »Der gehörnte Reisekamerad«, »Frau Agnes«, »Was der Hausierer Marcote im Analphabetendörflein erzählt«, »Sibilla Pagni und Tadeo Ament«.
- »Eine Nacht in den Abruzzen«, »Mein Tarzisiusgeschichtlein«, Herder, Freiburg i. B., 1916.
- »In Franzens Poetenstube«, Umbrische Reisegeschichtlein, Herder, Freiburg, 1918; enthaltend: »Über den umbrischen Tiber«, »In den Bergnestern«, »Deutsch und Latein«, »Das letzte Dorf«, »Aquila«, »Nach Amerika«, »Der Heilige auf dem Paß«.
- »Gebt mir meine Wildnis wieder!«, Umbrische Reisekapitel, Herder, Freiburg, 1918, enthält nebst der Titelerzählung: »Das Zahnweh der kleinen Agna«, »Im Felsenstädtchen Narni«, »San Benedettos Dornen und San Franciscos Rosen« (war mit der folgenden Erzählung schon in »Durchs heißeste Italien« erschienen), »Santissima Trinität«, »Glückliche Faulenzer«, »Die gotischen Eichen«, »Campagna Vision«.
- »Römische Ballade — anno 1208«, in: O mein Heimatland, Bern, 1919.
- »Die Katzen vom Pantheon«, Ein Reisegeschichtlein, ebenda, 1918.
- »Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden«, Grote, Berlin, 1924, enthält: »Alonzo Brigone«, »Weihnachten in den sibyllinischen Bergen«, »Das Wunder von Bolsena«, »Dante«, »Der Krüppel von Orvieto«, »Ein behagliches Nachgeplauder des Erzählers«.

»Tod und Leben in Italien«, in: »Annalen«, schweizer. Monatsschrift, 1. Jahr, Dezember 1926, Heft 1.

»Plauderei über Alessandro Manzoni«, Lesezirkel 1922, Hottingen, Zürich.

»Zum 50. Todestag Al. Manzoni«, in: »Neue Zürcher Nachrichten«, 1923, Nr. 140—142.

»Glossen zum Jubiläum eines Romans«, in: »Der kleine Bund«, Bern, 1923, Nr. 20, 20. Mai.

»Der heilige Habenichts«, zwei drei Wörtlein von Heinrich Federer, Verlag Ars sacra, 1926.

»Unter südlichen Sonnen und Menschen«, Verlag der Buchgemeinde Bonn, 1926; enthält: »Zwei Christbäume in Rom«, »Sandra Giullini«, »Der Wilderer Augusto Sarti«, »Einer, der Steine sucht und Menschen findet«, »Der rote Zauber des Mastro Giorgio in Gubbio«, »Die Buchbinderin Mala Golzi«.

»Über Pastors Papstgeschichte«, Herder, Freiburg, 1925; wieder erschienen in »Heinrich Federer, ein Büchlein für seine Freunde von G. Keckeis, Herder, Freiburg, 1929.

Diese Aufsätze waren teilweise schon 1920—1927 in der »Kölnischen Volkszeitung« und in den »Neuen Zürcher Nachrichten« erschienen.

Einige der Reisegeschichtlein waren in der »Schweiz«, 18. Jahrg., Nr. 4—16, erschienen, auch Velhagen & Klasings Monatshefte hatten im 26. Jahrgang »La padrona Agnese« veröffentlicht, im 27. Jahrgang (Juni 1913) »Reisegeschichtlein aus den Abruzzen«, im 40. Jahrgang sämtliche Novellen, die im Buche »Unter südlichen Sonnen und Menschen« zusammengefaßt sind.

»Von Heiligen, Räubern und von der Gerechtigkeit«, Herder, Freiburg, 1929; enthält an Werken, die meine Arbeit betreffen: »Das Lächeln des heiligen Franz«, »Auf den Spuren des Poverello«, »Die unbekannten Heiligen«.

Der Verlag G. Grote, Berlin, brachte im Sammelband »Umbrische Reisegeschichtlein«, 1932, 30 »Geschichtlein«; vgl. die dortige Anmerkung betreff einiger Textänderungen.

Nachtrag: In »Alte und Neue Welt«, 42. Jahrgang, 1907/08, Federer: »Der Weltbrief Pius' X. und die Weltliteratur«, »Der Jubelpriester auf Petri Thron«.

Zu weiterer Orientierung vergleiche: Dr. A. H. Schwengeler: »Heinrich Federer«. Bibliographie der Beiträge Heinrich Federers an die periodische Presse, S. 156, sowie: Ernst Metelmann, in: »Die schöne Literatur«, 27. Jahrg., Nr. 10, Oktober 1926, S. 437; zudem: Franz Wagner: »Heinrich Federer, der Mann und das Werk, Dillingen a. Donau, 1931.

Benutzte Literatur über Federers Italienverhältnis.

Achtermann, Bernhard: »Heinrich Federer«, in: »Hochland«, 11. Jahrg., 1. Heft, Oktober 1913, S. 50—67.

Aellen, Hermann: »Heinrich Federer«, Eine Einführung in das Werk des Dichters; Verlag Salzer, Heilbronn 1928.

Andreis, Mario: Enrico Federer, Novelle Umbre, Edizioni Cristofari, Vicenza.

Antz, Josef: Vom prosaischen Stil und den Anfängen Heinrich Federers, in: »Die Bücherwelt«, 1912.

Bloesch, H.: »Heinrich Federer«, in: »Wissen und Leben«, Zürich, 7. Jahrg., 12. Heft, S. 746 ff., 1914.

Bonzani Baretta, Gius.: »Heinrich Federer, Storie e leggende nel cuore d'Italia«, Venezia, Libreria Emiliana, 1930. (Übersetzung der »Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden«.)

Birnbach, F. B.: »Heinrich Federer, seine Persönlichkeit und seine Kunstform«, Dissertation, Bonn, 1935.

Bry, C. Ch.: »Heinrich Federer«, in: »Das literarische Echo«, 15. Jahrg., 13. Heft, 1913.

- Birchler, Linus: »Heinrich Federer«, Gedächtnisrede an der Jahresversammlung des Schweizerischen Schriftstellervereins in Winterthur, 1928; abgedruckt in: »Der Lesezirkel«, 15. Jahrg., 10. Heft.
- Dörfler, Peter: »Heinrich Federer«, in: »Hochland«, 25. Jahrg., Juni 1928.
- Eichert, Franz, über: »Gebt mir meine Wildnis wieder«, in: »Gral«, 12. Jahrg., S. 157.
- Elster, H. M.: »Heinrich Federer«, zu seinem 60. Geburtstag; Grote: Weihnachtsalmanach 1926.
- Ermatinger, E.: »Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz«, S. 698 ff., Verlag Beck, München, 1933.
- Faesi, Robert, über: »Das letzte Stündlein des Papstes«, in: »Wissen und Leben«, Jahrg. 7, 1914.
- Fleiner, R.: »An Heinrich Federer«, »Schweizer Rundschau«, 26. Jahrg.
- Floek, Osw.: »Heinrich Federer«, Leben und Werk, Grote, Berlin, 1938.
- Foerster, Dr. Irmgard: »Mittel der Darstellung bei Heinrich Federer«, Diss., Marburg, 1939.
- Grolmann, A.: »Franziskus von Assisi — Heinrich Federer«, in: »Die schöne Literatur«, Jahrg. 27, Oktober 1926,
- Hafner, Th.: »Der Dichter Heinrich Federer«, in: »Schweizer Rundschau«, 26. Jahrg., 1926, S. 486 ff.
- Heer, Gottlieb H.: »Das Naturerlebnis Heinrich Federers«, Dissertation, Bern, 1930; Verlag: P. Haupt.
- Herz, Hermann: »Federers Sisto e Sesto«, in »Bücherwelt«, 10. Jahrg., 1913, Sp. 187/8.
- Keckeis, Gustav: »Heinrich Federer«, ein Büchlein für seine Freunde. Herder, Freiburg.
- Keckeis, Gustav: »Heinrich Federer, der Geschichtenerzähler«, in: »Literarischer Handweiser«, 55. Jahrg., 1919.
- Keckeis, Gustav: »Federers Wander- und Wundergeschichten«, in: »Literarischer Handweiser«, 60. Jahrg.
- Korrodi, E., in: »Die Literatur«, 30. Jahrg., 1927/28.
- Lanzerath, Tim.: Federers »Der hl. Franz von Assisi«, in: »Literarischer Handweiser«, 46. Jahrg., 1918.
- Maync, Harry: »Meine Erinnerungen an Heinrich Federer«, in: »Der kleine Bund«, Jahrg. 1928, Nr. 24.
- Maync, Harry, über: »In Franzens Poetenstube« und »Gebt mir meine Wildnis wieder«, in: »Das literarische Echo«, Jahrg. 20, Heft 12, 1918.
- Mazzucchetti, Lavinia und Lohner, Dr. Adelheid: »Die Schweiz und Italien«, über Federer S. 300, Verlag Benziger, 1941.
- Nadler, Josef, in: »Literaturgeschichte der Deutschen Stämme und Landschaften«, 4. Bd., S. 830 ff.
- Odermatt, H., »Heinrich Federer«, in: »Neue Zürcher Nachrichten«, 30. April 1928.
- Oehl, Wilhelm: »Heinrich Federer †«, in: »Schönere Zukunft«, 3. Jahrg., Nr. 34, Mai 1928.
- Oser, Hans: »Heinrich Federer«. Aus Briefen und Erinnerungen, 2. Auflage, Luzern und Leipzig, 1928.
- Ott, V.: »Studien zur Darstellung des Kindes in der modernen Schweizer Erzählliteratur«, Verlag Tschudy, St. Gallen, 1944.
- Rogger, L.: »Federers kleine Büchlein«, in: »Schweizer Rundschau«, 19. Jahrg., 1918, S. 149—154.
- Schwengeler, A. H.: »Heinrich Federer im Spiegel seines journalistischen Schaffens«, Dissertation, Bern, 1931, Verlag Paul Haupt, Bern und Leipzig.
- Stang, Sigismund, über: »Der heilige Habenichts«, in »Stimmen der Zeit«, 1927, 113. Bd., S. 160.
- Wagner, Franz: »Heinrich Federer«, Der Mann und das Werk. Ein Beitrag zur Erzählliteratur der Schweiz, Dissertation, Münster in Westfalen; Druck: Schwäbische Verlagsdruckerei, Dillingen, 1931.
- Wagner, Max: »Dem Gedächtnis Heinrich Federers« (Zum 70. Geburtstag des Dichters) in: G. Grotes Almanach, Weihnachten 1936.

- Waser, Maria: »An Heinrich Federer«, in: »Die Schweiz«, 20. Jahrg., 1916, Nr. 9, S. 529 ff.
- Waser, Maria: »Beim Tode Heinrich Federers«, in »Neue Zürcher Zeitung«, 20. Mai 1928.
- Willam, F. M.: »Federer, der Dichter am Fenster«, in: »Hochland«, 30. Jahrg., 1932/33, 7. Heft, S. 24—38.
- Wyrsch, K.: »Wie der Dichter im Himmel empfangen wurde«, Schweizer Rundschau, 28. Jahrg., 1928.
- Weitere Angaben finden sich in der Bibliographie über Federer von Ernst Metelmann, in: »Schöne Literatur«, 27. Jahrg., 1926, S. 437 ff., ebenso in der Dissertation von Franz Wagner über Heinrich Federer.

Die Zitationen in vorliegender Arbeit wurden, was die Umbrischen Reisegeschichtlein betrifft, nach der Ausgabe von Grote (1932) gemacht; die »Mätteliseppi«-Angaben nach der Ausgabe von 1912.

Register

A

Abbondio, Don 58, 62
 Aberglaube 116
 Abruzzzen 22, 37 f.
 Achtermann 139, 148
 Aellen 53, 139, 145, 148
 Aëtius 9
 Alexander VI. 102
 Alexius, hl. 8, 10, 106
 Allegri 8 f.
 Alpen (literarisches Scheide-
 gebirge) 57
 Andreis 53, 64, 139 ff., 145, 148
 Anticoli 42, 87
 Antike 13
 Antonius, hl. 125
 Antz, Josef 59, 140, 148
 Apennin 29
 Aquila 18, 107
 Arbeitsamkeit 32
 Architektur 68 ff., 75
 Aretino 67
 Ariost 67
 Armut 37
 Armutsideal, Rousseaus, Fran-
 zens, Tolstojs 124
 Arno 17
 Assisi 17 f., 128
 Attila 8
 Athen 9, 74
 Augen der Südländer 41
 Auswanderung 30, 37

B

Banditen 32 f.
 Basilicata 43
 Beatrice 62, 65, 85
 Beethoven 81
 Bellini 80
 Bembo, Pietro 142

Benedikt, hl. 93 f., 106 f., 126,
 144
 Berge (Abruzzzen, Rückgrat
 Italiens) 22 f.
 Bernardino 27, 29, 30, 107 ff.
 Bernini 6
 Bernoulli, C. A. 143
 Bettler 30, 69
 Birchler, L. 149
 Birnbach, F. B. 140, 148
 Bloesch, H. 144, 148
 Blondel, H. 144, 148
 Boccaccio 67
 Böcklin 54
 Boerris 144
 Bologna 17, 44, 74
 Bolognese 38, 44
 Bolsena 35, 37
 Bonifat VIII. 98
 Bonzani, Bavetta 148
 Borromäus 110
 Botticelli 86
 Brosch (Päpsthistoriker) 100
 Bresci 31
 Briganten, s. Banditen
 Brunelleschi 73
 Brunnen Roms 21 f.
 Bry, C. Ch. 139, 148
 Buonarroti, s. Michelangelo
 Burckhart 90
 Byron 60, 62

C

Caesar 21, 95
 Calderon 58
 Calvani 31
 Camaldoli 107
 Campagna 1, 8, 90
 Carnot, Maurus 9, 135
 Cantù 61

Caracci 7, 67, 81
 Carducci 62, 66
 Cassino, Monte 106 f., 126
 Castiglione 109
 Cavour 104
 Cellini 67
 Cicero 9
 Colombo, Christoforo 31
 Coelestin 27, 98, 106
 Correggio 6, 11, 79 ff., 103
 Corneille 58
 Croce, B. 54
 Santa Croce in Florenz 77, 85

D

Dante Allighieri 6 f., 17, 36, 44,
 51, 57, 60, 63, 65, 85, 87, 127,
 141
 Davidmonument 76
 Dekadenz 30 f.
 Denkmal (Vittorio-) 75
 (Colleoni-) 75
 Diogen 120
 Divina commedia 73, 84
 Dom Florenz 70
 — Orvieto 69, 87
 — Siena 69
 — Palermo 95
 — Parma 74
 — Pisa 70, 141
 Dome, Besitztum des Volkes 69
 Dombauten (Bewunderung
 der-) 68
 Dominichino 67, 81
 Dominikaner 102
 Dorf und Land 49
 Dörfler, Peter 149
 Droste, Annette 60
 Dostojewski 58
 Dürer 11, 80

E

Effmann 11
 Eichert, Franz 143, 149
 Eigenart der Italiener 131 f.
 Eigenart Federers (künstlerische) 144
 Einfachheit 5, 29
 Einheit Italiens 42
 Einigkeit (innere —) 46
 Elsatal 21
 Elster 149
 Engel, Eduard 140
 Ennius 90
 Enzo 96
 Eremitenleben 107
 Ermatinger, E. 149
 Erzähler 38 f., 52 f.
 Etrusker 90
 Evangelium in den Abruzzen 113

F

Fauna 24 f.
 Faesi, Robert 145, 149
 Faulheit 31
 Feindseligkeit 35
 Fiesole 13, 27
 Fleiner, R. 149
 Fleiß der entschwundenen Geschlechter 87
 Fleiß der Italiener 31 f.
 Floeck, Oswald 12, 135, 140, 149
 Flora 24
 Florentiner 44
 Florenz 17, 70, 74
 Flüsse 21
 Foerster, Irmgard 90, 140, 142, 149
 Fogazzaro 53 f., 63 f.
 Foligno 18
 Foscolo 61 f., 66
 Franziskus 118
 — Einfachheit 124 ff.
 — Armut 120 ff.
 — Einfalt 124 f.
 — Fröhlichkeit 126
 — Liebe 125
 — Mystiker 128
 — Verehrung durch das Volk 130
 — Heimat 27

Frau (Schicksal der italienischen —) 41
 Fremde (die Heimat anderer) 137
 Friedrich I. 95 f.
 Friedrich II. 18

G

Galilei 31
 Garten 24
 Gebirgscharakter 23
 Genie und Fleiß in den Italiener Bauten 74
 Genie der Italiener 103
 Gentilezza e bellezza 109
 Geschichte 89
 Geschichtsschau 89, 100
 Ghibellinen 17
 Ghirlandaio 86
 Gimignano 18
 Giorgione 82
 Giusti, Giuseppe 61, 64
 Glaube 115
 Goten 93
 Goethe 28, 60, 62, 128 f.
 Gogol 58
 Gotik 68
 Gottesdienst 113
 Grab von Pietro Morone 27
 Gräber 99
 Gran Sasso 22 f.
 Gregor VII. 96
 Gregor der Große 95
 Gregorovius 54, 90, 100
 Grolmann 149
 Gualbertus, Johannes 107
 Gubbio 18, 35

H

Habsucht 123
 Hannibal 9
 Hafner, Thomas 149
 Hauck 90
 Heer, Gottlieb 136, 149
 Heilige Roms 105 ff.
 Heimat Federers 138 ff.
 Heimatreue 27, 137
 Heimweh nach Italien 6, 26
 Heimweh Federers nach der Schweiz 27, 137
 Heinrich VI. 95

Herz der Italiener 29, 46 ff.
 Herz, Hermann 149
 Heyse 54
 Himmel 19, 24
 Hohenstaufen 95
 Horatius 9, 90

I

Indifferentismus (religiöser-) 115
 Innozenz III. 95 f, 120
 Italien (Federers Glück) 131
 Italienisch-Deutsch (Kluft zwischen —) 54, 55, 66

J

Jonschwil 11 f.
 Jud Hildegard 140
 Julius II. 82
 Jurgurtha 93

K

Kalabrien 45
 Katakomben 8, 93, 106
 Katharina von Siena 86 f., 98 f., 109
 Keckeis G. 99, 137 ff., 143 ff., 148 f.
 Kenntnis (Tiefe — des italienischen Volkes) 114
 Kinder 36, 65
 Kindlimann C. 141
 Kirche (Gestalten der —) 143
 Kirchenbauten (Großartigkeit der italienischen —) 70
 Klassenunterschied 30
 »Kollegi« 11
 Kontakt mit dem italienischen Volke 28
 Karl von Anjou, König — 97
 Korrodi E. 66, 141 f., 149
 Kritik (Federers Begabung für —) 59
 Kunst 11, 66 ff.
 Kunstbegeisterung 6
 Kunstbetrachtungen 88
 Kunst (Begeisterung für Buonrottis —) 78
 Kunz, Fritz 26, 42, 118 f., 124, 128, 145

L

Lachen 35
 Lanzerath T. 149
 Lamartine 60
 Lateran 73, 105
 Laurentius 105
 Leben, religiöses — 105 ff.
 Leid 39 f.
 Leo der Große 8, 96, 106
 Leo X. 82
 Leonardo da Vinci 11, 78, 82,
 85 f, 103, 142
 Leopardi 61
 Livius 90
 Liebe, menschliche 34
 Lied, Macht des — 46
 Literatur 57
 Lorenzo, il Magnifico 102
 Lucullus 43

M

Machiavelli 17, 67, 136
 Madonna 112 f.
 Madonnenbilder 80
 Mailand 13 f., 17, 108
 Mann, Thomas 58
 Manzoni, Alessandro 53, 57—65,
 75 132, 140
 Marco San 70, 101
 Marmor (Macht des —) 75
 Marmormenschen 76
 Maync, Harry 90, 95, 142 f.,
 149
 Mazzucchetti 149
 Medici 31
 Meer 22
 Mensch 28 ff., 38
 Metelmann Ernst 148, 150
 Meyer, C. F. 66, 125, 136, 141,
 144 f.
 Michelangelo 5 ff., 11, 36, 44,
 67, 75 ff., 82, 84, 87, 103, 142
 Militärische Einstellung 41
 Modern 45
 Monte Cassino, siehe Cassino
 Monti 60
 Morone Pietro 27, 97, siehe
 Coelestin
 Modernste Menschen Italiens 45
 Mönchtum, benediktinisches —
 107
 Musik 45 f.

N

Nacht 24
 Nadler J. 132, 146, 149
 Naivität 35
 Napoleon 60, 95, 101, 103
 Narses 93
 Narni 18, 46, 49
 Natur 14 ff., 19
 Natur (Einfluß der — auf
 Federer) 137
 Nemisee 27
 Neri, Philipp — 110
 Nichtigkeit des irdischen Tan-
 des 123
 Niklaus von der Flüe 113, 129
 Niklaus IV. 97
 Nordländer — Südländer 53 f.
 Nursia 94

O

Obwalden 14
 Odermatt, Hermann 1, 135, 149
 Oehl W. 149
 Optimismus (Federers) 115,
 131
 Originalität seiner Franziskus-
 beschreibung 119
 Orvieto 69, 70, 87
 Oser Hans 12, 135, 138, 141,
 149
 Oesterreich — Italien 42
 Ott, Viktor 138, 141, 149
 Ovid 10, 90

P

Paläste 73
 Palma Vecchio 80
 Pantheon 82
 Papini Giovanni 65, 141
 Papst (Das letzte Stündlein des
 Papstes) 120 ff.
 Papsttum 143
 Pastor, Ludwig v. 99 ff.
 Paul III. Papst — 110
 Pellico, Silvio 61
 Perugia 17, 33, 35, 120, 128
 Perugino 87
 Petrarca 24, 67

Petronio, San — in Bologna

27
 Petrucci, Pandolfo 136
 Pietro da Morvone 27, 97, 107
 Pilger ohne bleibende Stätte
 27
 Pisa 17, 70, 99
 Pius, Papst X. 63, 117, 140,
 148
 Phlegma 31 f., 34, 35
 Platen 54
 Poesie 57, 63
 Politische Einstellung 41
 Pompeius 93
 Prediger (Franziskus) 125
 Priester, Federer als Katho-
 lischer — 105 ff.

R

Raffael 67, 78 f., 81 f., 84, 86,
 142
 Ranke 90, 100
 Renaissance 102 ff.
 — und Papsttum 110
 — und religiöses Leben 110
 — Tod der — 66, 110
 Reni Guido 67, 81
 Rogger, L. 96, 149
 Rom 8, 9, 43, 73, 90, 101, 105,
 120, 123
 Romuald 107
 Romulus und Remus 90
 Rossini 31
 Rousseau 123

S

Sabatier 130
 Sabiner 42
 Sallust 10
 Sarazener 42
 Sarto, Andrea del — 86
 Savonarola 17, 41, 87, 101,
 108 f.
 Scipio 21, 90
 Scott 58
 Scarlatti 81
 Schaffensfreude des italienischen
 Arbeiters 74
 Schätze des südl. Volkes 131
 Schönheitsdurst des italienischen
 Volkes 69

Schulenburg 144
 Schwengeler, A. H., 139, 149
 Sebastian, hl. 105
 Segen des Franziskanerordens 120
 Sehnsucht nach Italien 6, 12, 26
 Signorelli 87
 Sinn für den Süden 131
 Siena 17, 34, 46, 70, 85, 107
 Sixtus V. 33, 101, 112
 Shakespeare 10
 Soldaten 41
 Sonnengesang 127
 Sorglosigkeit 23
 Soziale Mißstände 30 ff.
 Spoleto 18, 77
 Sprache 51 ff.
 Sprachkenntnis (Federers italienische —) 51
 Städte Italiens 17
 — (Rom 12, Mailand 14)
 Stang, Sigmund 139, 145, 149
 St. Georgen 79
 Stil, italienischer 53 f.
 Stilicho 9
 Stockmann, Anton 17, 50, 68, 139, 140 f.
 Subiaco 94, 106, 107, 126
 Sulla 9
 Süd-Nord (Gegensatz —) 131 f.
 Südländer, Verdienst der — 131

T

Tarcisius 7, 106
 Tasso 24, 31, 67

Tiber 21, 90
 Tierliebe, Poetenbüchlein des hl. Franz von Assisi 25
 Tivoli 42
 Tizian 80, 81, 86
 Trevi 18
 Tod und Grab 99
 Tolstoi 124
 Toskana 51
 Trient, Konzil von — 110
 Trinità, Monte Santissima — 111

U

Umbrien 18 f., 29, 129
 Umbrier 38, 43, 52, 67, 119, 124
 Umbrische Städtchen 18
 — Straßen 20
 Unterdrückung 32
 Unwissenheit 3, 37 ff.

V

Vallombrosa 107
 Venedig 9, 17, 30, 73, 112
 Venezianer 38, 44 ff., 52, 112
 Venetianische Kunst 79 f.
 Verarmung 30
 Verbundenheit (innere — Federers mit Italien) 111
 Verdi 62

Verhältnis zur Geschichte 9
 Verrochio 75
 Vertrauen zu den Menschen 49
 Viktor Emanuel 17
 Vinci, siehe Leonardo
 Volksfeste (Venedig) 45
 Völkerwanderung 93 ff.
 Volksseele 28, 34 ff.
 Volsker 90
 Voßler Karl 64

W

Wagner, Franz 89, 135, 142, 144, 146, 148, 149, 150
 Wagner, Max 149
 Wanderer (Federer als — im Süden) 28 ff.
 Waser, Maria 1, 135, 150
 Wick, Karl 129, 146
 Willam, Michel 138, 150
 Winkelmann 54
 Winfried 94
 Wyrsh, K., 150

Z

Zufriedenheit 29 f.
 Zürich 11 f., 18, 50

Inhalt

	Seite
Vorwort	1
Italiensehnsucht	3
Das Land der »leichten Erde«	14
Der Südländer	28
Sprache	51
Dichtung	57
Im Banne der bildenden Künste	68
Blick in Italiens Vergangenheit	89
Religiöses Leben	105
Der Heilige von Assisi	118
Rückblick	131
Anmerkungen	135
Literatur-Verzeichnis	147
Register	151

